

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

Vol. 6

1958

No 7-12

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Henryk Keisch (Chefredakteur)  
Helmut Hauptmann, Helmut Kaiser, Christa Wolf,  
Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho  
Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

## INHALT

## DAS BILD DES NEUEN MENSCHEN IN DER LITERATUR

Bemerkungen zu einem Buch / <i>Helmut Hauptmann</i> . . . . .	4
Um ein Kind / <i>Bruno Apitz</i> . . . . .	8
Literatur und politische Agitation / <i>Marta Nowerath, Hans Lorbeer, Gerhard Harkenthal, Friedrich Döppe, Günther Wieland, Karl-Heinz Tuschel, Lolf Hünecke</i> . . . . .	24
Gedichte und Lieder zur Ostseewoche 1958 / <i>Kuba</i> . . . . .	38
Bericht über meinen Vater / <i>Karl Mickel</i> . . . . .	45
Verbotene Fahnen / <i>Annemarie Jacobs</i> . . . . .	46
Stationen / <i>Werner Lindemann</i> . . . . .	73
Wir beantragen unsere Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse / <i>Helmut Preisler</i> . . . . .	81
Briefe von Friedrich Wolf . . . . .	88

## PROBLEME DES REALISMUS IN UNSERER LITERATUR

Begrüßungsschreiben / <i>Johannes R. Becher</i> . . . . .	103
Vom Werden der sozialistischen deutschen Nationalliteratur / <i>Johanna Rudolph</i> . . . . .	104
Stand und Aufgaben unserer Literaturkritik / <i>Marianne Lange</i> . . . . .	113
Eine Lektion über Wahrheit und Objektivität / <i>Christa Wolf</i> . . . . .	120

## NEUE BÜCHER

*Eva Strittmatter*: „tangente“ (Wolfgang Weyrauch, „Bericht an die Regierung“; Ulrich Becher, „Der schwarze Hut“; Martin Gregor, „Der Mann mit der Stoppuhr“; Egon Günther, „Dem Erdboden gleich“; Joachim Kupsch, „Die Bäume zeigen ihre Rinden“), S. 124; *Annemarie Reinhard*: Von der Liebe zum Leben (Hans Grundig, „Zwischen Karneval und Aschermittwoch“), S. 130; *Erwin Kohn*: Zwischen arm und reich (Jurij Brézan, „Der Gymnasiast“), S. 133; *Günther Deicke*: Drei junge Lyriker (Werner Lindemann, „Mosaiksteine“; Wolfgang Hädecke, „Und stehn die Fragen auf“; Walter Werner, „Licht in der Nacht“), S. 136; *Werner Liersch*: Wandlung einer Problematik (Max Frisch, „Homo Faber“), S. 142; *I. M. Lange*: Das Testament der Kommunarden (Anthologie „Die Pariser Kommune im deutschen Gedicht“), S. 146.

## UMSCHAU

*Stephan Hermlin, Ludwig Renn, Henryk Keisch*: Die Bücherverbrenner von gestern sind die Atomtöter von morgen, S. 148; *André Müller*: Westdeutsche Brecht-Renaissance, S. 151; *Günther Cwojdrak*: Rechnung in Braun, S. 153 u. a.



Wenn dieses Heft erscheint, tagt in Berlin der V. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. In seinen Beratungen und Beschlüssen werden sich auch die Auseinandersetzungen der letzten Monate und Jahre um Haltung und Weg unserer Schriftsteller, um den Charakter der neuen deutschen Literatur, Literaturkritik und Literaturpolitik widerspiegeln. Auch für die Literatur wird der Parteitag sagen, wo wir stehen und wohin wir gehen.

Dieses Heft möchte ein literaturpolitischer Beitrag zum V. Parteitag sein, ein Gruß der Autoren und Redakteure unserer Zeitschrift an die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands. Dabei wissen wir wohl, daß nicht eine einzelne Anstrengung allein entscheidet, wenn wir helfen wollen, einer neuen sozialistischen deutschen Literatur den Weg zu bahnen, sondern daß ständiges Bemühen dazu nötig ist. In diesem Sinne ist das Heft auch eine Selbstverpflichtung. Wir veröffentlichen zeitgenössische Zeugnisse sozialistischer Literatur. Andere, essayistische und literaturkritische Beiträge sollen die Aufmerksamkeit des Lesers auf zentrale Fragen unserer literarischen Entwicklung lenken. Jenen Genres, die aktuell und direkt zum Bewußtsein des Lesers (und Hörers) sprechen, ist ein gebührender Platz eingeräumt: dem Agitationsvers, der Skizze. Junge Lyriker kommen mit Arbeiten zu Wort, die aus Anlaß des V. Parteitages entstanden sind.

Wir grüßen mit diesem Heft auch den Ersten Sekretär des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Walter Ulbricht, zu seinem 65. Geburtstag. Genosse Walter Ulbricht war in den ereignisreichen Jahren, die hinter uns liegen, ein zuverlässiger Freund, Berater und Erzieher der sozialistischen deutschen Schriftsteller. Er hat uns geholfen, unseren Weg zu finden. Er hat uns gelehrt, uns stets und unter allen Umständen auf die Arbeiterklasse zu orientieren und die marxistisch-leninistische Lehre vom Klassenkampf auf die literarische Arbeit anzuwenden. Der Vorstand des Deutschen Schriftstellerverbandes und die Redakteure dieser Zeitschrift danken Genossen Walter Ulbricht für sein verdienstvolles Wirken im Dienste des Sozialismus, der die Zukunft unseres Volkes und damit die Zukunft unserer Literatur ist.

# DAS BILD DES NEUEN MENSCHEN IN DER LITERATUR

## Zu einem Buchenwald-Roman

**E**in Bündel Druckfahnen flatterte auf den Tisch: „Nackt unter Wölfen“, erster deutscher Buchenwaldroman, von Bruno Apitz. – Apitz? Das war der Genosse, der wortkarg und bescheiden in den Versammlungen der Schriftsteller saß. Wer kannte ihn? Wer, von den jüngeren zumal, bezweifelte nicht im stillen, einen begabten Autor vor sich zu haben? Bruno Apitz: das ist sicher ein guter, verdienter Genosse – aber ein Schriftsteller? Dachten wir nicht so?

Ich las die Druckfahnen an. Und dann legte ich sie erst wieder zur Seite, als ich den Roman in einem Zug zu Ende gelesen hatte.

Beim Lesen erinnerte ich mich der Diskussion mit einem Kollegen, dessen Romanmanuskript nicht veröffentlicht worden war. Seine Fabel spielte in derselben Zeit wie die von „Nackt unter Wölfen“: in den letzten Wochen des Krieges. Wie bei Apitz ging es um den Kampf mutiger Kommunisten und Antifaschisten gegen SS und Hitlerkrieg. Das Manuskript konnte nicht veröffentlicht werden, weil seine Tendenz der wahrheitswidrigen These vom „braunen und roten Faschismus“ Vorschub leistete. Diese Tendenz ergab sich, wie mir nach der Diskussion schien, unter anderem aus der falschen Voraussetzung, von der der Autor ausgegangen war. Er hatte, so sagte er es selbst, ein hartes Buch schreiben wollen, zeigen wollen, daß man gegen die Faschisten nicht wirksam kämpfen könne, ohne mit ihren eigenen Mitteln zurückzuschlagen. Das hieße: Der Kampf des Neuen gegen das Alte in der Gesellschaft wäre letzten Endes sinnlos, denn der Kämpfer für die gute Sache würde im Kampf – gezwungenermaßen – unmenschlich werden, nicht die Chance haben, sich menschlich zu bewähren und zu reifen, auch und gerade im Kampf viele Eigenschaften des Menschen der neuen Gesellschaft andeutend, ja herausbildend vorwegzunehmen. – Der Rest ist Nihilismus.

Nun hat Bruno Apitz ein „hartes“ Buch geschrieben. Er ist keinem Konflikt ausgewichen. Er hat sich nicht darauf beschränkt, die wollüstige Grausamkeit von mißbrauchten Bütteln und das namenlose Elend der gepeinigten Kreatur im KZ-Lager festzuhalten, obwohl auch das beklemmend eindringlich von ihm geschildert worden ist. Er hat sich der Frage gestellt, was alles im Kampf möglich und notwendig sein könne.

Ein polnischer Jude kommt nach Buchenwald. In einem alten Koffer schmuggelt er ein Kind ein, das, im Warschauer Getto geboren, seine Eltern



in Auschwitz verloren hat. Es wird von Häftlingen in der Effektenkammer versteckt. Dadurch gefährdet es jedoch, was natürlich nur wenigen im Lager bekannt ist, den militärischen Ausbilder der illegalen Widerstandsorganisation und so die ganze Organisation selbst. Die geringste verdächtige Spur, die zur Effektenkammer führt, gefährdet den Plan des militärischen Aufstandes und also das Leben vieler tausend Gefangener, die vielleicht gerettet werden können; der militärische Ausbilder der internationalen Kampfgruppen ist nämlich der Häftlingskapo der Effektenkammer. Das illegale Lagerkomitee, die Partei sieht sich in eine Zwangslage gestellt: Das Kind muß aus dem Lager. Beim nächsten Transport soll der Pole mit ihm Buchenwald verlassen. Die Genossen zögern, Genossen, die Zusammenhänge und Notwendigkeit nicht übersehen können, aber auch Genossen, die wissen oder ahnen, um was es geht. Sie zögern, denn auf Transport müssen, das kann den Tod bedeuten, das bedeutet zu dieser Zeit – der Krieg neigt sich dem Ende zu – wahrscheinlich den Tod.

Es geht um viele tausend Menschen. Und es geht um ein Kind. Es geht um Disziplin und eigene Entscheidung, um Verantwortung, Schuld und Größe. Es geht um die Partei, die aus einzelnen Genossen besteht und im einzelnen Genossen, um die Partei, die die Kraft und das Wissen und die Geduld der vielen einzelnen summiert und potenziert und in den Kampf wirft. Ja, sie muß manchmal hart kämpfen, mit unerbittlicher, opferbereiter, vielleicht auch mit tragischer Härte – nicht weil ihr das besonders gefällt, sondern weil der Feind dazu zwingt. Dennoch, nein gerade unter diesen Umständen beweisen die Genossen (die mit und die ohne Parteibuch), wie turmhoch überlegen sie moralisch den Feinden sind. Hunderte von ihnen sind bewußt in den Tod gegangen, um andere zu retten. Dabei ist es nicht wahr, daß die Genossen zynisch wie preußische Generäle entscheiden, wenn es um Tod und Leben geht. „Manchmal denke ich, wir sind doch eine verdammt hartgesottene Gesellschaft geworden“, sagt der Lagerälteste Krämer. Dennoch und gerade weil er es sagt, wissen wir, daß es nicht so ist. – Und immer wieder geht es um das Kind; Fragen und Zweifel laden sie auf sich, Folter und Tod. Und nichts machen sie sich leicht. Für nichts gibt es Schablone oder Patent.

Was für Bücher einer schreibt, hängt nicht nur von seinem Talent ab. Entscheidend ist das Leben, das einer führt.

Bruno Apitz, Jahrgang 1900, ist das zwölfte Kind eines Leipziger Wachstuchdruckers und einer Waschfrau. Während der Vater zum Säufer wird, bleibt die Mutter, die sich schließlich von ihrem Mann trennt, eine bewußte, urwüchsige Proletarierin, die nicht nur ihre persönlichen Interessen zu vertreten versteht, sondern ebenso die ihrer Klasse. Als ein guter Bekannter in der Lotterie gewinnt und ihr ein Darlehen gewährt, kann sie dem Händler,

für den sie täglich eine „Milchtour“ erledigt hat, die Kunden abkaufen und einen kleinen Laden aufmachen. Der Keller darunter wird im ersten Weltkrieg zum Umschlagplatz für illegale sozialistische Literatur. Oben betritt eine aufgedonnerte Kleinbürgerin den Laden. „Waas – Sie lesen die Leipziger Volkszeitung?“ – „Ja. Haben Sie was dagegen? Schmeckt Ihnen mein Quark nicht? Dann kaufen Sie woanders!“ Das ist Mutter Apitz. Noch 1933 – sie ist schon über Siebzig – verteilt sie illegal das Braunbuch über den Reichstagsbrandprozeß.

Bruno hat immer ein gutes Verhältnis zu seiner Mutter gehabt, hat viele Jahre allein mit ihr zusammengelebt. Vielleicht, weil er das Nesthäkchen war, sicher aber auch, weil sie seine Kämpfe und Abenteuer verstand und billigte. Mit Vierzehn geht er zur SAJ, mit Sechzehn zur Liebknecht-Jugend, im August 1917 hält er seine erste Rede, spricht in Stötteritz zu den streikenden Munitionsarbeitern, die sich auf einem Stoppelfeld versammelt haben. Abends wird er verhaftet. Vier Wochen vor der Revolution kommt er aus dem Gefängnis. 1919 ist er beim ersten und einzigen Buchhändlerstreik dabei und das kostet ihn die Lehrstelle bei Gustav Fock. Inzwischen hat er bereits eineinhalb Jahre Stempelschneider gelernt, dann als Laufbursche und Markthelfer Geld verdient. Mutter muß den Laden aufgeben und kann vom Erlös mit Mühe die letzten Schulden bezahlen. Bruno findet Beschäftigung im Wissenschaftlichen Antiquariat K. F. Köhler. Aber das geht nur solange gut, bis er während des Kapp-Putsches an der Spitze einer Arbeiterhundert-schaft in den Hof marschiert und dem „Goldflake“ paffenden Prokuristen Eichler unmißverständlich die Bedeutung eines Generalstreiks klarmacht.

18 Vielleicht, hoffentlich wird Bruno Apitz einmal selbst niederschreiben, was er in dieser Zeit alles getan und erlebt hat: wie er während der Inflation zu einem Paar herrschaftlichen Lackschuhen kam, wie er Schauspielunterricht nahm und eine Zeitlang „tingelte und schmierte“, wie er den Zentralverlag der Roten Hilfe leitete und wie er mit sechs Mark Fürsorge die Woche als Bezirksreferent und Agitpropfunktionär der KPD tätig war. Im Mai 1933 wurde er verhaftet. Diesmal ging es noch mit vier Monaten ab. Im Oktober 1934 wurde er erneut festgenommen. Im Mai 1935 wurde er verurteilt. Es folgten zwei Jahre und zehn Monate in Waldheim. Anschließend Buchenwald. Acht Jahre.

Wie kann einer acht Jahre Buchenwald aushalten und überstehen? Nicht ohne „die Sprungfeder in uns“, wie Bruno Apitz es nennt. Nur mit einem starken Willen und einem festen Ziel, mit der Solidarität der Genossen, mit der Partei. Nicht nur, weil sie sich – organisiert – geschickt und zäh verteidigten und deckten, sondern weil sie selbst in der aussichtslosesten Lage zum Gegenangriff übergingen, und sei es auch nur auf allergeringstem Gebiet. Mühselig und hartnäckig eroberten sie in jahrelanger opfervoller Kleinarbeit



die entscheidenden Positionen der Lagerselbstverwaltung. Wie die Bourgeoisie das Proletariat zwar bekämpft, aber nicht entbehren kann, so waren die SS-Parasiten auf qualifizierte Häftlinge angewiesen. Wer sollte ihnen sonst das Lager in Ordnung halten, wer ihnen den Radioapparat reparieren, wer einen besonders feinen Anzug schneiden, auf den sie doch scharf waren, oder schwarz eine Goldschmiedearbeit machen? Dem SS-Arzt Hoven schrieben zwei Häftlinge seine Doktorarbeit und erklärten ihm die Handhabung eines Mikroskops, bevor er zur Prüfung ging. Nein, *alle* konnten sie doch nicht totschiessen und vergasen. Allerdings konnten sie totschiessen, wen und wann sie wollten. – Jeden Tag konntest du an der Reihe sein: acht Jahre lang. Allein das zu überstehen – was gehört, von allem anderen abgesehen, dazu!

Seit seiner Lagerzeit wollte Bruno Apitz dieses Buch schreiben, aber es vergingen noch zehn Jahre, ehe er anfangen konnte. Direktor der Städtischen Bühnen in Leipzig war er, einer der Redakteure, die die Leipziger Volkszeitung neu gründeten, Kreissekretär des Kulturbundes, Dramaturg bei der DEFA. In den Jahren 1955, 1956 und 1957 schrieb er dann das Buch, das im Mitteldeutschen Verlag erscheinen wird.

Es gab zu Anfang Schriftstellerkollegen, die bezweifelten, daß er den Stoff literarisch bewältigen würde. Hätten sie Bruno Apitz einmal zu Hause besucht und gesprochen, sie hätten wahrscheinlich einen besseren Einblick nicht nur in sein Leben, seine Vergangenheit, sondern auch in seine musischen Neigungen erhalten. Sie hätten den Notenständer gesehen und die Violine auf dem Schrank, hätten sich erzählen lassen können, wie der Junge Bruno seine erste Geige aus Zigarrenkisten zimmerte. Sie hätten an der Wand die Fotografie bemerkt von einer Totenmaske aus Eichenholz, hätten erfahren können, daß der Häftling Apitz sie geschnitzt hat. (Daß er im KZ Buchenwald als Bildhauer arbeitete, und gut arbeitete – unter anderem schnitzte er ein Schreibzeug für den Kommandanten, obwohl er so etwas vorher nie versucht hatte –, das half ihm im Lager das Leben retten.) Wenn es sie interessiert hätte, hätten sie sicher auch von den Theaterstücken gehört, die Apitz vor 1933 verfaßt hat und die u. a. das Interesse von Piscator und von Bassermann fesselten. Bassermann schrieb damals: Der Autor ist zweifellos ein hochbegabter Mann, für den ich mir für die Zukunft sehr viel verspreche. – In Leipzig war Bruno Apitz von 1930 bis 1933 Bezirksvorsitzender des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller.

Bruno Apitz hatte nicht den Ehrgeiz, ein „hartes“ Buch zu schreiben. Er wollte, wie er selbst sagt, ein menschliches Buch schreiben. Sein Buch zeugt von der beispiellosen Härte des Lebens derer, die es beschreibt und rühmt. Das Buch hat die Wahrheit für sich, weil der Autor alles, was er gestaltet, tief durchlebt und erfahren hat. Das ist auch der Grund dafür, daß es ihm

gelungen ist, Probleme in der Literatur aufzuwerfen, die im Leben und Kampf der Kommunisten und ihrer fortschrittlichen Verbündeten stets von neuem aufgeworfen werden – auch heute und hier.

Auf der ersten Seite steht folgende Widmung: „Ich grüße mit dem Buch unsere toten Kampfgenossen aller Nationen, die wir auf unserem opferreichen Weg im Lager Buchenwald zurücklassen mußten. Sie zu ehren, gab ich vielen Gestalten des Buches ihre Namen.“

Ein Gruß soll es sein, dieses Buch, Bestätigung und Mahnung. Es wird für die Sache der toten Kampfgenossen, die es grüßt, weiterkämpfen.

*Helmut Hauptmann*

*Bruno Apitz*

## Um ein Kind

Am anderen Vormittag brachte Pippig die Transportliste von der Schreibstube. Mit besorgtem Gesicht übergab er sie an Höfel. Der nahm sie schweigend entgegen. Seit sie das Kind aufgenommen hatten, war etwas Fremdes zwischen ihnen. Das bisherige Verhältnis war gestört.

Höfel, sonst gleichbleibend freundlich, war wortkarg geworden, besonders, wenn es um das Kind ging. Gegen jeden Überredungsversuch Pippigs, das kleine Wesen hier zu behalten, blieb er unzugänglich. Es war zwischen ihnen nicht üblich, nach Gründen zu forschen, wenn sie nicht einer Meinung waren. Einer beugte sich der besseren Einsicht des anderen. Des Kindes wegen konnte Pippig den Freund nicht verstehen, er sah hier alles recht unkompliziert.

Die Fronten rückten immer näher ans Lager heran. Lange konnte es ohnedies nicht mehr dauern. Entweder waren sie bald alle frei oder – tot. Zwischen den beiden Möglichkeiten lag keine dritte.

Was war einfacher, als das Kind bis zu diesem Zeitpunkt, wo die Zunge der Waage nach der einen oder der anderen Seite ausschlug, hier zu behalten? Es konnte mit ihnen gemeinsam in die Freiheit gehen oder mit ihnen zusammen sterben. Aus diesem einfachen Schluß heraus wollte es Pippig nicht verstehen, warum Höfel so fest entschlossen war, das Kind wegzugeben. Hatte er Angst?

Höfel warf die Liste auf die lange Tafel.



„Mach die Effekten fertig. Wenn wir sie am Mittag ausgeben, dann holst du den Polen und gibst ihm den Koffer zurück“, sagte er karg. Pippig schob die Hände in die Hosentaschen und kniff die Augen zusammen.

„Den leeren Koffer natürlich?“ – Die Frage war ein Angriff.

Höfel sah dem Kleinen scharf ins Gesicht.

„Nein!“ erwiderte er kurz und wollte gehen. Pippig hielt ihn am Arm zurück.

„Das Kind bleibt hier!“

Höfel fuhr herum. „Das bestimmst du nicht!“

„Du auch nicht“, schlug Pippig zurück.

Sie sahen sich mit harten Augen an, in beiden schoß die gleiche Welle hoch.

„Hast du Angst?“ fragte Pippig versöhnend.

Höfel wandte sich verächtlich ab.

„Rede keinen Quatsch!“

Pippig hielt ihn erneut am Arm zurück, bat:

„Laß das Kind hier, André. Du brauchst dich um nichts zu kümmern, ich übernehme alle Verantwortung.“

Höfel lachte trocken auf.

„Verantwortung? Und wenn es herauskommt, wen haben sie dann beim Arsch? Dich oder mich? – Mich, den Kapo! Nichts ist, das Kind geht mit dem Polen.“ Er ließ Pippig stehen und ging in das Schreibbüro. Pippig blickte ihm traurig nach. Jetzt war es ihm klar: Höfel hatte Angst! In Pippig stieg eine Welle des Unmuts und der Verachtung auf. Gut, wenn der Angst hat und nichts riskieren will, dann werde ich dafür sorgen, daß das Kind in Sicherheit gebracht wird. Es mußte aus der Kammer verschwinden und zwar sofort. War es erst einmal anderswo versteckt, dann konnte Höfel ihm nichts mehr wollen. Pippig schnaufte sorgenvoll.

Wohin mit dem Kind? Er wußte es nicht sogleich, doch das änderte nichts an seinem Entschluß.

Mit Kropinski wollte er sich besprechen, irgend etwas würde sich finden.

Für Höfel war es nicht leicht, den braven Pippig so hart anzunehmen, und er wußte auch, was dieser über ihn dachte.

Ein Wort, und Pippig würde alles verstehen. Doch dieses Wort konnte nicht gesprochen werden.

Später kam Krämer. Er zog sich mit Höfel in eine Ecke der Kammer zurück.

„Am Nachmittag geht der Transport ab.“

Höfel nickte. „Ich habe schon die Liste.“

„Was ist?“ forschte Krämer.

Höfel blickte von Krämer weg zum Fenster hinaus.

„Was soll sein?“ entgegnete er und zuckte mit den Schultern.

„Das Kind geht selbstverständlich mit.“

Krämer hörte den Schmerz aus Höfels Entgegnung heraus und wollte ihm ein gutes Wort sagen.

„Ich bin doch kein Unmensch, André, aber du mußt begreifen . . .“

„Begreife ich etwa nicht?“ Fast feindselig fuhr Höfel herum. Krämer wollte es nicht zu einer Auseinandersetzung kommen lassen und mußte sich selbst zu einer Härte zwingen, die mühevoll war. Darum nickte er nur stumm, streckte Höfel die Hand hin und sagte versöhnend:

„Ich kümmere mich nicht weiter darum, damit du es weißt. Alles ist nun deine Sache.“ Er ging.

Höfel blickte ihm finster hinterher. Alles war nun seine Sache. Müde ging er nach hinten in den Winkel. Das Kind saß auf seinem Lager und spielte mit „bunten Bildchen“, einer alten Skatkarte, die Kropinski ihm gebracht hatte.

Kropinski, der neben dem Kind hockte, blickte dankbar zu Höfel auf. Der schob die Mütze ins Genick und strich sich über die Stirn.

Dem Kind war er bereits vertraut geworden, es lächelte ihn an. Doch Höfel blieb seltsam ernst. Sein Blick glitt über das Kind hinweg, und er sagte zu Kropinski mit einem Klang in der Stimme, der ihm selbst fremd war:

„Du mußt das Kind zu dem Polen zurückbringen.“

Kropinski schien nicht recht zu verstehen, darum fügte Höfel barsch hinzu:

„Er geht heute auf Transport.“

Kropinski erhob sich langsam.

„Transport?“

In Höfel war ein ärgerliches Drängen, er wollte die Sache schnell hinter sich haben. Plötzlich schnauzte er Kropinski an: „Ist das was Besonderes?“

Kropinski schüttelte mechanisch mit dem Kopf. Transport war nichts Besonderes. Warum aber war Höfel so böse zu ihm?

„Wohin Transport?“ fragte Kropinski.

Höfels Gesicht wurde noch finsterer, grob antwortete er:

„Was geht es dich an? Tu, was ich dir sage.“

Kropinski blieb stumm und blickte nur mit einem leeren, fatalen Lächeln in Höfels finsternes Gesicht. Dieser fürchtete sich, seine Spannkraft zu verlieren, und herrschte Kropinski an:

„Nimm das Kind, ehe Zweiling kommt und . . . und . . .“

Kropinski kauerte sich nieder, nahm die „bunten Bildchen“ behutsam aus den kleinen Händchen, legte die Spielkarte sorglich zusammen und hob das Kind auf den Arm.

Als er gehen wollte, strich Höfel dem Kind über das weiche Haar.

Kropinskis Gesicht erwärmte sich hoffnungsvoll, er nickte Höfel ermunternd zu und in seiner Stimme lag viel Bittendes.



„Mußt dir richtig ansehen kleines Kind“, sagte er weich. „Hat so schönen Augen und so kleinen Näschen, ganz kleinen Näschen und kleinen Ohren und kleinen Händchen . . . ist aber noch so klein . . .“

Höfel wurde es heiß und eng um die Brust, er ließ die Hand sanft herabgleiten, als zöge er etwas Verdeckendes über das Gesicht des Kindes. „Jaja, ein kleines polnisches Judenkind . . .“

Kropinski, lebendiger werdend, schüttelte den Kopf.

„Was heißt Kind aus Polen! Kind ist auf der ganzen Welt überall. Man muß liebhaben Kind und beschützen . . .“

Gepeinigt begann Höfel zu fluchen.

„Verdammt noch mal! Ich kann doch nicht anders! Krämer hat mir . . . er verlangt, ich soll das Kind . . .“

Kropinski fiel ihm schnell ins Wort, seine Augen glänzten hell auf.

„Du nicht hören auf Krämer. Krämer ist harter Mann. Du sehen auf Rote Armee. Kommen immer näher, immer näher, und auch Amerikaner. Immer näher. Nun, was wird sein? Noch ein paar Wochen, und Faschisten alle weg und wir frei . . . auch kleines Kind.“

Höfel preßte die Lippen so fest aufeinander, daß sie weiß wurden. Er starrte vor sich hin, als wären die Gedanken aus ihm geglitten. Endlich erwachte er und machte eine wegweisende Bewegung, als wollte er die rumorenden Gedanken beiseite schieben.

„Ich habe es mir überlegt“, sagte er völlig verändert, „du kannst das Kind jetzt nicht zu dem Polen bringen. Was soll er mit ihm anfangen? Bei einem Transport geht alles drunter und drüber. Warte bis zum Nachmittag.“

Kropinski atmete erleichtert auf.

Die beiden im Winkel ahnten nicht, daß sie schon seit geraumer Weile einen heimlichen Zuhörer hatten – Zweiling.

Er war unverhofft in die Kammer gekommen. Pippig, der im Gang zwischen den Kleidersäcken stand und aufmerksam den Winkel beobachtete, hatte ihn nicht bemerkt. Bei seinem Eintritt aber hatte Zweiling am Verhalten Pippigs sofort entdeckt, daß da hinten etwas los war.

Er trat leise hinter den ahnungslosen Pippig und sagte mit seiner teigigen Stimme:

„Was glotzen Sie denn?“

Pippig fuhr herum und blickte erschrocken auf Zweilings offenen Mund. Der Scharführer lächelte grau und sagte hinterhältig:

„Jetzt bist du mal ganz schön still.“

„Herr Hauptscharfü . . .“

„Biste still!“ Zweiling zischte Pippig gefährlich an und schlich sich auf den Stiefelspitzen nach hinten, in der Nähe der Stapel stehenbleibend und lau-

schend. Höfel und Kropinski hatten ihn nicht gesehen, als sie den Winkel verließen und den Eingang mit einem Sackstapel verstellten. Erst als sie sich zum Gehen wandten, sahen sie sich plötzlich dem Scharführer gegenüber. – In Höfel erstarrte das Blut, sein Herz wurde zu Eis. Aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt. Gleichmütig zeigte er auf einige Stapel und sagte äußerlich ruhig zu Kropinski:

„Und dann stellst du das Zeug hier auf.“

Zweiling tat ebenfalls gleichgültig. „Ihr stapelt wohl um?“

„Jawohl, Hauptscharführer, damit die Motten nicht hineinkommen.“

Kropinski, der den Schreck ebenfalls überwunden hatte, schob geistesgegenwärtig noch einen Stapel vor den Eingang.

Zweiling trat schnell hinzu, drückte Kropinski das Knie ins Kreuz und rückte den Stapel beiseite.

Vorn stand Pippig und sah in höchster Angst, wie Zweiling im Winkel verschwand. Mit stummen Blicken verständigten sich Höfel und Kropinski über das Gefährliche der Situation.

Als Zweiling im Winkel auftauchte, kroch das Kind vor dem SS-Mann flüchtend in eine Ecke und verkrümmte sich. Da trat auch schon Höfel hinzu.

Zweilings Mund verzog sich zu einem dummen Lächeln, daß die Falten am Kinn eine Krone bildeten.

„Na klar, hier gibt es Motten“, sagte er listig.

Die gefährliche Freundlichkeit warnte Höfel, der sofort entschlossen war, der Gefahr in den Rachen zu greifen. Hier konnten nur Mut und rückhaltlose Offenheit noch etwas retten.

„Hauptscharführer . . .“, setzte Höfel an.

„Was denn?“

„Ich wollte Ihnen erklären . . .“

„Na klar, das müssen Sie machen.“ Zweiling wies mit der Stiefelspitze auf das Kind. „Bringen Sie die Motte da gleich mit.“

Kropinski war den beiden gefolgt und mit in das Zimmer des Scharführers gegangen. Höfel hatte das Kind abgesetzt, es verkroch sich scheu in eine Ecke. Zweiling machte gegen Kropinski von unten her eine wegfegende Handbewegung. Kropinski mußte das Zimmer verlassen.

Kaum hatte sich Zweiling, nachdem er mit Höfel allein war, an seinen Schreibtisch gesetzt, als vom Tor die Sirene aufheulte, sie schrie wie ein Raubtier. Zweiling blickte zum Fenster und Höfel nutzte die willkommene Gelegenheit, um abzulenken.

„Fliegeralarm, Hauptscharführer. Wollen Sie nicht in den Keller gehen?“

Zweiling grinste, es sah aus, als ob er lächeln würde. Erst als die Sirene mit gutturalem Ton verlosch, antwortete er:

„Nee, ich bleibe diesmal oben bei euch.“



Er zündete sich eine Zigarette an, rauchte und sah vor sich hin. Sein Mund klaffte. Er schien über etwas nachzudenken.

Höfel, auf alles gefaßt, verfolgte mißtrauisch Zweilings eigenartiges Verhalten. Endlich hob Zweiling die Augen zu Höfel empor, es lag etwas Abtastendes in seinem Blick.

„Gestern waren sie über Erfurt“, sagte Zweiling plötzlich. Höfel schwieg. Was wollte der von ihm? Zweiling schob die Zunge auf die herabhängende Unterlippe, musterte den Häftling, der ohne Spur einer inneren Anteilnahme vor ihm stand, und sagte nach einer Weile:

„Eigentlich habe ich euch immer gut behandelt . . .“

Er kniff dabei die Augen zusammen und fixierte Höfel durch die Schlitze, auf eine Antwort wartend. Doch Höfel schwieg beharrlich, unklar, wo hinaus Zweiling wollte.

Zweiling stand auf, ging mit schlaffen Knien zur Ecke, in die das Kind sich verkrochen hatte. Mit leerem Blick sah er eine Weile auf das Lebewesen und berührte es dann vorsichtig mit der Stiefelspitze. Das Kind rutschte vor dem Stiefel davon. Höfels Spannung wuchs.

Draußen an der langen Tafel standen Kropinski und Pippig. Sie waren angelegentlichst mit den Effekten des abgehenden Transportes beschäftigt, doch beobachteten sie, was da drinnen vor sich ging. Sie hatten eine dramatische Szene erwartet und wunderten sich, wie ruhig es im Zimmer von Zweiling zuging. Jetzt sahen sie, wie er an Höfel herantrat und diesem anscheinend freundlichst etwas sagte. Was war da drinnen los?

Tatsächlich war Zweiling mit einem breiten Lächeln vor Höfel getreten.

„Wenn ich will“, sagte er, „wenn ich will, dann sitzen Sie heute abend schon im Bunker.“ Er blinzelte leutselig, lauerte auf Höfels Reaktion.

Die beiden an der Tafel sahen, wie sich Zweiling grinsend mit dem Zeigefinger quer über den Kehlkopf fuhr.

„Du, das wird mulmig“, zischte Pippig erschrocken zu Kropinski.

In Höfels Gesicht verriet sich keine Regung. Er stand bewegungslos vor Zweiling, doch in seinem Kopf rumorte es. Der will etwas von dir.

Auf einmal hob Zweiling lauschend den Kopf. Das böse Brummen der Fliegerverbände war jetzt genau über der Kammer. Eine ganze Weile hörte er auf die drohenden Geräusche und dann blickte er Höfel wieder an. Sie sahen sich stumm in die Augen, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Zweilings Gesicht war zu arm an Ausdruckskraft, um die Gedanken widerspiegeln zu können, nur die blinzelnden Augen zeigten, daß sich hinter der öden Stirn etwas abspielte.

„Aber ich will nicht“, sagte er nach einer langen Pause des Schweigens.

„Wenn ich nur wüßte, was der mit ihm vorhat“, flüsterte Pippig erregt, und Kropinski flüsterte ebenso zurück:

„Wird ihn schicken in Bunker?“

In Höfel schoß plötzlich das angestaute Blut zum Kopf. Mit einem Schlag hatte er den Sinn von Zweilings Gebahren verstanden. Die Überraschung war so stark, daß er nicht fähig war, etwas zu erwidern. Zweiling merkte, daß ihn Höfel verstanden hatte. Vor seiner eigenen Courage erschrocken, wandte er sich von Höfel weg und setzte sich wieder an den Schreibtisch, begann sinnlos im Ablagekasten herumzukramen. Höfels prüfender Blick machte ihn unsicher, aber nun gab es kein Zurück mehr.

Das Enthüllende war ausgesprochen.

Noch um einen Ton vertraulicher sagte er:

„Wenn es hier oben ist, dann ist es sicher.“

Nun war es noch unzweideutiger ausgesprochen. In Höfel jagten sich die Reaktionen. Alles, was ihn bisher so belastet hatte, war mit einem Schlag hinweggewischt, und er sah nur die Möglichkeit, das Kind gefahrlos verstecken zu können. Er machte einen hastigen Schritt auf Zweiling zu. Dieser bekam es plötzlich mit der Angst. Er schüttelte heftig den Zeigefinger gegen Höfel und kreischte auf:

„Wenn Sie erwischt werden, dann sind *Sie* dran, und nicht *ich*! Haben Sie mich verstanden?“

Alle Vorsicht außer acht lassend, entgegnete Höfel:

„Ich habe Sie sogar sehr gut verstanden.“

Zweiling in Sorge, sich zu weit vorgewagt zu haben, riß sich zusammen, sein gewöhnlicher Befehlston gewann die Oberhand. Er machte eine harte Kopfbewegung nach dem Kind: „’raus damit!“

Höfel nahm das Kind auf den Arm und wollte das Zimmer verlassen. Schon an der Tür wurde er von Zweiling noch einmal zurückgerufen. „Höfel!“ Sie sahen sich an, schätzten sich mit stummem Blick ab, Zweiling kniff die Augen zu:

„Sie wollen doch lebend hier herauskommen, was?“

Eine kurze Pause des gegenseitigen Belauerns, bis Höfel erwiderte:

„So wie auch Sie, Hauptscharführer.“

Hastig verließ er das Zimmer.

Pippig gewährte die Erregung, in der sich Höfel befand, als er zur Tafel trat, und hielt sich klugerweise mit neugierigen Fragen zurück. Höfel zwang sich zur Ruhe.

„Bring es wieder nach hinten“, sagte er zu Kropinski und gab ihm das Kind. Kropinski wollte fragen, doch Pippig zischte ihn an:

„Weg damit, schnell!“

Kropinski drückte das Kind an sich und eilte nach hinten.

Die erwartete Katastrophe war nicht nur ausgeblieben, sondern sie hatte sich zu einer gänzlich neuen und für den Augenblick noch unfaßbaren Situa-



tion gewandelt. Höfel war nicht fähig, eine Erklärung zu geben, Pippig bedurfte dieser auch gar nicht. In seinem Blick, mit dem er Höfel ansah, lag bereits das Wissen um das, was sich in Zweilings Zimmer ereignet hatte. Sie sprachen kein Wort miteinander. Höfel drehte sich schwer um und ging, als würde er geschoben, in die Schreibstube. Pippig ließ ihn allein und blieb zurück.

Höfel hatte sich an seinen Tisch gesetzt und starrte auf die Transportliste, die vor ihm lag. Zum Glück hatten die Häftlinge im Schreibbüro die Vorgänge draußen nicht bemerkt, und Höfel blieb darum von neugierigen Fragen verschont. Nicht das hinterhältige Angebot Zweilings hatte Höfel so aufgewühlt, sondern die unverhoffte Möglichkeit, das Kind zu retten. Es war so verlockend leicht und einfach, dennoch riß und zerrte es in Höfels Brust. Eben noch hatte er Krämer versprochen, das Kind aus dem Lager zu schaffen. Und der vertraute seinem Wort. Wenn er es brach? – Wenn er das Kind heimlich zurückhielt? – Vor Zweiling brauchte er sich nicht mehr zu fürchten. Höfel starrte auf die Zahlenkolonnen der Liste. Jede Nummer war ein Mensch, und einer davon fehlte, das Kind. Es hatte keine Nummer. Es war nicht vorhanden. Man brauchte es nur in einen Koffer zu stecken und . . . Einer unter den Tausend, die am Nachmittag durchs Tor zogen, würden das Etwas mit sich schleppen . . . Höfel preßte die Augen zu. War denn die korrekte Erfüllung seiner Pflicht nicht das beste Alibi vor seinem eigenen Gewissen?

Doch da war es wieder, das quälende Schuldgefühl. Wieder hatte Höfel die drückende Empfindung, als ob aus weiter Ferne zwei Augen auf ihn gerichtet wären, stumm und stetig. Waren es Kinderaugen? Waren es die Augen seiner Frau? Noch nie in allen Jahren seiner Haft hatte sich Höfel so allein gefühlt wie jetzt.

Vor dem verlockenden Angebot war er geflüchtet. Vor Pippigs stummen Augen war er geflüchtet. Nur sich selbst konnte er nicht entfliehn, obwohl er fühlte, daß er zu schwach war, die Entscheidung aus eigener Kraft herbeizuführen.

Höfel ging hinaus zu Pippig. Der stand noch immer an der langen Tafel, als warte er auf ihn. In der Luft brummte es ununterbrochen. Das mußte diesmal ein Großangriff sein. Zweiling stand in seinem Zimmer am Eckfenster und beobachtete den Himmel. Mit schnellem Blick überzeugte sich Höfel, daß er von Zweiling nicht gesehen werden konnte, und sagte rasch zu Pippig: „Komm mit.“

Sie gingen nach hinten in den Winkel. Kropinski, der sich bei dem Kind aufhielt, trat zu den beiden. Sein ganzes Wesen war von gespannter Erwartung erfüllt. Die drei standen eng beisammen. Höfel machte eine bezeich-

nende Kopfbewegung nach vorn. „Der hat mir ein Angebot gemacht, das Kind kann hierbleiben.“

„Aha“, bemerkte Pippig trocken, „als Lösegeld, wenn's andersrum geht. Gar nicht dumm. Und du, was hast du . . .?“

Höfel zuckte unentschlossen mit den Schultern. Pippig wurde ärgerlich. „Vor was fürchtest du dich? Den hast du jetzt in der Hand, er kann dich nicht verraten.“

Höfel, unentschlossen, machte schwache Einwände. „Behalten wir das Kind zurück, dann glaubt er, ich sei auf sein Angebot eingegangen . . .“ Pippig entgegnete: „Und wenn schon, es kann uns egal sein.“ Kurz entschlossen entschied er: „Das Kind bleibt hier“

Mit einem Rest von Widerstand wollte Höfel aufbegehren, da klopfte ihm Kropinski schon auf die Schulter. „Du bist guter Kamerad.“ Höfel schob wortlos die Hände in die Taschen, stand überrumpelt und lächelte bitter über seine Unentschlossenheit.

Noch immer dauerte der Fliegeralarm an. In den Blocks hockten die Häftlinge um die großen Füllöfen herum, die nur eine dünne Wärmehülle um sich verbreiteten, denn die Feuerung war knapp. Die zusätzliche Wärme kam von den Ausdünstungen der Menschen, die hier auf engem Raum zusammengedrängt waren. Manche schliefen mit aufgelegten Armen am Tisch, der Lärm um sie herum störte sie nicht. Das Lager war wie ausgestorben, und der große Appellplatz lag verödet. Auch am Tor rührte sich nichts. Nur auf den Türmen rings um das Lager vertraten sich die Posten die Füße und schauten zum Himmel hinauf.

Erst am Nachmittag wurde der Alarm aufgehoben. Die Sirene gab es mit langem Heulton bekannt. Das Lager belebte sich. Aus den Blocks strömten die Häftlinge.

An der Küche klapperten die Kübel mit dem verspäteten Mittagessen, die armselige Suppe war inzwischen kalt geworden. Auch am Tor regte es sich wieder, und es dauerte nicht lange, daß Reineboth durch das Lagermikrophon den Transport ans Tor forderte. Ein Befehl, der das Kleine Lager wie einen Ameisenhaufen aufwimmeln ließ. Vor den Pferdeställen wirrten die Häftlinge durcheinander. Es hatte getaut, und die hin und her quirlenden Menschen patschten im Dreck und Schlick. Die Blockältesten und Stubendienste hatten Mühe, das Durcheinander zu ordnen, es wurde geschrien, gestoßen, gedrängelt, bis endlich nach vielem Lärm und Hin und Her die Marschkolonnen gebildet waren.

Auf der Effektenkammer war die Ausgabe der wenigen Habseligkeiten schnell erledigt worden. Wie drei Verschwörer standen Höfel, Pippig und Kropinski beisammen. In jedem Nerv spürte Höfel die Krise. Nervös wehrte



er Pippigs Vorschlag ab, Jankowski zu holen, um ihn von dem Kind Abschied nehmen zu lassen. Er wollte ihn nicht sehen, er wollte nichts wissen, nichts hören.

„Mensch, Andrej, du kannst doch den armen Kerl nicht so ziehen lassen . . .“

„Laß mich in Ruhe damit!“ Höfel fieberte an jedem Nerv. Er ließ die beiden stehen und verkroch sich im Schreibbüro.

Pippig war verzweifelt. „Geh, Marian“, sagte er schließlich, „lauf zum Kleinen Lager und bringe es Jankowski bei.“

Dieser befand sich in höchster Aufregung. Gleich würde der Transport abmarschieren, und keiner brachte ihm das Kind. Immer wieder lief er aus der Reihe des Marschzuges heraus und beschwor den rundköpfigen Blockältesten in wortreichem Polnisch, er möge ihn zur Effektenkammer gehen lassen. Der Blockälteste, froh, den Zug beisammen zu haben, hatte kein Ohr für Jankowskis Flehen und schob ihn ungeduldig in den Zug zurück. Jankowski flatterte wie ein gefangener Vogel.

So fand ihn Kropinski. In heller Aufregung lief Jankowski ihm entgegen und klammerte sich an ihm fest. Tränen rannen ihm über das verstörte Gesicht. Er wollte es nicht verstehen, daß er ohne das Kind das Lager verlassen sollte. Kropinski fand kaum Worte, den Unglücklichen zu trösten. „Du mußt nicht weinen, Bruder“, sagte er ein über das andere Mal, „wir können den kleinen Stephan viel besser beschützen als du, glaube es mir.“ Jankowski schüttelte heftig den Kopf. Als ein Bild des Erbarmens stand er da. Die graue Zeboramütze hatte er, um sich vor der Kälte zu schützen, über die Ohren gezogen, sie war ihm tief in die Stirn gerutscht, der schlottrige Anzug war ihm viel zu groß, die nackten Füße steckten in unförmigen Holzschuhen. Mit dem langen, ausgefransten Jackenärmel wischte sich Jankowski die Tränen aus den blinden Augen. Ein armseliges Stück Mensch, das nur noch soviel Kraft des Herzens hatte, bescheiden zu bitten: „Gebt ihn mir, bitte gebt ihn mir.“ Er wollte vor Kropinski in die Knie sinken, der hielt ihn an den Ellenbogen aufrecht und rüttelte ihn, als könnte er ihn damit zur Besinnung bringen. „Weine nicht, Bruder, weine nicht“, bat er den Verstörten. „Warum weinst du nur so sehr? Du bist doch gar nicht der Vater.“ Jankowski gellte auf: „Ich bin mehr als Vater!“ In heißer Aufwallung preßte Kropinski den Unglücklichen an sich und küßte ihn. „Geh, Bruder, die heilige Gottesmutter beschütze dich.“

Jankowski wollte nicht von ihm lassen und hielt sich an ihm fest, doch Kropinski ertrug die Qual nicht mehr. Wieder und wieder drückte er den Verlassenen an sich, dann befreite er sich von ihm und floh.

„Bruder, Bruder!“ rief Jankowski ihm nach, aber der Fliehende wollte nichts mehr hören. Kraftlos ließ Jankowski die Arme fallen, er wimmerte nur noch leise, und der nervöse Blockälteste, der den Polen wieder außerhalb

der Reihe stehen sah, fuhr wütend auf ihn ein: „Verdammt noch mal, was stehst du bloß immer rum, schere dich endlich in dein Loch!“

Ergeben kroch Jankowski in sein Marschglied zurück und torkelte, vom Herzweh verkrümmt, mit dem langen Zug den Berg zum Appelplatz hinauf. Hier gab es noch einmal Gebrüll und Geschrei.

Reineboth zählte den Transport durch und stellte ihn neu zusammen, dann öffnete sich das Tor, und der graue Tausendfüßler quoll träge und mühselig zum Lager hinaus.

In der Hast der Abfertigung hatte Krämer nicht mehr an das Kind gedacht. Jetzt, da der Elendszug an ihm vorbeikroch und er einen Häftling mit einem Sack auf dem Rücken im Zug entdeckte, fiel es ihm wieder ein. Wird es dieser sein? dachte er. Aber es war nicht der polnische Jude Zacharias Jankowski. Der taumelte seinem ungewissen Schicksal ohne Gepäck entgegen.

Nun war es also geschehen! Das Unwiderrufliche seiner Tat stand Höfel in aller Deutlichkeit vor Augen. Müde saß er im Schreibbüro und machte die Effektenliste des eben abgegangenen Transports zur Abgabe an Zweiling zurecht.

Pippig indessen atmete erleichtert auf. In Ordnung, das Kind war gesichert. Klarer Fall! Er hatte ein diebisches Vergnügen daran, wieder einmal ein Schnippchen geschlagen zu haben. Wem? Der SS? Dem armen polnischen Juden Jankowski? Dem Leben? Dem Schicksal? – Alles viel zu kompliziert. Darüber dachte er nicht nach, freute sich vielmehr, ein kleines Miezekätzchen organisiert zu haben.

Und Kropinski? Der saß im Schutz des Winkels, hatte das Kind auf dem Schoß und sang ihm leise, ganz leise Lieder aus der Heimat vor.

Höfel brachte die Effektenliste. „Wegen der Motte da“, sagte Zweiling, „die sollte wohl mit auf Transport gehen, stimmt’s?“ Er zog die Unterlippe hinab und schob die Zunge vor. Höfel zögerte einen Moment mit der Antwort und entgegnete nach kurzem Entschluß: „Jawohl, Hauptscharführer.“ – „Nun müssen Sie aber dichthalten und die anderen auch.“ – „Jawohl, Hauptscharführer.“

Zweiling verzog unmutig das Gesicht. „Jawohl, jawohl“, äffte er, „wir brauchen uns doch nichts vorzumachen. In ein paar Wochen sind die Amerikaner hier, und dann können Sie Ihre Motte auf den Arm nehmen und zu den Amerikanern sagen: Das haben wir unserm Hauptscharführer zu verdanken...“

Höfel quälte sich die Antwort ab: „Jawohl, Hauptscharführer.“

Zweiling vergaß seine Freundlichkeit. „Mensch, mit Ihrem ewigen Jawohl! Schließlich ist es eine tolle Sache, daß ich... wenn es rauskommt, fliegt ihr alle in den Bunker. Mir kann dabei gar nichts passieren, das ist Ihnen doch wohl klar?“



„Jawohl!“

Zweiling lehnte sich im Stuhl zurück. „Dann sagen Sie also Ihren Leuten, daß sie die Schnauze halten sollen.“

„Jawohl, Hauptscharführer.“

Im Schreibbüro machte Höfel nicht viel Worte über die veränderte Situation. Das Kind würde auf der Kammer bleiben, die Sache ginge bereits in Ordnung, erklärte er mit einer bezeichnenden Kopfbewegung nach Zweilings Zimmer. Die Häftlinge des Kommandos hatten ihn sofort verstanden.

„Redet im Lager nicht darüber, daß bei uns auf der Kammer . . .“, den Schluß des Satzes ergänzte er mit einer – die „Sache“ überdeckenden Handbewegung. Damit war alles gesagt.

Nach Arbeitsschluß auf dem Block saß Höfel allein am Tisch. Pippig war nicht da. Viele Häftlinge waren schon in die Betten gekrochen. Hinter Höfels Tisch saß eine Gruppe zusammen, eifrig flüsternd.

In Höfel rumorten die Gedanken. Ein beklemmender Druck lag ihm auf der Brust. Er stützte den Kopf zwischen die Hände und schloß die Augen. Längst war es ihm klar, daß er Bochow Rechenschaft zu geben hatte. War er zu feig dazu? Sollte er das Kind versteckt halten und niemand davon sagen? Keinem Bochow, keinem Krämer?

Höfel brütete vor sich hin. Das Geflüster hinter ihm drang an sein Ohr.

Bei Oppenheim haben die Amerikaner einen neuen Brückenkopf gebildet. Panzer sind nach Osten durchgebrochen! Ihre Spitzen haben den Main bei Hanau und Aschaffenburg erreicht. Bewegungskämpfe östlich von Bonn. Die Besatzung von Koblenz wurde auf das Ostufer zurückgenommen. In Bingen Straßenkämpfe.

Höfel wurde aufmerksam. So weit vor sind sie schon. So schnell geht das.

Das Kind einfach versteckt halten, raunte es in ihm wieder. Er öffnete die Augen.

Hatte er eigentlich kühl und klar gehandelt? Er war dem Trieb des Herzens gefolgt und hatte sich überrumpeln lassen. War das Herz stärker als der Verstand?

Fühlen – denken. Denken – fühlen . . .

Wie auf einem steuerlosen Schiff trieb er mit seinen Überlegungen dahin, und flüchtete sich in tausend Rechtfertigungen hinein. Was hätte er denn getan, wenn er an einem reißenden Strom vorübergegangen wäre, in dem ein Kind zu ertrinken drohte? Ohne Rücksicht auf sich selbst wäre er in die Fluten gesprungen und nichts hätte selbstverständlicher sein können.

Höfel atmete tief. Zu Bochow? Zu Krämer? Wem sagte er, was er getan?

Krämer saß noch über dem Appell für den morgigen Tag, als Höfel ein-

trat. Er setzte sich auf einen Schemel und zündete sich eine Zigarette an. Krämer warf einen kurzen Blick auf ihn.

„Hat es geklappt?“

Höfel rauchte schweigend.

„Da hatte einer im Zug einen Sack auf dem Buckel, das war doch sicher...“, fragte Krämer überm Schreiben.

Höfel brauchte nur zu nicken und Krämer wäre zufriedengestellt worden. Doch er reagierte nicht, sondern blickte zu Boden. Krämer wurde stutzig.

„Was ist?“

Höfel schob den Rest der Zigarette unter die Schuhsohle und zerscheuerte ihn.

„Ich muß dir was sagen...“

Krämer legte den Bleistift aus der Hand.

„Hast du etwa das Kind nicht mitgegeben?“

Höfel sah ihm ins Gesicht. „Nein.“

Ein plötzliches Schweigen stand zwischen ihnen.

„Mensch...“ Krämer sprang auf, lief zur Tür und öffnete. Es war seine Gewohnheit, sich zu überzeugen, ob sie allein waren. Die Schreibstube war leer. Krämer schloß die Tür wieder und lehnte sich dagegen. Er schob die Hände in die Taschen, preßte die Lippen fest aufeinander und sah vor sich hin. Höfel wartete auf den Ausbruch, entschlossen, sich mit aller Kraft entgegenzustemmen.

Doch Krämer blieb seltsam ruhig, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er sprach.

„Du hast dich einer Anweisung widersetzt!“

„Ja und nein!“

Krämer wartete, daß Höfel weitersprach, aber der schwieg.

„Und?“ fragte Krämer schließlich.

Höfel schöpfte Atem.

„Es ist etwas eingetreten...“ Er stockte, und stockend auch berichtete er, was sich zwischen ihm und Zweiling zugetragen hatte. Es sollte Erklärung und Entschuldigung zugleich sein.

Krämer ließ ihn zu Ende sprechen, seine Backenknochen arbeiteten, und er schwieg noch, als Höfel längst zu Ende war. Sein Gesicht bekam einen harten Zug, die Pupillen wurden eng. Endlich sagte er mit sonderbar heiserer Stimme:

„Glaubst du das alles auch, was du mir da erzählst?“

Höfel hatte seine Sicherheit zurückgewonnen und entgegnete barsch:

„Ich lüge dir nichts vor.“

Krämer stieß sich mit einer umständlichen Bewegung der Schultern von der Tür ab, ging einige Male hin und her und sagte mehr zu sich selbst:



„Natürlich belügst du mich nicht, aber . . .“

Er blieb vor Höfel stehen. „Aber vielleicht belügst du dich selber?“

Höfel machte eine unwillige Bewegung, da brach es aus Krämer heraus:

„Du hast dich mit einem Spitzbuben eingelassen! Zweiling ist doch ein Spitzbube! Der Bursche sucht bei uns Rückendeckung!“

Aber auch Höfel, entschlossen, den Kampf aufzunehmen, wurde lebendiger. „Damit haben wir ihn in unserer Hand.“

Ein trockenes Lachen kollerte aus Krämer heraus.

„In der Hand? Mensch, André, wie lange bist du im Lager? Sechs Monate, was?“ Er fuchtelte mit dem Daumen.

„Der schafft sich auch Rückendeckung bei seinen Leuten. Mal so, mal so, wie der Wind weht. Sie brauchen die Amerikaner nur fünf Kilometer zurückzuschlagen, schon kriegt mein Zweiling wieder Luft auf den Kasten, und dann hat er dich beim Arsch, und das arme Wurm dazu! Mensch, André, was hast du da angerichtet!“

Höfel hob die Hände, es sah aus, als wollte er sich die Ohren zuhalten.

„Mach es mir doch nicht so schwer!“

„Du machst es *uns* schwer.“

Höfel stöhnte gequält:

„Ich konnte doch das Kind nicht . . .“

„Du solltest das Kind an seinen Betreuer zurückgeben, so war die Anweisung. Du hast sie nicht befolgt. Das ist Disziplinbruch!“

„Wenn wir lebend herauskommen, dann werde ich es vor der Partei beantworten, verlaß dich darauf“, versicherte Höfel.

Krämer sah ihm hart in die Augen. „Die Partei ist *hier!*“

Höfel hatte eine heftige Entgegnung bereit, aber sie erstarb ihm auf den Lippen.

Von Krämers Blick festgehalten, schlug er die Augen nieder. Zu seiner eigenen Zerknirschung mußte er sich gestehen, daß Krämer recht hatte. Dennoch bäumte sich alles in ihm auf, wenn er auch nur daran dachte, das Kind seinem Schicksal überlassen zu müssen. Als ob eine mächtige Hand einen Schlüssel ihm ins Herz stoßen und es verschließen würde, so war es ihm. Schuldig fühlte er sich am Kind und schuldig an der Partei. Der Kopf sank ihm auf die Brust.

„Ich konnte nicht anders . . . ich . . . konnte . . . es nicht“, sagte er leise, es war Bitte und Qual.

In diesem Augenblick liebte Krämer den gepeinigten Mann, aber er bezwang sich. „Nicht irgendwann einmal, sondern hier und jetzt wird das geregelt“, sagte er unerbittlich.

Beide schwiegen. Krämer hatte eine scharfe Falte zwischen den Brauen. Unruhig begann er umherzuwandern, er schien nach einem Ausweg zu suchen.

„Das Kind nimmt mir keiner mehr ab“, sagte er schließlich aus seiner Überlegung heraus und fuhr zugleich auf Höfel los: „Oder bildest du dir ein, daß ich es irgend jemand noch als Reisegepäck mitgeben kann?“

Er geriet in neuen Ärger und stapfte wütend umher.

„Hättest du das Kind dem Polen zurückgegeben, dann wäre es schon aus dem Lager, und alles wäre gut. Und was ist nun? Was ist nun?“

Er setzte sich auf den Tisch und faltete die Hände zwischen den offenen Knien. Höfel ließ sich müde auf dem Schemel nieder. In ihm war nichts mehr von jenem befreienden Flug des Herzens.

Der erwartete Zusammenstoß war ausgeblieben, und alles Hohe und Hehre der Tat hatte sich verflüchtigt. Zurückgeblieben war nur ihr nackter und nüchterner Bestand: Disziplinbruch! Höfel sah vor sich hin.

Krämer zog die gefalteten Hände auseinander und sagte endlich, milder als sonst:

„Wir wollen nicht zu Feinden werden, André, nicht zu Feinden. Der Spitzbube ist es nicht wert.“

Schwerfällig ließ er sich vom Tisch gleiten und setzte, einem plötzlichen Entschluß folgend, hinzu:

„Du mußt mit Bochow sprechen. Du *mußt!*“ beharrte er, als Höfel heftig verweigerte.

„Laß es unter uns bleiben, Walter. Mag Bochow glauben, das Kind sei mit dem Polen gegangen.“

Höfels Bitten machte Krämer nervös.

„Jetzt, da das Kind im Lager bleiben muß – *muß!* hörst du?“ knurrte er, „ist es nicht mehr unsere Sache allein. Ich kenne deine Funktion nicht. Du sollst mir gar nichts davon erzählen, aber du mußt wissen, in welche Gefahr du dich mit dem Kind gebracht hast.“

„Was hätte ich tun sollen, als ich es fand?“

„Quatsch! Darum geht es nicht. Du hattest Anweisung, das Kind aus dem Lager zu bringen.“

Krämer schnaufte, sein Blick war finster. Die beiden Männer standen sich wortlos gegenüber und grübelten. Krämer vermochte es nicht länger zu ertragen. Nach einem Ausweg suchend, stapfte er auf und ab.

Er hörte nur halb auf Höfel, der ihn bedrängte.

„Es dauert nicht mehr lange, Walter, bestimmt nicht. Jeden Tag kann der Amerikaner hier sein. Walter! Die paar Tage halten wir durch. Warum soll ich noch mit Bochow sprechen und ihn unruhig machen? Das Kind kriegen wir doch nicht mehr aus dem Lager. Du sagst es selbst. Also was dann? Laß es unter uns bleiben. Keiner weiß es. Nur du und ich, und sonst aus.“

„Und Zweiling?“

„Der kuscht.“



Krämer lachte in bitterem Hohn. Die Situation drängte zum Handeln, gleich, ob Bochow verständigt wurde oder nicht. Das Kind kam nicht aus dem Lager. Den Auftrag, der ihm durch Bochow gegeben worden war, hatte er nicht korrekt durchgeführt. Seine Pflicht wäre es gewesen, Höfel zu kontrollieren, aber er hatte es diesem überlassen und nun...? „Verdammter Mist“, knurrte Krämer, wütend über sich und alles, und stapfte, wie getrieben, umher. Da es ihm widerstrebte, Höfel Zugeständnisse zu machen, bellte er ihn ärgerlich an:

„Und wenn wir Bochow nichts davon sagen? Was dann? Was dann?“

Das war halbe Zustimmung! Höfel hob erfreut die Hände, als wollte er sie Krämer auf die Schulter legen. Der entzog sich ihm und schnauzte: „Das Kind muß raus aus der Kammer, weg von dir!“

„Wohin?“ fragte Höfel.

„Ja, wohin? Siehst du, was du angerichtet hast? Wohin stecken wir nun das Kind? Es muß weg von dir und dem verfluchten Zweiling, an eine Stelle, wohin keine SS kommt.“

Es gab dafür nur einen Ort, die Seuchenbaracke im Kleinen Lager. Um diese machte jeder SS-Mann einen scheuen Bogen, aus Furcht, sich mit Typhus oder Fleckfieber anzustecken.

Krämer blieb vor Höfel stehen, und sah ihn hart an.

„Block 61!“ sagte er knapp.

Höfel erschrak. „In die Seuchenbaracke? Ausgeschlossen!“

„Das Kind kommt nach 61!“ Krämer redete sich selbst in die Richtigkeit seines Entschlusses hinein.

„Die polnischen Pfleger hausen monatelang in der Baracke und haben sich noch nichts geholt. Die sind auf Draht. Über das Kind halten sie alle Hände, verlaß dich drauf. Ist doch ihr Kind, ein polnisches. – Oder soll ich es vielleicht bei mir im Papierkorb verstecken? Hm?“

Höfel schwieg, biß die Lippen aufeinander. Krämer polterte:

„Es gibt nichts anderes, basta. Genug, daß du mich mit in die Geschichte gezerzt hast. Also keine Dummheiten! Das Kind kommt nach 61!“

Höfel stierte vor sich hin...

„Und Bochow?“

Krämer wurde ungehalten.

„Ich denke, das ist unsere Sache? Hast du es nicht selber gesagt?“

Höfel nickte wortlos, er hatte nicht die Kraft, froh zu sein.

# LITERATUR UND POLITISCHE AGITATION

*Dürfen wir einer Minderheit süßen, ja raffiniertesten Biskuit reichen, während es den Massen der Arbeiter und Bauern an Schwarzbrot fehlt?*

Lenin (zu Clara Zetkin)

Wenn Georg W. Pijet in den „Mitteilungen“ des Schriftstellerverbandes unsere Volkskunstgruppen „Hungernde und Dürstende“ nennt, wenn er die Schriftsteller aufruft, diesen Laienkünstlern zu helfen, dann denkt er bestimmt nicht daran, den größten Hunger mit Biskuit zu stillen.

Im gleichen Heft der „Mitteilungen“ kann man in einem Aufruf der Berliner Künstler lesen: „Jetzt muß die öffentliche Meinung in Aktion treten. Es ist höchste Zeit, daß die Volksstimmung zu einer Volksbewegung wird.“ Schön und gut. Aber wie ist das zu machen? Ein ausgezeichneter Motor für eine solche Bewegung ist die Agitationsgruppe. Sie braucht zündenden Brennstoff, und verbrennen auch unsere Verse beim Antrieb – wir wissen doch: Es geht nichts verloren; sie sind in die Bewegung eingegangen.

In einer Aussprache auf dem IV. Kongreß unseres Verbandes rief Bertolt Brecht – Bäcker von Biskuit *und* Schwarzbrot – die Schriftsteller auf, die alte Tradition der Agitproptrupps wieder aufzunehmen, mit den Mitteln der kleinen Form direkt in den politischen Tageskampf einzugreifen.

Zwei Schriftsteller aus dem Bezirk Halle nahmen den Ruf auf – und den Kampf an! Denn es gab Kritiker, die natürlich viel klüger waren als Brecht. Nach ihrer Meinung war diese Form überholt, würden wir keine Gruppen finden, konnte man heute nicht mehr wie Weinert arbeiten. Die Entwicklung hat uns und nicht den Kritikern recht gegeben. Wir werden keine Gruppen finden? Mit beiden Händen zu gleicher Zeit müßten wir schreiben und würden doch nicht alle Gruppen befriedigen können! Erich Weinert hatte ein anderes Publikum, die Arbeiter waren der Dichtung aufgeschlossener? Warum wohl? Heute wie damals liebt der Arbeiter den Schriftsteller, mit dem er auf Du und Du steht, dessen Worte er ohne Dolmetsch versteht.

Die Aufgaben der künstlerischen Agitation sind vielseitig. Es gibt für sie nur eine Grundregel: Der Forderung des Tages zu entsprechen. Das bedeutet: schnell – manchmal über Nacht – reagieren; das bedeutet aber auch, das Wesen der Prozesse, die sich bei uns vollziehen, verstehen und auf sie einwirken: Propaganda machen für die Steigerung der Produktion, gegen die Verbreitung von Schundliteratur zum Beispiel. Eine Frage aber muß bei jedem Programm klar sein: Was will ich wem sagen! Daraus ergibt sich dann das Wie.

Die durch die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen heraufziehende unmittelbare Bedrohung aktivierte bei uns auch Schriftsteller, die bis dahin den Agitationsvers ablehnten. Der Aufruf des Bezirksvorstandes, mit Songs und Gedichten den Kampf gegen den Atomtod aufzunehmen, fand bei unseren Mitgliedern ein großes Echo. Dabei tauchte sehr bald die Frage auf: Zum Song gehört die Vertonung, die Interpretation; das Flugblatt verlangt die Illustration. Wir riefen die Bruderverbände und die Schauspieler zur gemeinsamen Arbeit auf. So kam es zu dem Programm gegen den Atomtod auf dem Marktplatz in Halle. Neue Werke der kleinen Form entstehen gegenwärtig zu Ehren des V. Parteitages der SED.

Bedeutet diese politische Tagesarbeit ein Zurückdrängen der großen, bleibenden Literatur? Im Gegenteil: Wir werden die große Literatur unserer Tage nur erhalten, wenn die Schriftsteller den Kampf der Volksmassen in allen Phasen mitleben! Man ist bei solchen Aktionen geneigt, nur die Wirkung nach außen abzuschätzen. Man vergißt, daß es auch eine nicht geringe Wirkung „nach innen“, eine Wirkung der Selbsterziehung gibt. Ein Beispiel: Die Notwendigkeit, oft sehr schnell zu reagieren, bringt es mit sich, daß mancher Text nicht „abgelagert“ ist; wir sind dazu gekommen, solche Texte durch kollektive Überarbeitung zu verbessern. Eine solche Verfahrensweise wäre noch vor einiger Zeit nicht möglich gewesen. Heute erscheint sie uns als natürlich.

Als wir unsere Diskussionen begannen, waren es gerade in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat ausgebildete junge Menschen, Redakteure, Kritiker und Schriftsteller, die nur auf den „Gipfeln der Literatur“ atmen konnten (wie oft waren ihre Gipfel Maulwurfshügel!) und sich ausschließlich von Biskuit ernährten; heute wissen sie, daß auch dafür das Mehl in der Ebene wächst.

M. N.

Marta Nawrath

## MEIN LIED IST LAUT

*Dein Lied ist grell, dein Lied ist laut,  
sagen zu mir, die gern träumen.*

*Du siehst nicht, wie der Himmel blaut,  
weist nichts von blühenden Bäumen.*

*Es fällt ein Regen, der giftig ist,  
und der die Haut von den Knochen frißt,  
und ich, und ich soll träumen?*



*Es spielt ein Kind am Wiesenrand,  
fächelt der Wind in den Haaren.  
Die Blüten in der kleinen Hand  
will es vorm Winde bewahren.*

*Es kommt ein Wind mit giftigem Hauch,  
der trifft das Kind und die Blüten auch –  
und ich, und ich soll träumen?*

*Es gelbt mein Lied durch Tag und Traum;  
mahnd: Seid wach alle Stunden,  
stellt schützend euch vor Kind und Baum  
bis die Gefahr überwunden!*

*Dann sing ich dem Regen, der fruchtbar ist,  
und dem Wind, der des Kindes Locken küßt,  
ein Lied unter blühenden Bäumen,  
ein leises Lied zum Träumen.*

Hans Lorbeer

## DEIN VATERLAND

*So war dein armes Vaterland:  
Jahrhunderte geknechtet,  
ein Land, das keinen Frieden fand,  
zerrüttet und entrechtet.  
Und eine Räuberbande gab  
von jeder Leut' und Land  
als Hab und Gut und Gut und Hab  
der andren in die Hand.*

*Das arme Land war niemals frei.  
Ob Erde, Stein und Koble,  
ob Tier, ob Mensch – es blieb dabei,  
daß sie der Teufel hole.  
Der letzte Teufel warf dies Land  
mit blutigem Geschrei  
in Hölle, Hunger, Haß und Brand,  
– verreckte selbst dabei.*

Noch starb es nicht, das arme Land,  
noch wurde es gerettet,  
von Freundesland und starker Hand  
in neue Zeit gebettet.  
Lang lag es wund und krank und schwach,  
zerrissen – und doch schön,  
mit Wald und Tal, Feld, See und Bach  
und sanften, grünen Höhn.

Mit seinen Städten lag es da,  
mit Werken, Häfen, Gruben,  
mit Turm und Esse, fern und nah.  
Aus Hallen, Sälen, Stuben  
sprach es den Fluch der schweren Not:  
Nicht mehr – hie West, dort Ost,  
und immerfort nur bittres Brot  
und ewig halbe Kost.

Nicht Brücken mehr, daß man sie sprengt,  
nicht Stahl mehr in die Äcker!  
Nicht Bauern, frech vom Hof verdrängt,  
vom Backofen den Bäcker.  
– Verjagt den Mörder-General  
und den Verräter henkt,  
daß nicht der Krieg zum drittenmal  
mit Blut die Erde tränkt!

Daß nicht zur weiten Wüste wird,  
was freies Land soll werden,  
daß nicht der Panzer Raupe klirrt  
als einziger Laut auf Erden!  
Du, den das gute Land gebar,  
steh auf, eh es zu spät!  
Kämpf, sieg und sorg, daß Jahr um Jahr  
in Frieden wird gesät!

VOM DURCHKOMMEN

„No pasaran! Pasaremos!“

*In Algier und Bonn – die faschistische Fratze!  
Der Kleinbürger wackelt entsetzt mit der Glatze.  
Für uns ist die Frage einfach wie Brot:  
Faschismus ist Tod! Das Leben ist rot!  
Denn der Faschist ist ein Faschist,  
ob es de Gaulle oder Speidel ist!  
Und der Prolet ist ein Prolet,  
ganz gleich, wo seine Maschine steht!  
Das Land von Karl Marx und das Land der Kommune  
soll'n in der Farbe des Lebens glüb'n!  
Die Faschisten kommen nicht durch! Wir kommen durch!*

*Ihr! Unterbrecht der Räder Fluß!  
Dann gehen die Faschisten zu Fuß!  
Da wollen wir mal die Faschisten sehen,  
wenn sie bei euch durch die Straßen gehen!  
Wir – erhöhen die Produktion,  
da wird den Faschisten schlecht davon!  
Macht, daß es uns immer besser geht!  
Daß der letzte merkt, wo der Wind herweht!  
Das Land von Karl Marx und das Land der Kommune  
soll'n in der Farbe des Lebens glüb'n!  
Die Faschisten kommen nicht durch! Wir kommen durch!*

*Das Neue steigt, das Alte fällt.  
Dies Wort gilt überall in der Welt!  
Da gibt's nur zwei Seiten – und nichts dazwischen!  
Keiner kann uns die Fronten verwischen!  
Die Fronten sind klar und für jeden zu sehen:  
wo der Feind steht – und wo wir stehen!  
Und das bleibt so, bis auf der ganzen Welt  
unsre Klasse die Macht in Händen hält!  
Das Land von Karl Marx und das Land der Kommune  
und alle Welt soll rot erglüb'n!  
Die Faschisten kommen nicht durch! Wir kommen durch!*



SONG

*Sag, gibst du  
deinem Kind einen Apfel,  
von dem du weißt, daß  
die Wespe drin haust?*

*Aber wenn du nun weißt, es  
woll'n welche Krieg,  
und du stehst nur und schaust?*

*Aba, du kannst es nicht ändern?  
Nein, du alleine nicht.  
Es halten aber heute  
Millionen Menschen Gericht.*

*Es sind, so lautet die Anklage,  
in Deutschland Bomben versteckt.  
Hinweg! Gute Saat dem Lande!  
Und dann an der Kriegstreiberbande  
das Urteil vollstreckt!*

Friedrich Döppe

PRÜF DIE STUNDE

*Prüf die Stunde! Sie haben den Tod gesät!  
Und das Gift schießt am Rhein schon ins Kraut.  
Mach kein Bett dir heut nacht. Wenn der Morgen graut  
ist es vielleicht schon zu spät.*

*Prüf dein Leben, wie's war, wie es werden kann,  
und dann wirf einen Blick vor die Tür.  
Und dann siehst du: Sie haben dich schon im Visier!  
Aber was tust du dann?*

*Prüf die Freunde. Nicht dein Leben ist es allein,  
unser aller Welt ist bedroht.  
Raff dich auf, Freund, wir jäten gemeinsam den Tod,  
jäten den Tod vom Rhein.*

DEN LETZTEN REFRAIN SINGEN WIR

*Es zog ein Flieger hoch in die Luft  
weiß-schaumige Kreise, flockige Kreise.  
Am Steuer saß Bill, den man Killer ruft  
und pfiff eine fröhliche Weise.*

*Pfälzer, zieh den Schädel ein,  
die Bombe könnt geladen sein.*

*Zum Leutnant war er schnell avanciert  
in jenen gemütlichen Zeiten,  
als er Koreaner bombardiert.*

*Mit Säuglingen ließ es sich streiten.  
Phoengjang schmiß er kurz und klein  
und Dresden hatte ein Schwesterlein.*

*Und als der Killer gelandet war  
auf pfälzisch ge-NATO-ter Erde,  
schon zählt er grinsend sein Repertoire  
und meinte mit stummer Gebärde:  
Pfälzer, setz dein Mostglas ab,  
Raketen singen den Boogie vom Grab.*

*Auf einmal stutzt er, da fehlen drei,  
vier oder fünf der Raketen!  
Er machte die Meldung, was war auch dabei?  
Sie gingen beim Übungsflug flöten.  
Schwabe, laß die Spätzle stehn,  
du sollst mal auf deinen Wiesen nachsehn.*

*Schwabe, ach Schwabe, das waren erst drei  
oder vier oder fünf faule Eier,  
ach Schwabe, schon jetzt ist dir nicht wohl dabei,  
schon jetzt ist dir nicht geheuer.  
Willst nicht gern danebenstehn,  
wenn Bomben auseinandergehn.*

*Leute, wie wär's denn, wie wär's denn, Schwab,  
wenn wir in die Hände spucken täten?  
Und ging dann der Billy nicht freiwillig ab,  
daß wir ihm das Fell bläuen täten?  
Laßt uns auch in Bonn nachsehn,  
vielleicht will auch gleich der Conny mitgehn!*

*Friedrich Döppe*

## FLUGBLATT

*Gegen radioaktiven Staub  
wird dieses Blatt nichts nützen;  
wenn man sich, wie ein Ast mit Laub,  
mit Hunderten deckt, kann's ein wenig schützen.*

*Aber am sichersten überstanden  
wurden stets Kriege, die nicht stattfanden.*

NUR DIE GESCHLOSSENE AKTION  
DES GANZEN VOLKES  
UNTER FÜHRUNG DER ARBEITERKLASSE  
KANN SIE ABWENDEN.

*Karl-Heinz Tuschel*

## DIE TROMMEL KAIRO

*In Kairo trommeln die Bomben ein Lied  
vom guten Imperialisten;  
ein Lied, das mitreißt, ein Lied, das zieht  
bei Moslems und bei Christen!  
Und einen Trommelschlag auf die Moschee  
und einen aufs Krankenhaus!  
Dem Trommler tut das Trommeln nicht weh –  
ein Gentleman von Kopf bis Zeh,  
der macht sich nichts daraus.*



*In Kairo trommeln die Bomben den Takt.  
Die Börse liefert die Noten.  
Das ist ein Lied, das die Menschen packt  
und fortreißt – ins Reich der Toten.  
Und einen Schlag auf den Kinderhort  
und einen aufs Minarett!  
Dem Trommler ist das Trommeln ein Sport,  
doch für Kairo, die Trommel, ist das Mord.  
Es geht mit dem Tod zu Bett!*

*Hört ihr, die Trommel Kairo dröbnt!  
Habt ihr's im Ohr noch, dies Dröhnen?  
Der Trommler trommelt auf Kairo und böbnt  
Ägyptens Töchtern und Söhnen!  
Hört ihr's, wie laut der Trommelschlag schallt?  
Das trommelt die Völker wach!  
Es reckt sich am Nil eine Heldengestalt,  
die trotz dem Trommeln und trotz der Gewalt:  
der ägyptische Fellach!*

*Marta Nawrath*

## GESPRÄCH

*Heute morgen vor meiner Tür  
sagte mein alter Nachbar zu mir:  
„Früher, das waren Zeiten, mein Mädchen!  
Da hatt' ich um sieben schon meine Brötchen  
und auch die Milch, und alles frei Haus!“  
„Ja“, sagte ich leise, „ich trug sie aus.  
Von sechs bis halb acht, und die Schub warn nicht dicht,  
und dann schlief ich ein beim Unterricht . . .  
Ihr Enkel, Herr Nachbar, ist auch gerade zehn.  
Wie wär's, will der nicht austragen gehn?“  
„Der? Der muß lernen, soll doch studieren!“  
„Und braucht nicht zu hungern und nicht zu frieren“,  
ergänzte ich leise. Er sah mich nur an,  
und in strengem Tone sagte er dann:  
„Die Kinderarbeit ist heute verboten!“  
„Na“, fragte ich, „ist das schlecht von den Roten?“*

BERICHT ÜBER EINEN GUTEN GENOSSEN

*Er ist wie jedermann:  
Er liebt es, zu lieben,  
und liebt es, geliebt zu werden.  
Dem Angenehmen ist er zugetan,  
das Unangenehme preist er nicht –  
aber er scheut es auch nicht.*

*Und er ist nicht wie jeder:  
Er ist bereit, all das  
und noch mehr: das Leben  
zu opfern, damit es später  
Liebe und Annehmlichkeiten gebe  
aller Art und für alle.*

*Kommst du in seinen Betrieb,  
so kennst du an nichts ihn heraus.  
Bist du eine Stunde unter seinen Kollegen,  
so hast du was von ihm gehört.  
Bist du einen Tag unter ihnen,  
so hast du ihn kennengelernt.*

*Er übersieht nicht  
in einem Kollegen das Rückständige,  
aber er sieht vor allem  
in einem Rückständigen den Kollegen.  
Ja, er sieht klar.  
Nicht trüben ihm Fehler den Blick,  
denn wo von Fehlern die Rede ist,  
da nennt er die seinen.*

*Werden die Namen genannt  
der besten Arbeiter –  
sein Name ist darunter,  
Und er freut sich dessen.  
Aber er freut sich auch derer,  
die ihn überflügeln.*

*Ja, er leistet viel.  
Er liebt nicht die Ruhmredigkeit,  
denn sie ist eine Untugend einzelner,  
aber er liebt den Ruhm,  
denn er ist eine Tugend der Partei.*

*Wie jedermanns Körper  
erneuert sich auch der seine  
in sieben Jahren.  
Aber in sieben Jahren auch  
erneuert sich sein Geist  
aus dem Brunnen der Weisheit,  
der Partei.*

### ICH WEISS, HERR KRUPP...

*Ich weiß, Herr Krupp, daß Sie mir böse sind.  
Ich weiß: Sie sagen, weil wir Waffen hätten.  
Ich weiß (denn das weiß schließlich jedes Kind):  
Sie sähn uns statt in Waffen gern in Ketten.*

*Ich weiß, Herr Krupp, Sie können Blut nicht sehn.  
Auf Menschen haben Sie noch nie geschossen,  
und nur in Gold verwandelt sind die Seen  
von Blut in ihre weiche Hand geflossen.*

*Ja, diesen Goldstrom haben wir gestört.  
Und mag es Ibresgleichen auch verdrießen:  
Das heiße Blut, das heute uns gehört,  
wird nicht in Ihre Kontobücher fließen!*

*Ich liebe Deutschland, meine Heimat, sehr,  
das Volk, so reich an Dichtern und an Den kern.  
Und deshalb liebe ich auch mein Gewehr,  
weil es das alles schützt vor Ihren Henkern!*

*Ich hebe mein Gewehr so hoch empor,  
daß Sie und Ibresgleichen es erblicken:  
Ich, der ich Knechtschaft mit dem Krieg verlor,  
werd mich nie mehr in Ihre Ketten schicken!*



## AN DIESEN UND JENEN

*He, wer buckelt da Richtung Westen  
und schießt nach der Chrom-Fassade?  
Laß deine Gedanken mal testen,  
Kopf hoch, Mensch, und Rücken gerade!*

*Verräter werden gerichtet.  
Mit Schwankenden wird geredet.  
Das Herz wird täglich gesichtet  
und stündlich Dummheit gejätet.*

*Wir haben kein Wunder gepachtet  
und zahlen mit Schweiß jedes Lachen.  
Fühlst du dich gekränkt und verachtet,  
wenn wir dir kein Daunenbett machen?*

*Du kannst drüben manches erwerben,  
stets kommst du beim Tod in die Kreide;  
denn du sollst und wir sollen sterben  
noch vor ihrer letzten Pleite.*

*Bekannt ist dir alles geworden,  
wir haben dir nichts verschwiegen.  
Du weißt, nicht mit Gesten und Worten,  
mit Taten werden wir siegen.*

*Verräter werden gerichtet.  
Mit Schwankenden wird geredet.  
Das Herz wird täglich gesichtet  
und stündlich Dummheit gejätet.*

## SONG VOM STEINBRUCH

*Zwanzig Jahre an den schroffen Wänden  
schuiftete ich mir den Rücken krumm,  
und der Bohrer schrie in meinen Händen,  
aber ich blieb zwanzig Jahre stumm.*

*Und ich brach die Steine für die Straßen,  
drauf der Krieg in fremde Länder fuhr,  
und statt Butter gaben sie mir Phrasen  
und am Ende Wehrpaß und Montur.*

*Krieg. Die Sowjets sollten wir vernichten;  
doch wir sahen: wer Krieg anstiftet, fällt.  
Kamen Sowjets, lehrten einzurichten  
menschlich uns und friedlich in der Welt.*

*Und wir aßen anfangs Brot und Spelsen;  
doch die Steine brachen wir für unsern Staat.  
Dreizehn Jahr seitdem, und an den Felsen  
reckte sich mein Rücken wieder grad.*

Lolf Hünecke

## UMFRAGE

*Hallo Vockerode! Wie geht's den Turbinen?  
Ach danke, sie treiben die schweren Maschinen  
mit Windstärke zwölf in Magdeburgs Werken  
und werden dem Plan hübsch das Rückgrat stärken.  
Ja, die Partei gab uns die Kraft,  
sonst hätten wir das nicht geschafft.*

*He Dresden! Was ist auf dein Konto zu schreiben?  
Ein Flugzeug, Partei, ganz mit Strahlen zu treiben.  
Auch unser Atomwerk wird reichlich bewundert:  
es streckt sein Geäst schon ins neue Jahrhundert.  
Ja, die Partei gab uns die Kraft,  
sonst hätten wir das nicht geschafft.*

*Glück auf, Schwarze Pumpe! Wie geht's dir, Holzweißig?  
Der Bagger macht Krach und er schüttelt sich fleißig.  
Komplexe Brigaden und Mamai sind Paten.  
Hab Dank, du Partei, du hast gut uns beraten.  
Ja, die Partei gab uns die Kraft,  
sonst hätten wir das nicht geschafft.*

*Hallo, LPG! Sagt, wie steht's auf den Fluren?  
Die neue Zeit stellt jetzt im Dorf unsre Uhren.  
Die Wurst wächst am Stiel, und die Küb' sind zufrieden:  
Wir haben für Offenstallbau uns entschieden.  
Ja, die Partei gab uns die Kraft,  
sonst hätten wir das nicht geschafft.*

*Hallo, wart noch, was sagen die einzelnen Bauern?  
Sie helfen uns jetzt das Kulturhaus mauern.  
Vom Dornröschenschlaf sind sie nicht mehr umnebelt,  
der Sputnik-Start Drei hat das Dorf aufgemöbelt.  
Ja, die Partei gab uns die Kraft,  
sonst hätten wir das nicht geschafft.*

*He Rostock, aboi! Na, wie weit ist der Hafen?  
Glaub bloß nicht, Partei, wir hätten geschlafen.  
Wir schippen den Sand weg, dem Neptun zu Füßen.  
Jetzt kann er sich strecken. Er läßt dich schön grüßen.  
Ja, die Partei gab uns die Kraft,  
sonst hätten wir das nicht geschafft.*

*Die kleine Form gestattet ein direktes Sich-Engagieren im Kampf. Denn wir werden mit einer Kampfphase rechnen müssen, und wir werden unsere Gemütlichkeit irgendwann ablegen, bekämpfen müssen, zusammen mit anderen kleinbürgerlichen Bestrebungen.*

Bertolt Brecht



GEDICHTE UND LIEDER  
ZUR OSTSEEWOCHEN 1958

*Rolle Ostseewoge, rolle,  
Sturmwind kämmt den Scheitel quer.  
Sieben stolze, wundervolle  
Schwestern küßt das eine Meer.*

*Seiner Brandung weiße Spitze  
Perlen schmücken sein Gestad,  
freundlich schimmert, zornig blitzet  
goldnes Schwert von Leningrad.*

*Freundlich blitze – zornig schimmer,  
treibt der West es gar zu toll,  
weil die Todeswolke nimmer  
diese Küste würgen soll.*

*Krieg kommt wie ein Dieb vorm Tag,  
Tagesdieb der lichten Welt,  
Nike weck dein Kopenhagen,  
schütze Sund und Großen Belt.*

*Stockholm soll nicht sein Entsetzen,  
Helsinki nicht Schädelstadt,  
Oslo sperr mit deinen Netzen  
vor dem Hai das Kattegatt.*

*Lübeck laß dich nicht bezwingen,  
jag die schwarze Pest von Bord,  
sonst erhebt sie ihre Schwingen  
wie der Tod ob Bucht und Fjord.*

*Aber Danzig holt sie nieder,  
aber Rostock rupft empört  
diesem Vogel das Gefieder  
und sein Horst, er wird zerstört.*

*Menschen sind wir, kein Gewürme,  
fürchten nicht den Vogel Roch,  
Rostock hüte deine Türme,  
denn die Geier kreisen noch.*

*Unsere Mädchen, unsere Söhne,  
unsere Kinder solln gedeihen,  
unsere Ostsee, unsere schöne,  
soll ein Meer des Friedens sein.*

### Likedeeler

*Der Klaus Störtebecker, der Klaus Störtebecker  
teilt getreulich sein Brot  
hat ein kupfern und ein silbern und ein goldenes Boot.*

*Die Armen auf Erden sind alle Geschwister,  
sagt Wigbold, Korsar, und gelehrter Magister.  
Und er tut einen Griff in sein kupfernes Schiff,  
Gibt uns Leinenballen,  
Schub mit feinen Schnallen  
der Magister, er lacht:  
Dat wir allen für de Fru Senatarn gedacht.  
Das war alles für die Frau Senatorin gedacht.*

*Der Klaus Störtebecker, der Klaus Störtebecker  
teilt getreulich sein Brot  
hat ein kupfern und ein silbern und ein goldenes Boot.*

*Die Hamburger Hansen sind tüchtige Leute:  
sagt Goedek Michel, man merkt's an der Beute.  
Und er tut einen Griff in sein silbernes Schiff.  
Gibt uns Leinenballen,  
Schub mit feinen Schnallen  
und ein Federbettlein  
und ein Silberkettlein  
Goeste Michael lacht:  
Dat wir allen für de Fru Senatarn gedacht.  
Das war alles für die Frau Senatorin gedacht.*

*Der Klaus Störtebecker, der Klaus Störtebecker  
teilt getreulich sein Brot  
hat ein kupfern und ein silbern und ein goldenes Boot.*

*Was soll auch der Roggen auf Hamburger Koggen,  
uns Armen indessen gebricht es am Essen.  
Und er tut einen Griff in sein goldenes Schiff.  
Gibt uns Leinenballen,  
Schub mit feinen Schnallen  
und ein Federbettlein  
und ein Silberkettlein,  
Samt und seidne Sachen  
und zum Klütenmachen  
auch das fein weiße Mehl,  
und ein Fingerringlein und ein Zuckerkringlein  
und für alle lütten – und für alle lütten –  
und für alle lütten Leute – like deell!*

*In Hamburg auf der Grasbrook fließt ein blutroter Fluß  
weil der Wigbold heute – weil der Wigbold heute  
seinen Kopf lassen muß.*

*Ja die Armen, die Kleinen – das Volk es muß weinen.  
In Hamburg auf der Grasbrook wird berumschamuziert,  
weil der Göstemichel, weil Göstemichel seinen Kopf heut verliert.*

*Ja die Großen, die Hansen, die Herren Radmannen tanzen.  
Und die Armen und die Kleinen – das Volk es muß weinen.*

*In Hamburg auf der Grasbrook wird das Maul aufgesperrt,  
denn der Störtebecker, denn der Störtebecker  
stirbt den Tod durch das Schwert.  
Ja, das ist ein Theater für de Fru vom Senater –  
und die Großen, die Hansen, die Herren Radmannen tanzen.  
Nur die Armen, die Kleinen, das Volk es muß weinen.  
Ach sein Kopf muß fallen –  
statt der Schub mit Schnallen  
gibt es Eisenspangen – kleines Volk zu fangen.  
Streu statt Federbetten, schwere Eisenketten,  
Lumpen auf die Knochen,  
und zum Klütenkochen*

*gibt es Kleie statt Mehl,  
statt der Fingerringlein gibt es Zwingerringlein  
und für alle lütten – und für alle lütten –  
und für alle lütten Leute – like deel!*

*Und als man den Henker von Hamburg befragt,  
Wie ihm denn sein blutiges Handwerk behagt.  
Und als man den Becher mit Rotwein ihm bot,  
Da sprach er, mir ist euer Wein viel zu rot.  
Der Wein viel zu rot und die Toten so stumm –  
er hob seinen Becher und stürzte ihn um.*

*Ei, Henker von Hamburg, wer hätte gedacht,  
daß dich deine Arbeit so giftkrötig macht?  
Was Gift und was krötig, ihr Herrn im Ornat:  
hätt Lust noch zu köpfen ohn Hamburger Rat.  
Da waren die Herrn bis zum Hals zugeknöpft  
und haben den Henker von Hamburg geköpft.  
Die Toten waren stumm – der Wein war zu rot –  
Ach – der Störtebecker, ach der Göstemichel,  
ach – der Wigbold ist tot.*

*Störtebecker, Störtebecker – reise Quartier,  
Likedeeler, Likedeeler, das sind wir!  
Der Junker und der Pfeffersack tun uns nicht weh,  
denn unser sind Himmel und Erde und See!  
Und – die Leinenballen – Schub mit feinen Schnallen . . .  
Reise – reise Quartier!  
Junge Likedeeler, das sind wir!*

*Störtebecker – Göstemichel, hiev den Anker ho  
Likedeeler – Likedeeler machen's heut so:  
Die Früchte der Erde dem Knecht und der Magd.  
Dem Hirten die Herde, dem Jäger die Jagd.  
Dem Fischer den Fischfang: Matrosen obel  
Denn unser ist Erde und Himmel und See.  
Und – die Leinenballen – Schub mit feinen Schnallen . . .  
und die Federbettlein und die Silberkettlein  
Reise – reise Quartier!  
Junge Likedeeler, das sind wir.*



*Störtebecker – Göstemichel – Wigbold, wat liggt an?  
Likedeeler – Likedeeler: Frieden, das liggt an!  
Der Frieden liegt an – Sozialismus voraus –  
Die Arbeiter Herren im eigenen Haus.  
Die Früchte der Erde dem Knecht und der Magd.  
Dem Hirten die Herde, dem Jäger die Jagd.  
Dem Fischer den Fischfang, Matrosen obe!  
Denn unser ist Erde und Himmel und See.*

*Und – die Leinenballen – Schub mit feinen Schnallen  
Und die Federbettlein, und die Silberkettlein,  
Samt und seidne Sachen und zum Klütenmachen  
auch das fein weiße Mehl.  
Und auch Fingerringlein – und auch Zuckerkringlein  
und für alle lütten und für alle lütten  
und für alle lütten Leute – like deel!*

### Klabautermann

*Der Klabautermann, der bat schon seine Gründe,  
meidet Untergang und Schiffbruch wie die Sünde.  
Und er mied den alten Strom von Warnemünde  
und verzog nach Buxtehude und Shanghai.*

*Und der Leuchtturm lockte und der Leuchtturm blinkte,  
der Klabautermann, der zauberte und zinkte.  
Und er drehte lange Nasen und er winkte –  
Und die Schiffe zogen still und stolz vorbei.*

*Zu Antwerpen, da klabauterten die Gnome.  
Und spektakelten in Tixi nördlich Nome.  
Nur in Warnemünde lag im alten Strome  
Mast an Masten – so wie ein gestorbner Wald.*

*Tief vom Kiel her faulten die vermorschten Kähne.  
Und das Meer war eine bittergrüne Träne.  
Und die alten Segelschiffabrts-Kapitäne  
tranken Grog und spannen Seemannsgarn und bald*

*mußten sie im Sommer Tisch und Bett vermieten,  
denn sie zogen fünfzig Jahre lang nur Nieten.  
Gott Merkur, er hatte Rostock nichts zu bieten.  
Nur das deutsche Reisebüro war bereit*

*für den Tisch zu zahlen, den der Schipper deckte.  
Und der stolze Käpten fragte, wie es schmeckte.  
Seine Schifferkrause lief in dem Prospekte  
unter Warnemünder Sehenswürdigkeit.*

*Vor dem Hungertode blieb er da verschont zwar.  
So ein Sommergast im Ebebett, das lohnt zwar.  
Zwar, er lebte anders als er es gewohnt war.  
Doch gewöhnte er sich irgendwie. Und fast*

*wär der Seebär vor dem Ruf der See erschauert,  
weil sein Kurgast plötzlich stutzig wird und zaudert,  
denn in Höhe Düne poltert und klabautert  
und rumort ein unvorhergesehner Gast.*

*Sog und Brandung bricht ein ungeheurer Wille –  
Ein Vierfingerpfiff die exklusive Stille –  
Unterwasserexplosionen die Idylle –  
Bagger Rostock frisst den Mergel wie Kompott.*

*Ein paar Fremdenzimmer werfen keine Pfründe.  
Warnemünde wird nun wieder Warnemünde.  
Der Klabautermann der hat schon seine Gründe:  
Warnemünde an der See kommt wieder flott.*

Guten Abend, Frau Rostock

*Guten Abend, Frau Rostock!*

*Herr Hamburg – nanu? Die Höflichkeit plötzlich?  
Wo drückt denn der Schub?*

*Man ist ja wohl Nachbar und gibt sich die Ehr –  
Guten Abend, Herr Nachbar, ich danke recht sehr.*

*Frau Rostock, ich sah da im Kieler Kanal  
ein Schiff Ibres Namens – na, sagen Sie mal?*

*Die ‚Frieden‘, sie trägt meinen Namen am Stern.  
Wir Weiber, wir haben die Schafswolle gern.*

*Frau Rostock, und dachten Sie niemals daran,  
daß ich Sie in Schafswolle einwickeln kann?*

*Und eh ich mich von Ihnen einwickeln laß,  
Herr Hamburg, pardon, investiere ich was.*

*Der Preis einer Schiffswerft – Frau Rostock, bedenkt:  
dafür habt Ihr meinen Kakao geschenkt.*

*Geschenke, Herr Hamburg, ich sag Ihnen frank:  
ich hab einen Ruf zu verlieren, Gott sei Dank!*

*Und wenn ich mich in ein Verlustgeschäft stürz:  
Biet Pfeffer, Frau Rostock, und indisch Gewürz!*

*Und wenn's Euch, Herr Hamburg, den Atem benimmt:  
ich dank für den Pfeffer und pfeif auf den Zimt.*

*Ich biete – ich bin ja vom Affen gekratzt –  
Bananen, Frau Rostock, soviel, bis Ihr platzt.*

*Ich will doch nicht platzen, Herr Hamburg, o nein!  
Ich will endlich wieder ein Seehafen sein.*

*Ein Hafen, Frau Rostock, Sie sind nicht gescheit –  
... ich hätt auch Tabak sehr preiswert zur Zeit.*

*Herr Hamburg – ein Hafen: modern in der Art,  
berühmt, wie zu Zeiten der Segelschiffahrt.*

*Für das, was sich nur eine Kaimauer stellt,  
verkauf ich Euch allen Kaffee von der Welt.*

*Und mengt Ihr dem Kaffee noch Goldklümpchen bei:  
behaltet das Nugget, ich bau meinen Kai.*

*Ein Hafen in Rostock: Ach, schockschwere Not!  
... auch echter Jamaika-Rum steht zu Gebot.*

*Was läg dem Geschäftchen für Währung zugrund?*

*Bezahlen Sie in Dollar und Franken und Pfund!*

*Herr Hamburg, da wird leider nichts aus dem Kauf.  
Devisen, mein Lieber, da sitze ich drauf.  
Nicht übel, Jamaika-Rum original –  
wie wär's denn mit Steinkoble, Roböl und Stahl?*

*Frau Rostock: Das ist die vertrackte Geschichte,  
Ich gäbe es gerne, ich darf leider nicht.*

*Er gäb gern und darf nicht, ihr Leute: kurzum,  
wir baun unsern Hafen, wir sind mal so dumm!*

---

*Karl Mickel*

## BERICHT ÜBER MEINEN VATER

*Ich bin geboren dreißig,  
Mein Vater war Jahrgang sechs.  
Von einem Foto weiß ich,  
Wie er aussah, eh er loszog.*

*Mit Mutter war ich noch einmal bei ihm.  
Er lag im Kasernenhofdreck.  
Wo früher ein Gesicht war,  
War nur noch ein heller Fleck.*

*Eine Karte war alles,  
Was wir aus Rußland bekamen.  
Es war da ein Kreuz  
Hinter seinem Namen.*



## VERBOTENE FAHNEN

*Die folgenden, vorwiegend autobiographischen Skizzen sind die erste literarische Arbeit einer Autorin, die – heute selbst schon mehr als fünfzigjährig – spät erst, durch ihr Leben, dessen Erfahrungen sie weitergeben will, zur Literatur gedrängt wurde. Sie schildert, fast im Chronikstil, die Arbeit einer Gruppe junger Kommunisten, die illegales Propagandamaterial herstellen, als die Partei zwar noch nicht verboten, aber durch die beginnende Faschisierung schon gezwungen ist, Teile ihres Apparates auf illegale Arbeit umzustellen: 1932/33.*

### Alt Moabit

„So ist die Lage. Und damit komme ich zum Schluß. – Heute haben wir den 16. März. Bleiben uns noch drei und eine halbe Woche bis zur Wahl. Das heißt, daß alles mobilisiert werden muß. Für unsern roten Arbeiterkandidaten! Für Thälmann!“

Der Polleiter hat sich gesetzt. Er klopft die kalt gewordene Pfeife aus und stopft sie neu.

„Genossen!“ Wolfs Stimme drängt die beginnenden Gespräche zurück. „Noch ein paar Worte zum Organisatorischen: Die in der Diskussion eingebrachten Vorschläge vom Erwerbslosenausschuß Turmstraße gebt gleich an Peter. Er nimmt sie morgen mit zur ‚Roten Fahne‘. Alles andre hat Gustav gesagt. – Die Agitpropleute bleiben noch hier, Material mitnehmen.“

Er beugt sich zum Polleiter. „War noch was?“

Der schüttelt den Kopf. „Nein, nur Peter will ich noch sprechen. Halt ihn dann fest. Ich muß noch telefonieren.“

„Also, die Sitzung der Unterbezirksleitung ist geschlossen. Rot Front!“

„Rot Front!“

„Rot Front!“

Langsam leert sich der Raum. Einige drängen nach vorn.

„Was hast du für Material, zeig mal . . .“

„So, wir können gehn.“

Gustav steht in der Tür. Sein Blick streift über den Tisch und überfliegt alle Ecken des Raumes, ob auch nichts Unnützes liegenblieb. Sie treten auf die Straße.

„Was gib’t’s?“ Peter schaut fragend auf den alten Genossen.

„Es geht um Siemensstadt. Sie sind an die Bezirksleitung herangetreten,

wegen Kräften. Moabit hat schon ein paar erwerbslose Genossen ständig dort eingesetzt. Aber es reicht nicht. Besonders im Agitpropapparat. – Dazu die verschärfte Lage. Du weißt, sie verbieten immer häufiger unsre Zeitungen. Nach der Wahl kann man sich auf was gefaßt machen. Das ZK hat beschlossen, in den Betrieben schon jetzt mehr eigenes, illegales Material zu entwickeln.“

Peter hat aufmerksam zugehört. Es stimmt: Die Lage ist so, wie Gustav sie einschätzt. Man muß vorbeugen, ehe die Polizei den Apparat lahmlegt. Die Anfänge in den Betrieben sind noch gering.

Gustav fährt fort: „Wir müssen also gemeinsam überlegen, wen wir von uns noch abgeben können. Schließlich haben wir in Moabit eine große Zahl von Erwerbslosen. Wir können uns da nicht heraushalten. Vielleicht auch Genossen vom Kommunistischen Jugendverband. Und die kennst du besser als ich.“

Peter nickt. „Da hast du recht.“

„Und soweit ich die Genossen auf der Bezirksleitung verstanden habe, werden sie später die eingearbeiteten für den zentralen Apparat herausziehen. Es muß also Nachwuchs her.“

Sie sind die Turmstraße heruntergegangen. An der Ecke der Waldstraße bleibt Peter stehn. Gustav sieht auf. „Haben wir nicht den gleichen Weg? Du wohnst doch in der Beußelstraße?“

„Ja, wohn ich auch.“ Peter lacht. „Ich will aber noch zu Käte rauf. – Sie wartet.“

„Ach so – das ist was andres. Dann geh mal. Du bist ja morgen abend auch bei der Revolutionären Gewerkschaftsopposition in der Waldenser? Vielleicht ist dir bis dahin schon etwas eingefallen. – Dann gut Nacht. Grüß dein Mädchen!“

„Wird gemacht, Gustav. Rot Front!“

## Um Mitternacht

In Kätes Zimmer brennt noch Licht. Das Fenster steht halb offen. Peter pfeift und fängt den Hausschlüssel auf.

„Hast du sehr gewartet?“

„Ich hab gelesen, Peter. Da vergeht die Zeit. Und ich wußte ja, daß du kommst.“

„Komm, erst einen Kuß – so. Was hast du gelesen?“

„In den Mitteilungen über den Jahrestag der Roten Armee. Du, kannst du dir vorstellen, daß deutsche Arbeiter einmal gegen die Rote Armee kämpfen könnten?“

„Wenn es den Nazis gelingt, sie irrezuführen – ja.“

„Der Jürgen unten vom Fleischer ist zur SA gegangen. Seine Mutter hat es meiner Wirtin erzählt. Über zwei Jahre war er arbeitslos. – Er war in der Roten Jungfront.“

„Das ist schlimm. Da haben unsre schlecht aufgepaßt. – Hat er keine Freunde gehabt bei uns?“

Käte zögert. „Ich weiß nicht. Ich hab ihn kaum gekannt.“

„So machen wir es oft. Wir meinen, wenn einer bei uns ist, dann brauchen wir uns nicht mehr um ihn zu kümmern. Und plötzlich haben wir ihn verloren, und die Faschisten haben erreicht, daß er gegen seine eigne Klasse kämpft.“

„Aber Peter – das können doch nur einzelne sein! Das ist doch Wahnsinn, von uns zu den Nazis zu laufen!“

„Natürlich ist es Wahnsinn – aber es können durchaus viele werden, die ihn mitmachen, wenn wir es mit der Einheitsfront nicht schaffen. – Aber deshalb muß man nicht verzweifeln.“

Peter hat den Arm um sie gelegt und zieht sie ans offene Fenster. „Selbst wenn die Nazis noch stärker werden – am Ende siegen wir doch. Und die Rote Armee – die ist mächtiger als all unsre Feinde.“

Der Nachtwind trägt zwölf Schläge über die Stadt. Peter drückt Käte an sich.

„Katinka – weißt du, was in diesem Augenblick in Moskau geschieht?“

„Ja. Jetzt spielen sie vom Kremlturm die Internationale.“

Peter summt die Melodie in die Nacht hinaus. „Wir sind die stärkste der Parteien. – Man muß immer daran denken. Auch, wenn es einmal schwer sein sollte.“

„Ja. Das werd ich.“

„Dann ist alles gut.“

Er hat das Fenster geschlossen.

„Peter.“

„Ja?“

„Ich muß dich noch was fragen.“

„Frag.“

„Wenn wir einmal getrennt werden, durch die Faschisten, oder wenn Krieg kommt – wie soll ich dann wissen, wo du bist?“

Seine Stimme kommt aus dem Dunkel, leise und fest. „Vielleicht kann man nicht immer genau wissen, wo der andere ist. Aber auf eines kannst du bauen: nur dort, wo die Partei kämpft, wirst du mich finden. Darauf verlaß auch ich mich, wenn ich dich einmal suchen muß.“

„Ja, das sollst du.“

Bierdunst, Rauch und Lärm erfüllen das Ecklokal gegenüber dem Werk. Treffpunkt der Genossen und oppositionellen Gewerkschafter. Von Unwillen und Erregung getragen wogen die Stimmen auf und ab.

„Habt ihr schon gehört, sie haben die ‚Rote Fahne‘ wieder verboten! Die ‚Hamburger Volkszeitung‘ und den ‚Klassenkampf‘ in Halle auch.“

„Die wollen uns noch ganz mundtot machen.“

„Und am 10. April sind die Präsidentenwahlen.“

„Im Rundfunk dürfen unsere schon nicht mehr sprechen.“

„Viel mehr Flugblätter müßten wir rausbringen gegen die Bande!“

Im dämmrigen Hinterzimmer sitzt Käte am Tisch. Vor ihr liegen ein paar Listen mit Zahlenkolonnen. Sie rechnet, streicht ab und vergleicht. Die kurzgeschnittenen, dunklen Haare fallen über die Stirn.

Von Zeit zu Zeit wird die Tür aufgestoßen. Gesprächsfetzen dringen aus dem Schankraum herein. Das Mädchen blickt hoch und schaut den Eintretenden ruhig und aufmerksam entgegen. Einer nach dem andern kommen sie heran und liefern ihre Abrechnung. Es sind die vielen Kolporteure der legalen Werkzeitung. Alle vertreiben sie gleichzeitig die illegalen roten Abteilungszeitungen. Hunderte von Exemplaren gehen wöchentlich durch die Hände jedes einzelnen Funktionärs.

Käte erledigt ihre „Buchführung“ so, daß sie den Genossen jederzeit Rechenschaft geben kann, ohne daß die Polizei bei einer schlagartigen Durchsuchung das Doppelspiel erkennen könnte.

Wieder geht die Tür auf, und ein junger Arbeiter kommt herein. Aber das ist keiner vom Werk. Die kennt sie alle. Da steckt auch schon Walter, der Polleiter, seinen struppigen Kopf um die Ecke. „Stimmt schon, Käte. Verhandelt miteinander. Ist in Ordnung!“

Also dann – sie sieht den Jungen, der lang aufgeschossen im abgeschabten Trenchcoat vor ihr steht, um einen Grad freundlicher an.

„Guten Abend.“ Er streckt ihr die Hand hin und setzt sich dann ihr gegenüber. „Ich komme, um euch bei der Herstellung eurer verschiedenen Zeitungen zu helfen und Verbindung zum Apparat zu besorgen. Es ist euch schon gesagt worden, daß jemand kommt?“

Sie nickt.

„Der bin ich also.“

„Wie heißt du?“

„Heinz.“

„Und weiter?“

„Gar nicht.“



„Ach so . . .“ Sie unterdrückt ein Lächeln. Der ist ja schrecklich ernst und sachlich. „Also, ich heiße Käte.“

„Gut, Käte. Hast du schon eine Ahnung von der Setzerei oder Druckerei?“

„Nein. Ich habe nur immer in den Manuskripten unterstrichen, was fett sein soll, und für den Drucker die Reihenfolge der Artikel angegeben.“

„So. Dann hast du also so eine Art Satzspiegel gebaut?“

„Ja, so nennt man das wohl. Ich bin aber gar nicht vom Fach.“

„Ich bin Handsetzer von Beruf und verstehe ein bißchen was vom Drucken. Dann ist es wohl am besten, du lernst erst einmal ein Vierteljahr Handsatz. Dabei kriegt man am besten einen Überblick. Lernst gleich in der Bude, in der Sachen von uns gedruckt werden. Vielleicht kann man später eure Werkzeugzeitung dort mit durchlaufen lassen. Und überhaupt, je mehr von uns den technischen Kram verstehen, je besser für die Arbeit, wenn mal einer ausfällt. – Du bist doch auch arbeitslos? Hast also Zeit?“

„Ja. Aber der Vertrieb und die Abrechnung hier? Walter verläßt sich drauf, daß ich das mache.“

„Die zwei Tage in der Woche, die du dafür brauchst, bist du vorläufig hier, bis Ersatz für dich gefunden ist. Wir besprechen das miteinander, wenn man sieht, ob du dich brauchbar anstellst bei der Arbeit. – Also, fangen wir morgen an?“

Sie nickt. „Und wo?“

„Du steigst morgen früh um 6 Uhr 45 in die Straßenbahn 74, Am Friedrichshain, Ecke Greifswalder, Richtung Weißensee. Ich stehe hinten im Anhänger. Wir fahren dann noch ein Stück zusammen und sind um sieben Uhr in der Bude. – Bring dir einen alten Kittel mit, falls du so was hast.“

„Ja, hab ich.“

„Bist du pünktlich?“

„Ja, immer. Ich hab auch eine Uhr!“

Jetzt fliegt doch ein Lächeln über das hagere Jungengesicht. „Also, dann auf morgen!“ Und schon ist er draußen.

Bald darauf, nachdem die letzten Genossen abgerechnet haben, packt sie nachdenklich ihre Sachen zusammen. So ist das also. So springt einen etwas Neues an. – Heute ist kein Zellenabend mehr und auch keine Versammlung. Man kann einmal zeitig zu Hause sein. Später will dann Peter kommen. Was der wohl sagen wird?

Sie knöpft die Jacke zu, klemmt die alte Aktentasche unter den Arm und verläßt den Raum.

Das Schankzimmer ist noch voller Menschen. Als das Mädchen an der Theke vorbeigeht, winkt der Budiker sie heran. „Walter mußte schon fort. Ich soll dir sagen, er erwartet dich bestimmt morgen abend hier!“

„Gut, Maxe, ich bin da. Gut' Nacht!“

Am Bahnhof Beußelstraße verläßt sie die S-Bahn. Feucht fegt der Märzwind vom Westhafen. Er jagt die Menschen vor sich her oder stemmt sich ihnen entgegen, wechselhaft und voller Launen. Käte läßt sich von ihm treiben. Oben auf der Beußelbrücke beginnt sie zu rennen und hält erst an, nachdem sie in die geschütztere Wickefstraße eingebogen ist. Atemholend bleibt sie stehen. Nein, das war nicht nur der Wind, der einen zum Laufen brachte. Eine unbändige Freude ist während der Fahrt hochgestiegen. Noch ist es kaum zu fassen: Man kann volle drei Monate lang alle Tage etwas Richtiges tun! Man kann jeden Morgen mit allen Menschen zur Arbeit fahren, so, als sei man gar nicht arbeitslos! Das ist ein Grund zum Feiern! Sie überlegt; Tee ist noch da, aber sonst – sie greift in die Tasche und zählt ihr Geld. Eine Mark und zwanzig, dreißig, fünfunddreißig – übermorgen gibt es wieder Arbeitslosenunterstützung, elf Mark achtzig für die Woche (in drei Wochen hört das auf, dann gibt es noch neun Mark fünfzig Krisenunterstützung). Viermal Fahrgeld braucht man bis übermorgen noch und einmal fünfzig Pfennig für Mittagessen. Doch, es reicht noch für ein paar Schrippen extra und für eine Ecke Leberwurst für heute abend.

### Lehrzeit

Das baufällige Fachwerkhaus steht ein wenig abseits von der Straße, hinter ein paar alten Kastanien verborgen. Über eine knarrende, steile Stiege kommt man zum ersten Stock und tritt sofort in die Druckerei.

Die große Schnellpresse läuft schon. Ihr Rattern übertönt die knappen Worte der Begrüßung, die mit dem grauhaarigen Meister gewechselt werden. In dem niedrigen Raum wogt bleistaubiger Dunst im Rhythmus der schlagenden Maschine hin und her. Die Dielen zittern. Der fahle, schwankende Schein der herabhängenden Glühbirne kämpft gegen das Halbdunkel des frühen Morgens an.

Nur am Fenster hat das Tageslicht schon gesiegt. Dort stehen die hohen Setzkästen und die breiten Regale für Stehsatz.

Tagelang legt Käte nur alten Satz ab, um die Einteilung der Kästen kennenzulernen, bevor sie selbst den Winkelhaken in die Hand nehmen darf. Es macht Spaß, vor dem Auseinanderreißen einer Zeile zu versuchen, den Spiegelschrifttext irgendeines Flugblattes wiederzufinden, das man vor kurzem mit hat verteilen helfen.

Sie arbeitet mit fiebrigem Eifer, vergißt Hunger und Zeit. Neben ihr arbeitet der Alte schweigsam mit mürrischem Gesicht und kümmert sich herzlich wenig um seinen neuen Lehrling. Heinz kommt täglich für kurze Zeit in die Werkstatt. Während dieser Stunden macht er das Mädchen mit den nötigsten

Handgriffen vertraut, erklärt ihr die verschiedenen Typen und Schriftgrößen und weiht sie in die üblichen Fachbezeichnungen ein. Bald ist ihr „Setzkelle“ geläufiger als „Winkelhaken“ und nur noch selten wirft sie die Buchstaben falsch ab.

Und vom ersten Tage an schärft ihr Heinz immer wieder ein: „Wasch dir gründlich die Hände, ehe du in die Stulle beißt! Du hast Gift an den Fingern!“

Manchmal, wenn er über Mittag kommt, bringt er eine Flasche Milch mit und teilt mit dem Mädchen. Trotzdem haftet der Bleigeschmack auf der Zunge.

Nach etwa zwei Wochen schon setzt Heinz den Lehrling hin und wieder für Botengänge ein. Botengänge von besonderer Art. Da sind einmal Matern aus der Stereotypie im Lindentunnel zu holen. Matern, auf denen in kühnen Zügen „Rote Sturmflagge“ zu lesen ist. Ein andermal muß ein Manuskript zum Maschinensetzer in die Ritterstraße gebracht werden. Am nächsten Tag holt sie den fertigen Satz von dort, um ihn zur Druckerei zu schaffen. „Du trägst ihn wie ein Kuchenblech, mit diesem Tuch überdeckt. Du mußt unterwegs ein paarmal in den Hausflur einer Bäckerei hineingehen und nach einer Weile erst herauskommen, für den Fall, daß dir jemand nachspürt, verstanden? Und auf keinen Fall mit der Bahn fahren! Keine Frau trägt den Kuchen so weit, daß sie fahren müßte.“

## Die Wahl

Der Drucker ist fortgegangen. Käte arbeitet allein. Sie versucht gerade, die Schlagzeilen in ein Flugblatt der Jugendinternationale hineinzubauen, als Heinz kommt.

Er gibt ihr die Hand und zieht sie ans Fenster. „Gut, daß wir allein sind. Ich muß dir etwas von der Partei sagen.“

Sie sieht auf. „Ja, was ist?“

„Du bist mit Peter Stahl befreundet?“

„Ja.“

„Ich bin beauftragt, dir zu sagen, daß du wählen mußt: die Freundschaft abbrechen und mit uns diese Arbeit weiter tun – oder umgekehrt.“

„Warum? Er ist ein guter Genosse.“

„Vielleicht. Ich kenn ihn nur wenig aus meinem früheren Unterbezirk. Aber jedenfalls ist die Partei der Meinung, daß bei ihm etwas nicht in Ordnung ist. Und wer von uns hier mitmacht, der muß wissen, was ihm mehr wert ist.“

„-- --“

„Du kannst es dir eine Weile überlegen. Ich muß in einer halben Stunde wieder fort und dann den Genossen Bescheid sagen können. Falls du dich für die illegale Arbeit entscheidest, mußt du bereit sein, den Peter nicht mehr zu treffen – ab heute. Ein anderes Zimmer in einem anderen Stadtteil wird man dir besorgen.“

Sie sieht an ihm vorbei, zum Fenster hinaus. Die Setzkelle hält sie noch in der Hand.

Heinz tritt an die Schnellpresse und macht sich an ihr zu schaffen. Dann kommt er zurück und nimmt ihr leise die Kelle aus den Fingern. „Komm, ich mach inzwischen weiter.“

So ist das also. Binnen weniger Minuten soll, muß man entscheiden. Ganz allein. Aber das ist doch ausgeschlossen, daß Peter – sie hat ihm bisher wenig von der Arbeit erzählt. Aus Zeitmangel. Seine eigene Funktion nimmt ihn vollauf in Anspruch. Die gemeinsamen Stunden waren kurz. Aber die Arbeit hier – diese Arbeit, an der sie nun schon mit ganzem Herzen hängt, aufgeben? Ist das denkbar? Sie packt den Fensterriegel mit beiden Händen. Sie lehnt die Stirn an die kühle Scheibe. Sie denkt an Peter, und das Herz wird ihr warm. – Lieb haben wir uns. Und zu keinem Menschen habe ich ein solches Vertrauen wie zu ihm. Morgen Abend will er kommen. Wenn, dann müßte ich ihm sagen: Ich gehe nicht mehr in die Druckerei, weil . . . nein, das geht schon nicht mehr. Niemals könnte ich das sagen. – Ist es möglich, daß die Partei uns trennt? Die Partei ist der Meinung, daß bei Peter etwas nicht in Ordnung ist, hat Heinz gesagt. – Nein, das kann ja gar nicht sein. Alles ist in Ordnung. Das muß ein Irrtum sein. Ein ganz großer Irrtum. Oder sollte etwas bei Peter in der Wohnung, bei seiner Wirtin sein? Ist das gemeint? Und was ist, wenn dort jemand von uns erfährt, wenn man mir oder Heinz nachspürt und eine der vielen Arbeitsstellen findet? Und eines Tages, mitten in der Arbeit – vielleicht gerade, wenn die Polizeibroschüre gedruckt wird –, wenn die Maschine läuft, schlagen sie zu, und der Apparat geht hoch und . . . und Peter mit.

Sie fährt zusammen. Hinter ihr ist eine Reglette heruntergefallen. Heinz hat wohl das Flugblatt fertig. Nun wird er den Satz ausschließen. Sie hört es, ohne sich vom Fenster abzuwenden. – Soll sie nachher das zweite Flugblatt nicht mehr setzen dürfen? Es soll in einigen hunderttausend Exemplaren weit über Deutschland hinaus bis nach dem Balkan gestreut werden. Es ruft die Jugend der europäischen Nationen zum Kampf gegen den drohenden Faschismus.

Käte läßt den Fensterriegel fahren. Die Finger sind verkrampft. Die Hand ist leer. Erschrocken dreht sie sich um. „Heinz, du hast meine Kelle genommen!“

Sie greift danach, während der Junge rasch und sicher die letzten Buch-



staben des begonnenen Wortes einfügt. Dann sieht er auf. Das graue Gesicht leuchtet für einen Augenblick sehr hell, als er ihr die Kelle reicht.

„Ja, Katja, nimm, und mach weiter. Ich bin bald wieder zurück.“

### Wohin mit dem Manuskript?

Nicht weit von der Straßenbahnhaltestelle am Dönhoffplatz sitzt Käte auf einer Bank. Am Zeitungskiosk hat sie sich eine Illustrierte gekauft, zieht einen Bleistift aus der Tasche und beginnt, Kreuzworträtsel zu lösen.

Wenige Minuten später hält eine Bahn. Ein älterer Herr steigt aus, schaut auf seine Uhr und geht auf die Bank zu, um sich mit einem höflichen „Ist es gestattet?“ neben das Mädchen zu setzen.

Sie nickt. „Bitte, bitte, ist ja genug Platz“, und malt weiter Buchstaben in die Felder. Sonst fällt kein Wort.

Mit der nächsten Bahn fährt der Herr weiter, nachdem er versehentlich den „Völkischen Beobachter“ auf der Bank hatte liegenlassen. Käte geht mit beiden Zeitungen fort, um in der nahen Damentoilette festzustellen, daß ein im „Völkischen“ eingelegtes Manuskript den Text für 30 000 Flugblätter enthüllt. Liefertermin: morgen früh.

„Nun sag selbst, wer das noch setzen soll! Ist doch wahnsinnig, uns einfach Termine zu stellen – sie wissen doch, wie wenig Buden wir haben!“ Heinz ist wütend und verzweifelt zugleich.

Käte hat am Bahnhof Kaiser-Friedrich-Straße in Neukölln gewartet, bis er vom Stempeln in der Sonnenallee kam. Denn in einem solchen Fall muß schnell beraten und gehandelt werden. Nun gehen sie durch die unbelebte Saalestraße, den Bahndamm entlang und wissen noch nicht, wohin.

Der Junge bleibt stehen, zündet sich eine Zigarette an. Dann, im Weitergehen, sagt er: „Wir wollen nochmal alles überlegen. Also: Köhler ist besetzt. Otto ebenso. Zu Menzel können wir erst wieder, wenn wir Geld bringen. Bleibt nur der in der Ritterstraße, und der hat erst heute morgen ausgeliefert und wird pennen.“

„Soll er auch“, meint das Mädchen, „aber wir könnten inzwischen alles vorbereiten. Und wenn er ausgeschlafen hat, müßte er die Nacht durch setzen, damit morgen gedruckt werden kann.“

„Mädel, du hast recht. – Paß auf. Du fährst gleich raus zu ihm. Weißt du, wo er wohnt?“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein.“

„Also: Fährst nach Rudow, Johannisthaler Chaussee. Das ist bald hinter dem Neuköllner Krankenhaus. Die Chaussee rechts hinein, drittes oder viertes Haus rechter Hand. Unten ist ein Gemüseladen. Er wohnt im zweiten

Stock. Laß dir den Schlüssel zur Werkstatt geben und sag, daß wir die Maschine anheizen werden und ihn bitten, spätestens um sechs Uhr drin zu sein. Soll sich für die Nacht einrichten.“

„Und wenn er . . .“

„Er muß wollen. Mußt so lange reden, bis er's einsieht. Ich habe nachher noch einen Treff und stehe um drei Uhr unter dem Hochbahnbogen am Halleschen Tor, vor dem Telefonautomaten. Bis dahin kannst du es gut schaffen. Abgemacht?“

Sie nickt. „Ja, also um drei Uhr“, und geht.

„Katja!“

„Ja?“

Heinz ist noch einmal zurückgekommen. Er wirft den Zigarettenstummel in hohem Bogen davon. Nun steht er, beide Hände in den Taschen vergraben, vor ihr.

„Weißt du, ich denke manchmal, wenn wir beide nicht einen solchen Haufen Phantasie aufbrächten, wir würden es nicht schaffen.“

Sie lacht. „Ja, aber du siehst doch, wie schaffen es eben.“

### Schach

Im kleinen Café in der unteren Friedrichstraße treffen sich die verschiedensten Menschen. Geschäftsleute und Redakteure, Schachspieler und Liebespaare. Vorn, in der Nähe des Kuchenbüfets, ist lebhafter Betrieb. Die beiden Kellnerinnen haben zu tun, die Gäste zufriedenzustellen und gleichzeitig den Kuchenverkauf außer Haus zu bewältigen. Die Flügeltür hinter dem braunen Ledervorhang ist ständig in Schwung. Je weiter man in den langgestreckten Raum hineingeht, desto mehr ebbt die Bewegung ab. Schon an den kleinen Tischen an der Seitenwand, hinter dem großen Zeitungsständer, sitzen Stammgäste ausdauernd bei einer einzigen Tasse Kaffee. Man hört nur von Zeit zu Zeit das Rascheln der Blätter. Gegenüber stehen die Tische mit eingelegtem Schachbrett. Auch hier geht es meist ruhig zu. Nur aus dem hinteren Teil des Lokals, von dort, wo unter gedämpftem Licht in den Nischen die kleinen Plüschsofas stehen, tönt mitunter ein kurzes Auflachen. Das Radio sorgt dafür, daß die Gespräche schon den Nachbartisch nicht mehr erreichen.

„Guten Tag, Herr Wendlandt!“ begrüßt die junge Kellnerin einen eintretenden Gast.

„Guten Tag, guten Tag“, gibt der wohlwollend zurück. „Bringen Sie mir bitte einen Kaffee schwarz und zuvor einen Kognak! Heute soll's eine harte Partie geben.“

Er steuert mit energischen Schritten auf einen der Schachtische zu, hängt den hellgrauen Ulster an einen Haken und setzt sich. Rasch kippt er seinen

Kognak hinunter und beginnt, die Figuren aufzustellen, als Heinz das Lokal betritt und mit freundlichem Nicken zur Kellnerin seinen Kaffee bestellt.

Wenige Minuten später hat das Spiel begonnen. Druckereibesitzer Wendlandt führt einige Bauern ins Feld und startet früh den ersten Angriff. Heinz hat überlegt entwickelt, wehrt geschickt ab und stößt dann von der Flanke her vor.

Wendlandt lacht kurz auf. „Gut pariert, junger Freund!“ Er nimmt einen Schluck Kaffee. „Und was führen Sie sonst noch im Schilde?“

Der Junge beugt sich vor und murmelt: „Am Sonnabend können wir Ihnen Satz für sechstausend Polizeibroschüren bringen. DIN A 5, sechzehn Seiten gefalzt, farbiger Umschlag.“

Er zieht den weißen Läufer.

Der Drucker hat aufgehört. Ganz schöner Auftrag. Kann man gut übers Wochenende herausschaffen. – Er geht mit der Dame vor.

„Und der Preis?“

Heinz hat sich eine Zigarette angezündet. Er reicht dem anderen Feuer für die Zigarre. „Damit werde ich Sie diesmal enttäuschen müssen. Wir können nur 4,80 für die Druckstunde geben. Papier kostenlos wie immer. Gardez!“

Die Zigarre glüht auf. „Ist das Ihr Ernst? Wir haben bisher laufend 5,50 kalkuliert. Wissen Sie, daß die PEUVAG 6,50 zahlt?“

Heinz nickt. „Ich weiß. Nur weiß ich nicht, ob Sie Lust haben, für PEUVAG-Aufträge Steuern an das Finanzamt abzuführen. Im übrigen kommen auch wieder günstigere Arbeiten. Aber – wenn Sie nicht gern wollen, wir können die Sache ebenso gut woanders unterbringen. Schach!“

Wendlandt hat die letzten Züge mechanisch gesetzt. Nun schaut er auf das Brett. „Das ist ja matt! – Also, wann kommen Sie am Sonnabend?“

„Nachmittags vier Uhr, denke ich. Dann sind Ihre Leute wohl fort, nicht wahr?“

„Ja, selbstverständlich.“ Er ist aufgestanden und nimmt seinen Mantel.

Heinz legt die Figuren in den Kasten. Sie zahlen. Die junge Kellnerin blickt fragend von einem zum anderen.

„Darf man wissen, wer gewonnen hat?“

„Die Jugend, die Jugend natürlich“, meint Wendlandt sauer, „nächste Woche muß ich schwer aufholen.“

### Das gute Kostüm

In der Rankestraße Nr. 31 läutet das Telefon. Dann klopft das Dienstmädchen an die Zimmertür. „Fräulein Gabriele, Sie werden am Apparat verlangt. Eine Damenstimme.“

„Ja, danke.“ Die Tochter des Hauses nimmt den Hörer und läßt sich in den Korbsessel fallen, der in der Diele steht, während das Mädchen die Küchentür hinter sich schließt.

„Hier Gabriele Kaiser.“

„Guten Tag, Gabriele. Hier ist Käte.“

„Ach, du bist's. Fein, daß du dich mal wieder meldest. Wie geht's? Hast du was Besonderes auf dem Herzen?“

„Ja, Gabi, eine große Bitte. Kann ich dich heute irgendwo kurz sprechen? Bitte, mach's möglich!“

„Wart mal.“ Gabriele fährt sich durch die krausen Locken und überlegt.

„Ja. Kannst du heute mittag etwa um drei Viertel zwei Uhr gegenüber der Uni sein? Um zwei Uhr habe ich Kolleg.“

„Ja, natürlich. Ich bin da. Danke schön. Also bis dann.“

Arm in Arm spazieren die beiden Mädchen mittags Unter den Linden hin und her. Beide schlank, gleich groß, die Professorentochter im schicken Sportkostüm, die Kollegtasche unter dem Arm. Käte, wie meist, im karierten Rock und Pullover und der abgetragenen Jacke.

Gabriele schüttelt den Kopf. „Wie kannst du nur annehmen, daß ich dir nicht helfen würde. Ich versteh das doch, wenn man sich mal nett anziehen will, um mit jemandem auszugehen, du Dummerchen. Paß auf, ich pumpe dir mein dunkelblaues Kostüm und eine weiße Bluse. Ich packe beides zusammen in meinen kleinen Stadtkoffer und gebe den heute abend, wenn ich ins Theater fahre, am Bahnhof Friedrichstraße zur Aufbewahrung. Den Gepäckschein hinterlege ich an der Theaterkasse auf deinen Namen. Dort kannst du ihn dir dann nach sieben Uhr abholen. – Fein organisiert, nicht?“

Im freundlichen Studierzimmer, das auf den Wannsee hinaussieht, wartet am Sonntag vormittag ein junges Mädchen im dunklen Kostüm auf die Rückkehr des Pfarrers vom Kindergottesdienst. Als sie dann vor ihm steht, bittet sie in bewegten Worten im Namen ihres Bruders, eines Druckereibesitzers im Bezirk Kreuzberg um die Erlaubnis, die Schnellpresse des Evangelischen Verbandes in der kommenden Nacht benutzen zu dürfen. Die große Schnellpresse in Kreuzberg fällt wegen Maschinenbruchs für mindestens vier Tage aus. Dadurch ist das Erscheinen der terminmäßigen Sportrundschau gefährdet. Nur durch einen dem Bruder bekannten Gesellen aus der christlichen Druckerei – Käte nennt den Namen – ist der Gedanke dieses Auswegs aufgetaucht.

Der geistliche Herr gibt gern seine Zustimmung. Er stellt nur die Bedingung, daß der erste Geselle der Verbandsdruckerei zur Sicherung der sorglichen Behandlung der Maschine mitarbeitet.



Da der Altgeselle der von Käte genannte Genosse ist, rollt die neueste Nummer der „Roten Sturmflagge“ in der gleichen Nacht über die Walze.

Zwei Tager später erhält der Evangelische Verband die vereinbarten Druckkosten für die „Sportrundschau“ überwiesen.

### Abgehängt

Bahnhof Gesundbrunnen. Nachmittags fünf Uhr.

Käte geht auf den Zeitungsstand zu, an dem Heinz schon steht. Sie drängen mit dem Menschenstrom über die Treppe nach dem Ausgang. „Komm.“ Heinz nimmt das Mädchen beim Arm. Sie überqueren die menschenüberfüllte Brunnenstraße und setzen sich im Humboldthain auf eine Bank.

„Wir sind abgehängt“, stößt der Junge hervor. „Karl ist nicht gekommen.“

„Und Georg?“

„Auch nicht.“

„Von dem solltest du doch das Geld für die Sachen kriegen, die in den Maschinen sind.“

„Allerdings. Wir können nichts bezahlen. Und dürfen es uns nicht anmerken lassen. Liefern müssen sie trotzdem.“

„Wann wollte Georg denn kommen?“

„Vor zwei Stunden. Und Karl heute vormittag.“

„Und wann ist der nächste Nottreff?“

„Morgen abend. Aber mir ist gar nicht wohl dabei.“

„Und wenn jemand verschüttgegangen ist – dann können sie ja nicht mehr kommen.“

„Bist du aber schlau. Nein, natürlich nicht. Wenn morgen niemand dort ist, können wir erst mal feiern. Dürfen uns nur von unsern lieben Druckern nicht sehen lassen ohne Geld.“

„Kann man gar nichts versuchen vor morgen abend?“

„Nein. Nichts.“

„Heute ist Teddy im Sportpalast . . .“

„Weiß ich auch. Aber komm um Himmels willen nicht auf die Idee, hinzugehen! Das wäre genauso unmöglich, als wenn wir morgen ins Karl-Lieb-knecht-Haus rennen würden!“

Sie schluckt. „Warum schimpfst du gleich so? Ich weiß schon, daß das nicht geht.“

„Also – wozu dann erst davon reden. Meinst du nicht, ich hab genauso ein Verlangen, ihn mal wieder zu hören? Und Weinert rezitiert . . .“

Heinz ist aufgestanden. Die Zigarette hat er ausgetreten. Er zieht das Mädchen von der Bank hoch. „Komm, Katja, es nützt ja nichts. Bestimmt

kann Teddy auch nicht immer alles tun, was er gern möchte. Ich will auch nicht mehr schimpfen. Und wenn – dann gilt es nicht, ja?“

Sie sind langsam um den Rasenplatz herumgegangen. Er hat den Arm um ihre Schulter gelegt. Nun stehen sie wieder vor der gleichen Bank. Der Junge holt eine Zigarette aus der Tasche und steckt sie wieder zurück.

„Also: Du kommst morgen abend zwischen 10 Uhr 45 und 50 durch den Friedrichstadttunnel in Richtung Nord-Süd-Bahn. Ich stehe auf dem Bahnsteig und fahre mit dem Zug 10 Uhr 52 nach Neukölln. Wenn ich in ‚Raucher‘ einsteige, kommst du mit. Wenn ich in ‚Nichtraucher‘ gehe, kannst du nach Hause fahren und bist erst Freitag vormittag um elf Uhr am Neuköllner Rathaus, verstanden?“

Sie nickt nur.

„Und nun geh, Mädel.“ Er schiebt sie mit sanftem Druck der Straße zu. Am Ausgang der Anlagen schaut sie zurück. Er sitzt wieder auf der Bank, den Kopf in beide Hände gestützt und sieht nicht auf.

Leer ist die Zeit bis morgen abend. Und bang.

Langsam geht Käte bis zum Bahnhof Wedding. Die Bahn ist überfüllt. Der Menschenstrom vom Ringbahnhof verstärkt noch das Gewühl. Sie läßt zwei U-Bahn-Züge fahren.

„Hallo, Käte! Komm, wir schieben dich noch mit rein!“ Zwei feste Arme packen rechts und links zu. Ein Ruck nach vorn. Die Tür schließt sich, und schon fährt der Zug.

Nur mit Mühe kann das Mädchen sich halb umdrehen – und sieht in zwei lachende Gesichter – Siemensarbeiter, Fritz und Kalle aus dem Jugendverband. Kalle trägt an der Mütze die Thälmannplakette, das Zeichen der Roten Jungfront, trotz Verbot.

„Rot Front!“

Sie drücken sich die Hände.

„Da staunste, wa?“ meint Kalle. „Schneller kann dich die Polente auch nicht verhaften, als wir dich in die Bahn bugsiert haben!“

Käte nickt mit schwachem Lächeln.

„Haste dir gedacht, kannst so sang- und klanglos aus Siemensstadt verschwinden. Is nich. Auf dem Weg zum Sportpalast finden wir dich doch!“

Das Mädchen erschrickt. „Zum Sportpalast? Nein, ich fahre nicht zum Sportpalast, ich gehe jetzt zur Abendschule. Ich lerne Buchhaltung. – Am Oranienburger Tor muß ich raus.“ Angst steigt hoch und Scham zugleich.

Verständnislos sehen die beiden sich an. Wie kann man heute nicht zum Sportpalast wollen!

Fritz schüttelt den Kopf. „Verstehst du das, Kalle? Ich nicht.“ Dann, zu Käte gewandt, schlägt er vor: „Da schwänze doch mal deine komische Abend-

schule. Bei Teddy kannst du doch viel mehr lernen. Das weißt du doch selbst. – Wir nehmen dich einfach mit, was Kalle?“

Käte hält Fritzens klaren Blick nicht aus. Sie sieht krampfhaft auf ihre Uhr. „Glaubt mir, ich kann wirklich nicht. In vier Wochen ist Prüfung. Da kann ich keine Stunde versäumen. – Vielleicht kriege ich dann mal wieder Arbeit . . .“

Sie drängt zur Tür. Die nächste Station muß Oranienburger Tor sein. Wer weiß, wen alles man noch trifft, wenn man weiter mitfährt.

Die Jungen schauen sich kurz an.

„Wenn's so ist“ – in Kalles Stimme ist ein fremder Ton –, „dann sind wir dir wohl nicht mehr fein genug, Fräulein Buchhalterin. Dann wünsch ich dir man alles Gute zur neuen Stellung.“

Der Zug verlangsamt die Fahrt. Da legt Fritz seine Hand auf die Schulter des Mädchens. „Und was sagt Peter dazu?“

Auch das noch.

„Peter? Nichts.“ Kein Klang ist mehr in ihrer Stimme. Sie wendet sich zur Tür.

„So – nichts.“ Unerbittlich beendet Fritz seinen Satz. „Dann grüß ihn mal schön von uns und sag ihm, er soll dir mal den Kopf zurechtrücken, aber bald!“

Sie stürzt aus der Tür, bevor der Zug noch hält, und rennt mit zitternden Knien den Bahnsteig entlang.

„Du, Fritz, ich glaub, die heult jetzt.“

„Kann sein. Frauen heulen ja leicht. Wer weiß, was da los ist. Schade.“

### Im dritten Quergang

Groß ist der Jüdische Friedhof in Berlin-Weißensee. Lang strecken sich die Alleen der jahrzehntealten Bäume, unübersehbar die Reihen der meist verwahrlosten Gräber der Verstorbenen. Die dichten, hohen Kronen der Buchen, Eschen und Fichten verschlucken den Lärm der Straße. Nur schwach tönt hin und wieder die Klingel der Straßenbahn, und kaum ein Autohupen dringt bis hierher. Man kann die Wege auf und ab gehen, ohne auf einen Menschen zu stoßen. Die Gärtneergehilfen, meist alte Männer, auch Frauen, gehen gebeugt ihrer Arbeit nach. Sie schauen nicht auf die seltenen Besucher irgendeiner Grabstätte.

Es ist drei Uhr nachmittags. Von der Neuen Bethalle her tönt einförmiger Gesang. Vor kurzem sind Menschen den Weg zur Halle hinaufgegangen. Nicht viele, nur eine kleine Schar. Jetzt ist die Feier zu Ende. Die Männer treten heraus, und der Zug setzt sich dem offenen Grab zu in Bewegung.

Als einer der letzten verläßt ein kleiner, unscheinbarer Mann das Gebäude. Er wartet, bis auch der weißhaarige Vorsänger kommt. Nun schließt er mit einem großen, schweren Schlüssel die hölzerne Tür zu. Beide Hände braucht er dazu.

Einen Augenblick bleiben die beiden stehen und blicken den Menschen nach, bis die letzten hinter der Wegbiegung nach dem neuen Gräberfeld verschwunden sind. Dann nickt der Kleine und geht bedächtigen Schrittes in entgegengesetzter Richtung nach dem alten Teil des Friedhofs, einen langen, geraden Weg hinunter. Der Weißhaarige schaut ihm kopfschüttelnd nach: wird auch wunderlich, der Alte. Jeden Tag nach der letzten Beerdigung geht er nach dem Grab seiner Frau gucken, gleich wird er in den dritten Quergang einbiegen. Da kommt von der anderen Seite eine Mann, offenbar einer, der nicht Bescheid weiß. Der Weißhaarige erkennt an den Bewegungen, daß der Kleine dem Fremden den Weg weist, ja, ihn mit in den Quergang nimmt. – Der Vorsänger schlägt den Weg zum Haupttor ein. Sein Dienst für heute ist beendet.

Der Kleine denkt nicht an das Grab seiner Frau. Aufmerksam hört er die Meldung des anderen: „Georg ist hochgegangen. Er weiß die Nottreffs der Druckereigruppe. Man muß die Genossen warnen. Der letzte Treff ging schief. Morgen werden sie dort anlaufen. Wenn Georg nicht dicht hält, gehen sie in die Falle.“

„Hm.“ Der Kleine ist stehengeblieben. „Der Junge stempelt doch in der Sonnenallee, donnerstags von neun bis zehn Uhr. Das ist morgen. – Ich erledige das. Ich muß erst morgen mittag hier arbeiten.“

Der andere atmet auf. „Gut. Ich verlasse mich darauf. – Und sage ihm, er soll am Freitag um zehn Uhr auf dreiundsechzig sein. Ede wird ihn dort abholen.“

## Verbindung

„Onkel, kannst du mir sagen, wie spät es ist?“

„Gleich zehn Uhr, Junge.“

„So, dann sage ich dir auch, daß ich Ede bin. Und du sollst mit mir mitkommen.“

Damit besteigt der Zehnjährige mit selbstverständlicher Miene wieder seinen Roller und fährt langsam von der Endhaltestelle der 63 dem Tempelhofer Weg zu. Von Zeit zu Zeit bremst er, um sich zu vergewissern, daß Heinz ihm folgt.

Vor einem Haus in der Wussowstraße macht er Halt, fordert seinen Begleiter mit einer Kopfbewegung auf, nachzukommen und stellt den Roller im Hausflur ab.



Im Quergebäude, parterre rechts klingelt er. Eine junge Frau öffnet. „Guten Tag. Bitte.“ Sie weist auf eine Stubentür. Dann wendet sie sich an Ede. „Du gehst auf die Straße. Du weißt, was nötig ist. Wenn der Genosse wieder fort ist, kannst du reinkommen zum Essen.“

„Is gemacht, Mutter.“ Ede tippt sich an die Stirn wie zum Gruß und verschwindet.

Fast ein Jahr ist vergangen, seit Heinz bei Ernst im Karl-Liebknecht-Haus war. Danach wurde die Verbindung nur noch über den zentralen Kurier gehalten. Jetzt ist Georg verhaftet. Auch andere sind fort. Die Fäden müssen neu geknüpft werden. Unsichtbar und fest. Denn der Feind greift unbarmherzig an. Wer in seine Hände gerät, muß schweigen können.

Halblaut werden die Worte zwischen den Freunden gewechselt. Heinz muß nicht viel erzählen. Ernst kennt die Nöte, Schwierigkeiten und Möglichkeiten der Arbeit. Nach einer knappen halben Stunde spürt der Junge wieder Boden unter den Füßen, und eine ständige Verbindung ist festgelegt.

Ernst steht auf und geht mit langen, gleichmäßigen Schritten im Zimmer auf und ab. Von Wand zu Wand. Hin und her. Plötzlich hält er an und blickt lächelnd auf seinen jungen Genossen. „Ja, weißt du, das ist so eine alte Angewohnheit. Ich habe damals, 1923, als die Partei verboten war, ein paar Jahre auf Festung gesessen. Und wenn man etwas genau überlegen muß und mit sich ins reine kommen will, dann ist es gut, in der Zelle hin und her zu wandern. Und außerdem ist gehen gesünder als hocken.“ Er ist wieder am Tisch. „Und nun zur nächsten Arbeit: Ich brauche jemanden, der nach dem Ruhrgebiet fährt. Für ein paar Tage. Ich möchte, daß du das tust. Käte kann gut solange die Arbeit hier in Berlin allein schaffen, ja? Sie hat ja nun wieder täglich Verbindung. – Die Genossen dort brauchen dringend unsere Hilfe. Es sind Setzereien hochgegangen. Wir müssen ihnen mit fertigem Satz aus helfen, das heißt mit Matern. Gleichzeitig muß die Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen im Reich verstärkt werden. Man kann nicht mehr verantworten, daß der technische Apparat in jedem Bezirk isoliert arbeitet.“

Langsam hat Ernst die Worte gesetzt, als spräche er zu sich selbst. Dann sucht sein Blick den des Genossen, der aufgestanden ist und nun abgewandt am Fenster lehnt.

„Also, Heinz, richte dich so ein, daß du morgen früh fahren kannst. Heute abend um neun Uhr im Café am Hallischen Tor bekommst du von mir das Material und was du an Geld brauchst. Hast du eine Aktentasche? Die Matern sind nicht groß, DIN A 4.“

Heinz wendet sich mit einem Ruck vom Fenster, greift nach der Tasche, die er beim Eintreten auf einen Stuhl gelegt hat und schiebt sie über den Tisch. „Genügt die?“

Vielleicht war sie einmal schön. Heute ist sie abgegriffen und von undefinierbarer Farbe. Als Ersatz für das nicht mehr funktionierende Schloß dient ein schmaler Riemen.

Ernst schüttelt den Kopf. „Nein, die laß zu Hause. Ich bringe dir eine mit, in der du dann auch noch Zahnbürste und Rasierzeug verstauen kannst.“ Er ist aufgestanden. „So, mein Junge. Ist soweit alles klar. Verständige Käte über alles, was sie wissen muß. Ich werde in den nächsten Tagen selber mit nach dem Rechten sehen, bis sich die Dinge wieder eingespielt haben.“ Er sieht auf seine Uhr. „Es ist Zeit, daß wir gehen. Ich habe der Genossin versichert, daß wir uns nicht länger als eine Stunde aufhalten werden. Geh du den Weg zurück, den dich der Kleine hergeführt hat. Ich verschwinde durchs Hinterhaus über den Straßenbahnhof. Ich kenne den Durchgang. – Dann bis heute abend!“

Ein Händedruck. Sie trennen sich.

An der Ecke zum Tempelhofer Weg beschreibt Ede mit seinem Roller die elegantesten Kurven, fährt einmal pfeifend haarscharf an Heinz vorbei, um dann mit Volldampf nach Hause zu sausen.

### Einer muß nach dem Ruhrgebiet

Ausnahmsweise hat Heinz das Mädchen in seine Wohnung bestellt. Frau Bennemann, die dicke, freundliche Wirtin, läßt Käte ein.

Im Zimmer findet sie den Jungen am Tisch sitzend, den Kopf in den Händen vergraben.

„Guten Abend, Heinz. Was ist?“

Er sieht auf, und das Mädchen erschrickt. So grau sah er lange nicht aus.

„Komm, setz dich her.“ Er zieht sie neben sich aufs Sofa. „Entsinnst du dich an Ernst?“

Sie nickt. „Wenn du den Alten vom Karl-Liebknecht-Haus meinst, natürlich. Hast du ihn getroffen?“

„Ja. Wir haben wieder richtige Verbindung. – Und morgen um elf Uhr triffst du ihn an der alten, roten Ecke.“

„Ja, und du?“

„Ich fahre morgen früh nach dem Ruhrgebiet. Du mußt hier allein fertig werden.“

„Oh – immer? Oder kommst du wieder zurück?“

„Für etwa eine Woche muß ich weg. Material hinbringen. Ich bekomme es heute abend von Ernst.“

„Ach so, dann . . . Heinz, das ist doch schön. So ein Auftrag. Freust du dich nicht? Du siehst gar nicht danach aus.“

„Nein, Katja. Es wäre besser, er hätte dich geschickt. Nicht, daß ich nicht froh bin, daß man mir zutraut, daß ich alles richtig mach dort. Das nicht. – Aber ich muß bestimmt über Hannover–Bielefeld fahren.“

„Ja, sicher. Das ist die Strecke. Und was ist dabei?“

„Viel. Für mich viel. Du kannst das ja nicht wissen.“ Er rückt sich zurecht, zündet eine Zigarette an. „In Bielefeld lebt der einzige Mensch auf der Welt, der mich von klein an kennt. Meine Tante. Sie hat mich aufgezogen. In der Anstalt. Ich habe doch keine Eltern. Und sie hat mich sehr liebgehabt, immer. Und es ist viele Jahre her, seit wir uns gesehen haben. Ich glaube, sechs. Sie schreibt immer. Alte Menschen schreiben, wenn sie einsam sind. Und ihr größter Kummer ist, daß ich Kommunist geworden bin. Weißt du, sie ist fromm. Da kann sie das nicht begreifen.“

Er drückt die Zigarette aus.

„So, nun weißt du, warum ich lieber sonstwohin fahren würde. Denn dort Station machen, das ist für unsereinen nun vorbei.“

„Ja, das ist vorbei, Heinz.“ Käte ist aufgestanden und fährt dem Sitzenden einmal kurz übers Haar. „Das habe ich ja alles nicht gewußt. Ich meine, das von dir.“

Er antwortet nicht.

Sie öffnet die Balkontür und tritt hinaus. Feuchtkalt schlägt ihr die Luft entgegen. Es riecht nach Regen. Unten sind die Läden schon erleuchtet. Die Straße schickt ein unruhiges Gemisch von Stimmen und Geräuschen herauf. Deutlich hebt sich nur das Schreien der Zeitungsverkäufer ab:

„Völkischer Beobachter – Adolf Hitler im Sportpalast!“

„Die Berliner Nachtausgabe – Graf v. Reventlow sprach in Halle!“

Im Zimmer flammt Licht auf. Heinz steht in der Tür und reckt sich. „Katja, komm rein. Es ist zu kalt draußen.“

Sie zieht die Balkontür hinter sich zu. „Du, mir ist was Gutes eingefallen: Thälmann ist in dieser Woche in Dortmund, zum Wahlkampf. Sicher kannst du da einmal zu einer Versammlung gehen! Frag den Ernst nachher. Er wird es erlauben. Dort kennt dich doch keiner. Und wenn du wieder hier bist, mußt du mir alles erzählen. Ganz genau. – Machst du das?“

„Ja, Katja.“

„Und du darfst nicht verschüttgehen.“

„Nein, Katja.“

„Und grüß die Ruhrkumpel, und – und Teddy!“

„Ja.“

Seine Hände liegen plötzlich auf ihren Schultern.

„Und mach du die Arbeit hier gut.“

„Ja, Heinz.“

Sie steht regungslos. Seine Hände gleiten an ihren Armen herab und halten

sich an ihren Händen fest. Ihre schmalen Finger geben den Druck zurück und lassen los. Fast unmerklich schüttelt sie den Kopf.

„Ich muß jetzt gehen, Heinz. – Fahr gut.“

Er nickt und schließt wortlos hinter ihr die Tür. Er schaltet das Licht aus und geht auf den Balkon. Nur noch undeutlich kann man die Menschen unten auf der Straße unterscheiden. Jetzt löst sich vom Dunkel der Haustür eine Gestalt, wendet sich nach links und überquert den Damm in Richtung Zietenstraße. Das muß sie sein.

„Katja, Mädchen – was bist du für ein Mensch!“

## Der Anarchist

Dreimal schon sind Ernst und Käte um das kleine Schloß Monbijou herumgewandert. Die Bänke glänzen vor Nässe. Alle zwei Minuten braust die S-Bahn über die Spreebrücke Am Kupfergraben und taucht mit zwei roten Augen unter im nebligen Dunst, der über der Stadt hängt.

„Das ist alles ganz schön und gut, Käte. Und trotzdem – ein Weg muß gefunden werden. Das Ergebnis der Urabstimmung muß auf alle Fälle morgen früh auf den Bahnhöfen sein. Überleg noch einmal. Ist denn gar kein Drucker mehr frei?“

Sie zögert. „Doch – der Anarchist. Vielleicht wäre das möglich.“

„Wer ist das: der Anarchist?“ fragt Ernst lächelnd.

„Ach, den nennen wir so. Das ist solch ein alter, schnauzbärtiger Krauter in Neukölln. Den haben wir einmal aufgesucht, eigentlich durch Zufall, weil wir dort vorbeikamen und das Schild lasen. Er hat nur eine kleine Schnellpresse und einen Tiegel. Er arbeitet allein. Manchmal hilft wohl seine Frau beim Anlegen.“

„Und wieso Anarchist?“

„Wir haben ihn gefragt, ob er gelegentlich mal etwas verdienen will mit einem Flugblatt, für das wir fertigen Satz bringen würden. Und daß wir gegen Hitler sind, das haben wir auch gesagt. Da hat er sofort zugestimmt und erklärt, er wäre durch und durch Anarchist, und gegen diesen Hitler würde er alles mit uns mitmachen. Und er hat tatsächlich schon ein paarmal ausgeholfen. Sogar Broschüren hat er gedruckt. Sein Handsatz ist zwar sehr alt, aber immerhin, es wäre ein Weg.“

„So, und solch ein Prachtkerl fällt dir erst jetzt ein, nachdem wir bald eine Viertelstunde im Regen herumlaufen?“

„Ja, ich weiß trotzdem nicht, ob es glückt. Ich habe doch keinen Maschinensatz. Es müßte alles erst mit Hand gesetzt werden. Und es ist schon sieben Uhr durch.“



„Hm. Ich denke, du kannst schon ganz ordentlich setzen, soviel mir Heinz erzählt hat?“

„Ja, so ziemlich, aber langsam.“

„Na also. Und er wird doch setzen können, euer ‚Anarchist‘?“

„Ja, natürlich kann er.“

„Dann komm. Wir holen am Bahnhof Börse noch etwas zum Futtern für euch beide für die Nachtschicht und fahren zusammen hin. Ich bleibe auf der Straße, bis du Bescheid gibst, damit ich dann die Fahrer für morgen früh organisieren kann, einverstanden?“

Nach acht Uhr stehen sie vor dem Haus. Die Tür ist schon abgeschlossen. Werkstatt und Wohnung liegen im Erdgeschoß. In der Küche brennt Licht. Das Mädchen kennt das Fenster und klopft leise an die Scheibe. Dreimal, und noch dreimal.

Die Gardine wird zurückgeschoben. Ein runder Kopf zeichnet sich ab, nickt und verschwindet.

Käte geht zur Haustür, die schon aufgeschlossen wird.

„Kommen Sie rein, Frölein. Wo brennt's denn?“

Fünf Minuten später setzt der Alte mit dem Mädchen um die Wette den Text, und bald rollen Schnellpresse und Tiegel die ganze Nacht hindurch. Abwechselnd schlafen die beiden auf Holzrosten überm Fußboden der Werkstatt; während der eine schläft, bedient der andere die Maschinen.

Um drei Uhr morgens fahren die ersten Motorräder vor. Bis vier Uhr sind alle Berliner Straßen und U-Bahnhöfe belegt. Die BVG streikt.

Käte ist mit dem letzten Motorrad ein Stück mitgefahren. Alles hat geklappt. Übernünftig und benommen geht sie gegen ein halb fünf Uhr die Bergstraße entlang und steuert auf die U-Bahn-Haltestelle zu.

Vor dem geschlossenen Gitter steht der Streikposten. Er läßt das Mädchen, das offensichtlich gedankenverloren dahertrottet, herankommen. Dann, als sie vor ihm steht, meint er freundschaftlich: „Loof man, Kleene. Unser Laden ist dicht. Wir streiken! – Da, kannst lesen, warum.“ Er hält ihr ein Flugblatt unter die Nase.

Ach ja, natürlich! Sie nimmt das Blatt, wirft einen Blick darauf und denkt: Hab ich doch recht gehabt, daß der Block oben gut wirkt; strahlt den Mann an und macht sich auf den Weg zu Fuß nach Charlottenburg.

„Es lebe die kämpfende Einheitsfront!“

„Dreißigtausend, DIN A 5“, hat der Kurier gesagt. Und „die ersten zehntausend morgen nacht ausdrucken.“ Käte ist mit dem verschlossenen Um-

schlag zur Setzerei gelaufen, damit die Maschine gleich angeheizt wird. Nun zieht sie das Manuskript heraus.

„Nieder mit Schleicher! Rüstet zum Massenstreik!“

Schwer zu lesen. Die Typen sind verdreckt. Wer weiß, auf welcher Maschine das getippt worden ist.

„... Kampf den Stützen dieses Systems, den Feinden der Revolution!“ Sie wendet das Blatt. Die nächsten Worte sind kaum noch zu entziffern. Da ist wohl das Farbband ganz kaputtgegangen. Es geht handschriftlich weiter, mit gemalten Druckbuchstaben. „Es lebe die kämpfende Einheitsfront des Proletariats!“ Da sind noch drei Zeilen. Sie liest sie nicht. Sie klammert sich an die erste. Sie starrt auf das „P“ von „Proletariat“, legt das Blatt vor sich auf den Tisch. Sie streicht es glatt, ganz langsam. Sie läßt den einen Buchstaben nicht eine Sekunde aus den Augen. So schreibt nur einer das P. – Jetzt machen sich die Augen selbständig und suchen in den letzten Zeilen nach dem Beweis. Sie finden ihn. Beim Malen der letzten Losung hat die Zügigkeit der Handschrift den Zwang der Druckbuchstaben gesprengt. „Es lebe die Republik der Arbeiter und Bauern, die Diktatur des Proletariats!“

„Kann ich den Text haben? Die Maschine ist heiß.“

„Wie? – Ja, natürlich...“

Von weit her kommen die Gedanken zurück.

„Heben Sie das Manuskript gut auf. Ich hole es morgen früh mit dem Satz ab. Die Schlagzeilen werden in der Druckerei gesetzt.“

Wie im Traum geht sie über die Straße. – Peter, ich hab dich wiedergefunden. Keinem werd ich es sagen.

### Nur noch illegal

Berlin – Schlesischer Bahnhof. „Auf Gleis drei fährt ein der D-Zug aus Hannover. Vorsicht an der Bahnsteigkante!“

Heinz hat die Sperre passiert und geht mit raschem Schritt durch die Halle.

„Hallo, nicht so schnell, guten Abend!“ Das ist Ernsts Stimme. Der Junge stutzt. Er hat nicht erwartet, daß man ihn abholt.

„Guten Abend.“

Sie schütteln sich die Hände.

„Wieso...“

Ernst zieht den Freund aus dem Gedränge. „Du mußt heute einmal bei mir schlafen. Darum bin ich hier. In deine Wohnung kannst du nicht mehr. Deine Sachen habe ich herausholen lassen.“

„Ach so...“

Sie gehen eine Weile schweigend. Die Schillingbrücke liegt hinter ihnen. Sie überqueren die Köpenicker Straße. Es beginnt zu regnen. Der trübe

Schein der schaukelnden Laternen spiegelt sich im nassen Asphalt. Der Nordwest trägt die Schläge der Parochialkirche über die Spree. Elf Uhr. Heinz schaut mechanisch zur Uhr der Thomaskirche hinauf. Die steht auf halb drei.

„Ist jemand hochgegangen? Erzähl doch!“

„Ja, die Druckerei in der Gitschiner Straße. Zwei Stunden, nachdem Käte dort war. Der Satz der Flugblätter zur Aktionseinheit stand noch in der Maschine. Etwa die Hälfte der Auflage war vorher raus. – Wahrscheinlich haben sie das Mädchen schon eine Zeitlang beschattet. Es kann also sein, daß sie einiges wissen, ohne schon zuzuschlagen.“

„Und Käte? Was ist...“

„Die habe ich gleich nach Sachsen geschickt. Man kann nicht verantworten, daß sie hier herumläuft. Ich habe Nachricht, daß sie gelandet ist.“

Heinz holt Luft. „Das sind ja keine guten Dinge, die du da erzählst.“

### Auf der Treppe

„Guten Abend, Frau Bennemann, lassen Sie den Kohleneimer stehen. Den kann mein Junge nachher hochbringen.“

„Danke, Frau Schenk, ich muß nur mal verpusten. Dann geht es schon wieder.“ Damit stellt sie den Eimer auf den Treppenabsatz und lehnt sich ans Geländer. „Wir sind eben nicht mehr die Jüngsten.“

Mutter Schenk hat ihre Einholetasche auf das Fensterbrett gebaut. Das Netz mit den Kartoffeln liegt breit zu ihren Füßen. Sie richtet sich für ein Schwätzchen ein.

„Was ich sagen wollte, Frau Bennemann, hat der junge Mann, der bei Ihnen wohnt, Arbeit gekriegt? Man sieht ihn gar nicht mehr. Ich denke gerade dran, weil der Ihnen doch immer die Feurung raufgeschafft hat. Ist ein freundlicher Mensch.“

„Nein, Arbeit hat er leider nicht. Er mußte ins Krankenhaus. Er ist ja immer schon magenkrank gewesen. Zuletzt konnte er auch die Notstandsarbeit nicht mehr annehmen, so schlimm war es. Früher hat er wenigstens davon die Miete zahlen können.“

„Ach, das tut mir ja leid. Wo liegt er denn, im Urban?“

„Ja, im Urban.“ Frau Bennemann greift nach ihrem Eimer.

„Lassen Sie stehn, da kommt ja mein Sohn. Willi, komm, trag doch mal Frau Bennemann die Kohlen hoch!“

Willi Schenk nimmt mit seinen Schaftstiefeln drei Stufen auf einmal. Dann steht er vor den beiden Frauen. „Heil Hitler! 'n Abend, Mutter!“ Er trägt den Eimer bis vor die Tür der Bennemannschen Wohnung und kommt wieder herunter.

„So, das hätten wir. – Darf man eine bescheidene Frage stellen, Frau Bennemann? Ihr sauberer Untermieter kommt doch wohl nicht mehr zurück? Ich könnte Ihnen für das Zimmer einen Kameraden vermitteln. Aus meinem Sturm. Pünktlicher Zahler. In fester Stellung. Sucht Zimmer, weil es zu Hause Krach gibt mit den Eltern wegen der Politik.“

Marie Bennemann hat während der Worte des anderen die Hände in den Manteltaschen vergraben, um das Zittern zu verbergen. Die Gedanken überschlagen sich. Weiß er was? Will er nur provozieren? Mein Gott, bloß jetzt keine Dummheit machen. Mit tonloser Stimme sagt sie: „Herr Schenk, ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich hoffe nicht, daß der junge Mensch schon sterben muß. Ich werde ihn am Sonntag im Krankenhaus besuchen. Sein Zimmer bleibt ihm bei mir sicher, solange er es wünscht. Gezahlt hat er immer. – Guten Abend.“

Sie nickt Frau Schenk zu, die mit weit aufgerissenen Augen der Unterredung gefolgt ist und schleppt sich die Treppe hinauf. Mit letzter Kraft zerrt sie den Kohleneimer in den Flur, schließt die Tür und hängt die Kette vor. In der Küche bricht sie weinend zusammen.

Unten in der Schenkschen Küche sitzen Mutter und Sohn beim Abendessen. Schweigend. Dann schiebt Willi den leeren Teller weit zurück, räuspert sich, stemmt die Arme breit über den Tisch und sagt: „Also, daß du völlig im Bilde bist: Ich erwarte, daß du dich nicht mehr mit der Bennemannschen abgibst. Ihr Untermieter ist ein Roter. Der ist entweder getürmt oder verhaftet. Ich kriege das raus. Darauf kannst du Gift nehmen. Die Frau tut nur so scheinheilig. Die steckt mit dem Gesindel unter einer Decke.“

Entsetzt blickt Mutter Schenk ihren Jungen an. „Willi, wie sprichst du von den Leuten! Wir wohnen seit einundzwanzig Jahren mit der Familie unter einem Dach. Dein Vater hat viele Jahre mit Herrn Bennemann bei der AEG gearbeitet. Du weißt, Herr Bennemann ist im Weltkrieg gefallen. Die Frau hat sich und die beiden Mädels mit Nähen ernährt, bis die sich verheiratet haben . . .“

„Kann ja alles sein, Mutter. Aber jetzt sind andre Zeiten. Das verstehst du nicht. Und ich erwarte, daß du mir keine Schande machst. Dein Sohn dient dem Führer!“ Die letzten Worte hat er mit erhobener Stimme pathetisch hervorgebracht.

„Junge, ich bitt dich, schrei nicht so! Vater wacht auf. Er muß nachher zur Nachtschicht!“

„Ach was!“ Willi steht auf und stößt den Stuhl heftig zurück. „Mit dem muß ich auch mal deutsch reden, wenn er seine Reichsbannerideen nicht bald aufgibt. – Schämen muß man sich, solche Eltern zu haben . . .“

Er greift nach Mütze und Koppel. Dann klappt die Tür.

## Verbuddelt

Eine Woche lang läuft Heinz herum und sucht alle Arbeitsstellen auf, die nur ihm und Käte bekannt sind, um auszukundschaften, welche nach der Polizeiaktion noch verwendbar sind. Beschlagnahme und Verhaftung waren von der bürgerlichen Presse sensationell aufgemacht worden. Die Folge ist, daß einige Betriebe sich weigern, noch irgendeine Arbeit zu übernehmen. Sie drohen mit sofortiger Anzeige und weisen Heinz die Tür. Er fährt kreuz und quer durch die Stadt, um eventuelle Spürhunde abzuhängen, bevor er die nächste Stelle aufsucht. Noch ist völlig unklar, wodurch die Druckerei in der Gitschiner Straße verraten wurde.

Nun steht nur noch der Besuch beim „Anarchisten“ aus. Der strahlt über das ganze Gesicht, als Heinz vor seiner Tür steht. „Na endlich – ich dachte schon, Sie wären alle beide mit hochgegangen! In der Zeitung stand nur von Druckereipersonal. Da soll unsereiner wissen, ob Sie dabei sind! Und wo ist die Freundin? Haben die Hunde sie etwa erwischt?“

Die Fragen des Alten prasseln nur so hervor. Heinz beruhigt ihn: „Nein, sie ist nicht verhaftet. Nur verreist für eine Weile. Ich soll auch schön grüßen...“

„Danke schön. Na, hoffentlich schnappen sie euch nicht auch noch, die Bandel – Ja nun, und was wird mit den Broschüren für die Sipo? Ich hatte sie grade ausgedruckt, als das passierte. Und weil keiner abholen kam, habe ich sie verbuddelt, hinter meiner Laube an der Kiefholzstraße. Ist alles in Ölpapier verpackt. Die sind bestimmt nicht feucht geworden. Soll ich sie heute abend ausgraben? Dann könnt ihr sie morgen holen.“

„Oh“, meint Heinz, „Sie sind aber tüchtig! Einfach vergraben. Besser hätte ein Genosse es nicht machen können.“

Der Alte wehrt ab. „Quatsch, is doch selbstverständlich. Wäre doch schade um das schöne Material gewesen, wenn's verkommt. Der Text stimmt ja noch, und die Polente wird sich freuen, wenn so schnell wieder etwas raus ist – hahal“

Sie beraten den Abtransport der Broschüre. Dann fragt Heinz: „Und wie ist es mit der Abrechnung? Steht außer dieser Sache noch etwas offen?“

Der Drucker zögert. „Hm, nur das Streikflugblatt für die BVG. Das Frollein hatte danach nur den Satz für die Broschüre geschickt. Selbst ist sie nicht mehr gekommen. War wohl nicht möglich. – Aber, wissen Sie, der Streik hat doch so schön geklappt, und außerdem hat die Kleine die ganze Nacht mitgearbeitet, da könnten wir den Betrag ja zur Abwechslung mal stunden, nicht? Vielleicht bis, na, bis zur Revolution...“



## Wo die Partei kämpft

Der Berliner Zug ist voll besetzt. Käte hat einen Fensterplatz und liest in einer Novelle von Hamsun. Die kleine Ausgabe der Inselbücherei ist Grundlage für die Chiffre der Kurierpost. Das unscheinbare Bändchen paßt in jede Handtasche. – Was wird in Berlin sein? Viel konnte sich ereignet haben in den wenigen Wochen, die sie in Leipzig hat bleiben müssen. Ob Heinz da sein wird? In Sachsen sind nach dem 30. Januar Hunderte von Funktionären verhaftet worden . . .

Es ist gut, abends anzukommen. Die Anlaufstelle in Schöneeweide wird man leicht finden.

„Nein, ist das ein Zufall! Darauf müssen wir eine Tasse Kaffee zusammen trinken!“ Georg hat an der Sperre gestanden und ihr lachend zugewinkt.

„Du?“ Tausend Gedanken jagen sich. „Bist du nicht verhaftet gewesen?“

„Ja, ja – und wieder frei! Sie konnten mir nichts beweisen. Wart einen Augenblick, ich muß noch mal zur Sperre schau. Ich wollte meine Schwester abholen. Sie scheint nicht mitgekommen zu sein . . .“ Er läuft zur Sperre zurück.

Käte stutzt. Ich muß fort, hier stimmt was nicht! Sie läuft durch die Bahnhofshalle und ist schon durch die Ausgangstür, als eine Hand sich auf ihre Schulter legt.

„Kommen Sie mit – Geheime Staatspolizei.“

„So – du willst also keins der Flugblätter kennen?! Dies hier auch nicht?“

„Nein.“

„Und das?“

„Nein.“

„Na, wir werden dir morgen deine Freunde zeigen, die gedruckt haben. Vielleicht fällt es dir dann wieder ein. Die sind übrigens viel vernünftiger als du. Wir haben kaum nachhelfen müssen . . . Und hier? Das Manuskript hast du doch selber in die Gitschiner Straße gebracht! Das kennst du doch sicher wieder?“

Sie liest: „Es lebe die Republik der Arbeiter und Bauern . . .“ Sie zuckt mit den Schultern.

„Und die Handschrift? Kannst du uns damit auch nicht helfen?“

Schweigen.

Der von der Gestapo springt auf und schreit: „Nein und nein und nein und nein! – Denkst du, wir lassen uns von dir an der Nase herumführen? Wenn du es dir bis morgen nicht überlegt hast, denk nicht, daß wir bei Weibern vorsichtiger sind! Abführen!“

Die Zellentür schlägt zu. Dumpf riecht es, und unleugbar nach Wanzen. Käte klappt das Fenster herunter, um Abendluft und Berliner Straßengeräusche hereinzulassen. Eine Bahn rattert vorbei. Das ist vielleicht die 72, die zum Spittelmarkt fährt. Von der Parochialkirche schlägt es halb. In Schöneeweide werden die Genossen warten . . . Georg – seit wann haben sie den losgelassen? Wie viele hat er schon auf dem Gewissen? . . . Peter – man kann nicht immer wissen, wo der andere ist . . . Wo die Partei kämpft, verlaß dich drauf.

*Einige von uns haben zwischen sich und der Partei – vielleicht ganz unbewußt – einen Gegensatz konstruiert. „Die da – und ich.“ Solche Kollegen finden sich als Wächter darüber bestellt, daß die Partei bzw. ihre Funktionäre nicht zu viele und zu grobe Fehler machen. Über Fehler oder Überspitzungen zu schreiben, finden sie reizvoll. Über das zu schreiben, was die Partei fordert, was also auch die Bevölkerung verlangt, finden sie uninteressant, viel zu einfach, nicht kompliziert genug. Solche Kollegen verwechseln doch offenbar ihren Beruf mit dem des Schriftstellers in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung.*

Erwin Strittmatter

STATIONEN

Aus einem Zyklus zu Ehren des V. Parteitages  
der  
Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

1926

*Aus diesen Tagen hab ich  
Ein Foto ohne Wert.  
Ich sitze auf Mutters Schoß.  
Sie sitzt am Küchenherd.*

*Das Foto ist sehr dunkel.  
Das kann nicht anders sein.  
Das liegt an unserm Haus.  
Kam nie die Sonne rein.*

1930

*Die Mutter hatte Waschtag auf dem Gut.  
Der Vater pflügte Rüben aus.  
Ich spielte auf dem Gänseanger  
Mit einem Jungen aus dem Schnitterhaus.*

*Wir spielten: Wer am besten spucken kann.  
Der Zielpunkt war ein alter Hut.  
Ich spuckte besser als mein Freund.  
Doch was er sonst noch konnte, konnt ich nicht:  
Er spuckte Blut.*

1931

*Herr von Schulenburg  
Kaufte sich ein Pferd.  
War wohl an die tausend  
Säcke Weizen wert.*

*Ließ das Pferd sich satteln.  
Um es zu besteigen.  
Wollt der Baroness  
Seine Reitkunst zeigen.*

*Doch das Pferd, es bockte.  
Gab dem Herrn 'nen Tritt.  
Alle Knechte lachten.  
Und ich lachte mit.*

1932

*Es war im launigen April.  
Die Wolken schleiften übers Land  
Und Regen strömte kalt und dicht.  
Um elf begann die Schule.  
Ich konnte nicht.*

*Ich mußte noch zu Hause warten.  
Der Himmel war so grau wie Asche.  
Die Schwester war noch in der Schule  
Mit unsrer Büchertasche.*

*Ich mußte diese Tasche haben.  
Das Wasser troff von Dach und Baum.  
Die Bücher wären aufgeweicht.  
Der Vater hätte mich verbaun.*

*Es war im launigen April.  
Die Wolken schleiften übers Land  
Und Regen strömte kalt und dicht.  
Da schlug mir Lehrer Schmidt,  
Weil ich zu spät zur Schule kam,  
Die Fäuste ins Gesicht.*

1934

*Da war eine Wahl.  
Da wurde der Hitler gewählt  
Im Gasthaussaal.*

*Die Wahl schien wichtig zu sein.  
Der Vater stieg früh aus dem Bette.  
Ich ging mit ihm ins Lokal.  
Er bekam eine Wahlplakette.*

*Ich wollte die Plakette haben.  
(Ich weiß nicht mehr, zu welchem Zweck.)  
Er hat sie mir nicht gegeben.  
Er warf sie fluchend weg.*

1936

*Im Spätherbst war es,  
Im sechsunddreißigsten Jahr.  
Ich habe ein Stückchen Ödland  
Mit Roggensaar besät.  
Das Brot war bei uns rar.*

*Damit das Saatkorn keime,  
Bin ich an trocknen Tagen  
Zum Wässern hingegangen.  
Nach einem Monde endlich  
War alles aufgegangen.*

*Im Spätherbst ist's gewesen,  
Im sechsunddreißigsten Jahr.  
Da kamen Panzerwagen  
In unser Dorf gefahren,  
Wo eine Übung war.*

*Sie fuhren Tag und Nacht  
In unsrer Mark umher.  
Von meiner Roggensaar  
Fand ich kein Hälmlein mehr.*

1938

*An einem Wintermorgen  
Bin ich sehr früh erwacht.  
Es fuhren Männer im Braunhemd ins Dorf.*



*Die haben den Nachbar fortgebracht.  
Sie nannten ihn Judenschwein.  
Und jagten ihn aus dem Haus.  
Ich stand mit Vater am Fenster.  
Wir starrten hinaus.*

*Der Nachbar lief über die Straße  
Ohne Rock und ohne Schub.  
Ich schrie den Vater an:  
Sieh hin, sie schlagen ihn,  
Vater zog die Gardine zu.*

1942

*Ich konnte laufen wie ein Windbund  
Und war so biegsam wie ein Degen.  
Da fuhr ich als „Freiwilliger“  
Der Garnison entgegen.*

*Mir gegenüber saßen Frauen.  
Sie sind in Schwarz gewesen.  
Sie wollten manchmal mit mir sprechen.  
Ich hatte keine Zeit.  
Ich hab „Mein Kampf“ gelesen.*

1943

*Ich stand auf Wache  
Als vorgeschobener Posten.  
Ich umklammerte  
Ein kaltes Gewehr  
Und stierte nach Osten.*

*Es wehte ein eisiger Wind.  
Die Wache war lang.  
Ich lauschte hinüber  
In den anderen Graben.  
Ein Russe sang.*

*Ich warf das Gewehr  
An den Grabenrand.  
Da kam von hinten  
Ein Offizier.  
Ich nahm es wieder in die Hand.*

1945

*Ich kam aus dem Krieg  
Im abgewetzten Rock.*

*Beim Einrücken hatte der Baron  
Mich mit zum Bahnhof genommen  
Vorn auf dem Kutscherbock.*

*Er hatte vom Endsieg gesprochen  
Und von französischen Frauen.  
Und Polen müßte für uns  
In Zukunft Weizen bauen.*

*Und im Ural die Russen müßten  
Für uns die Erze graben.  
Und ich würde irgendwo bei Kiew  
Meinen eigenen Erbhof haben.*

*Ich kam aus dem Krieg  
Im abgewetzten Rock.  
Ich trug den Arm im Tuch  
Und ging am Stock.*

1946

*Oh, welch ein Tag!  
Welch freudiges Erwachen.  
Ich sah den Vater erstmals  
Im Leben richtig lachen.*

*Die Sonne fiel ins Tal.  
Die erste Amsel sang.  
Da trafen sich die Männer  
Des Dorfes am Dorfausgang.*

*Laut schwatzend zogen wir  
Mit Hämmern und mit Beilen  
Den Feldweg hügelan,  
Das Herrenland zu teilen.*

*Zwei Männer maßen ab.  
Wir spitzten Pflöcke an.  
Mit jedem Grenzpfahl wurde  
Ein Knecht ein freier Mann.*

*Ob, welch ein Tag!  
Welch freudiges Erwachen.  
Ich sah den Vater erstmals  
Bei einer Arbeit lachen.*

1948

*Die Abenddämmerung hatte  
Den Maientag gefangen.  
Ich stand auf einem Marktplatz.  
Sowjetische Soldaten sangen.*

*Da hörte ich ein Lied.  
Das Lied war mir bekannt.  
Ich wußte nicht, woher  
Ich dieses Lied gekannt.*

*Da fiel mir ein: Im Kriege  
An einem kalten Wintertag  
War dieses Lied erklingen  
Beim Feind, der vor mir lag.*

*Nun hörte ich es wieder,  
Das kleine Liebeslied.  
Einst weckte es Verzweiflung,  
Nun sang ich lachend mit.*

1952

*Im Westen Deutschlands war es,  
In einer großen Stadt,*

*Die einen großen Hafen  
Vor ihren Toren hat.*

*Ich traf des Junkers Tochter wieder,  
Die war nicht mehr so schön.  
Als Kind hab ich sie oft  
Im Schloßpark sitzen sehn.*

*An manchen Tagen saß  
Ein Fliegeroffizier  
Auf jener alten Steinbank  
Am Fliederbusch mit ihr.*

*Er flog gen Engeland  
Und wurde abgeschossen.  
Sie hat viel Schmerzenstränen  
Um ihren Freund vergossen.*

*Nun trafen wir uns wieder  
In jener Hafenstadt.  
Der Trauerflor war zerschlissen,  
Den sie getragen hat.*

*Sie schien wie einst verliebt.  
Ich weiß es nicht, in wen.  
Ich sah nur jeden Abend einen Jeep  
Vor ihrem Hause stehn.*

1955

*Novemberwinde löschten  
Das Licht des Sommers aus.  
Da trugen wir die Mutter  
Zum Friedhof hinaus.*

*Zu Kaiserszeiten wohnte sie  
Als Kuhmagd im Gesindebaus.  
Sie hatte Geld gespart für eine bessere Wohnung.  
Da kam die Inflation,  
Und es war aus.*

*Dann war der Hitler an die Macht gekommen.  
Er versprach den Armen ein Leben im Licht.  
Die Mutter hoffte: nun wird es werden  
Mit einem Haus. Es wurde nicht.*

*Der Krieg war aus und der Baron verjagt.  
Der Vater hat zehn Hektar Land genommen.  
Die Mutter zweifelte: Ob wir wohl nun  
Ein eignes Haus bekommen!*

*Novemberwinde löschten  
Das Licht des Sommers aus.  
Da trugen wir die Mutter  
Vorbei am neuen Haus.*

1956

*An einem Herbsttag war es.  
Ich sah ein Zeitungsbild  
Und habe die Augen geschlossen.  
In seiner Wohnung lag  
Ein Budapester Kommunist,  
Zertrampelt und zerschossen.*

*Die Mörder hatten ihm zum Hobne  
Ein Messer in den Mund gesteckt.  
Auf seiner Brust ein Bild von Lenin,  
Zerrissen und mit Blut befleckt.*

*An einem Herbsttag war es.  
Ich saß am Tisch und sann,  
Was gegen diesen Brudermord zu machen sei.  
Ich nahm ein Stück Papier  
Und stellte meinen Antrag  
Auf Mitgliedschaft in der Partei.*



*Helmut Preißler*

WIR BEANTRAGEN UNSERE AUFNAHME  
IN DIE PARTEI DER ARBEITERKLASSE

Antrag des Pianisten Wilhelm Krautz

(Jahrgang 1912; vor 1945 Pianist, dann Soldat; Eltern Künstler)

*Das ist der Grund für den Antrag:*

*Mein Schneider, der gegen uns ist,  
begrüßt mich sehr herzlich.  
Die pensionierten Beamten  
beglückwünschen mich zur Parteilosigkeit.  
Zynische Intelligenzler  
bewundern mein kluges Verhalten.  
Spießer  
erklären sich solidarisch mit mir,  
und die Genossen  
sind höflich und fern.*

*Ich will mich nicht länger beleidigen lassen!  
Nicht von den Feinden  
durch ihre Vertraulichkeit,  
nicht von den Freunden  
durch kühle Verbindlichkeit.*

*Alle sollen endlich wissen,  
wo ich stehe!*

Antrag des Kraftfahrers Adolf Brandis

(Jahrgang 1922; vor 1945 Berufssoldat; Eltern Angestellte)

*Begründung:*

*Ein Kommissar der Roten Armee  
– Vater und Mutter und Frau und drei Kinder  
bei Tula ermordet von Deutschen –*

*sagte zu mir,  
der ich beinah ein Jahr lang bei Tula Soldat war, –  
sagte:  
Genosse!*

*Laßt es mich werden!*

### Antrag der Juristin Vera Brenner

(Jahrgang 1935; Eltern unbekannte Antifaschisten)

*Begründung:*

*Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen.*

*Wo meine Eltern umgebracht wurden,  
weiß ich nicht.*

*Ich kenn nicht die Mörder der Eltern;  
ich weiß nur: es waren Faschisten.  
Ich kenne keine Verwandtschaft;  
ich kenne nur Klassengenossen.*

*Ich möchte in eurer Gemeinschaft sein.*

### Antrag des Traktoristen Georg Perko

(Jahrgang 1939; Eltern Landarbeiter)

*Begründung:*

*Ich gehöre zum Jahrgang neununddreißig.*

*Mein Leben begann an dem Tag,  
als das Morden begann.*

*Das Morden soll enden.  
eh ich zum Sterben komm.*

*Ihr wißt zu kämpfen;  
ich will es lernen.*

## Antrag der Agronomin Helga Neuhaus

(Jahrgang 1932; Eltern Arbeiter)

### *Begründung:*

*Wenn das Rindvieh Verstand hätte  
und könnte sehen  
und hätt die Wahl –  
es wählte den Platz in dem Stall der Genossenschaft.*

*Aber dem Rindvieh fehlt der Verstand  
und reden kann's auch nicht  
und hat nicht die Wahl,  
so bleibt's in dem Kleinbauernstall  
und fühlt sich dort wohl.*

*Doch ich begreif nicht,  
daß sich der Kleinbauer wohl fühlt!  
Hat doch Verstand,  
sieht die Genossenschaft,  
und tritt nicht ein.*

*Weil ich die Bauern lieb,  
nehmt meinen Antrag an;  
lehrt mich danach,  
daß ich sie ändre.*

## Antrag des Diplomphysikers Günther Borkenburg

(Jahrgang 1920; vor 1945 Student, dann Offizier;

Eltern Fabrik- und Gutsbesitzer)

### *Begründung:*

*Ich wurde groß,  
umgeben von Reichtum und Freundlichkeit,  
war weiche Kissen gewöhnt  
und weiche Hände.*

*Dann hab ich viel Unrecht gesehen und Elend  
und konnt's nicht mit ansehen,*

*hab nach den Gründen geforscht  
und wurde Marxist.*

*Nun kämpfe ich gegen die Klasse, der ich entstamme;  
aber ich sehne mich oft nach den zärtlichen Händen.  
Nun steh ich entschlossen im Klassenkampf;  
aber ich sehne mich oft nach Versöhnung.  
Nun weiß ich, daß Schonung des Feindes Mord an dem Freund ist;  
aber mich schreckt oft die nötige Härte.*

*Mißtraut mir, Genossen:  
helft mir beim Kampf gegen mich,  
damit ich uns nützlicher werde!*

### Antrag der Hausfrau Agnes Vogt

(Jahrgang 1907; vor 1945 Verkäuferin und Hausfrau;  
Eltern Angestellte)

#### *Begründung:*

*Wie das in Hiroshima war, als die Bombe fiel,  
ich kann's mir nicht vorstellen,  
und ich bin froh, daß es nicht möglich ist.*

*Wie das in Dresden war, damals, im Februar,  
hab ich erlebt, aber ich kann's keinem vorstellbar machen,  
und das ist gut so.*

*Die Kinder  
sollen verschont sein davon,  
und auch die Alten  
sollen's vergessen dürfen.*

*Das Verbot der Gefahr muß erreicht sein.  
Ich will das Meine dazu tun.*

## Antrag der Arbeiterin Anna Palenz

(Jahrgang 1914; vor 1945 Hausfrau; Eltern Arbeiter)

*Begründung:*

*Ich bin Witwe  
und hab einen Sohn.*

*Mein Mann ist vor Moskau gefallen;  
Mein Sohn will in Moskau studieren.  
Wogegen der Vater kämpfte und fiel,  
dafür will der Sohn nun kämpfen und leben.*

*Ich möchte neben ihm gehen.  
So komm ich nun zu euch.*

## Antrag des Lehrers Horst Lehniga

(Jahrgang 1923; vor 1945 Student, dann Soldat; Eltern Beamte)

*Begründung:*

*Ein Genosse mahnte mich kurz vor dem Lehrerexamen:  
Du mußt dich für uns entscheiden!  
Unsre Partei hat die Zukunft.  
Wenn du bestehen willst, mußt du bei uns stehen.  
Will einer lehren, muß er gelernt haben.*

*Da dachte ich mir:  
Ich habe gelernt, daß man viel wissen muß, eh man entscheidet.  
Ich such nicht den sicheren Platz; ich suche den richtigen.  
Ich stelle mich nicht, um zu stehen; ich stelle mich, um zu bewegen.*

*Und ich dachte:  
Sein Rat ist nicht gut.*

*Nun habe ich sechs Jahre gründlich gelernt.  
Heut lehre ich:  
Unsre Partei hat die Zukunft!  
Wenn du bestehen willst, mußt du bei uns stehen!*



## Antrag des Brigadiers Kurt Lehmann

(Jahrgang 1921; vor 1945 Maurer, dann Soldat;  
Eltern Handwerker)

### *Begründung:*

*Ihr müßt nicht denken,  
daß ich den Sozialismus im Sinn hatte,  
als ich die Norm um ein Vielfaches übererfüllte.*

*Ich habe an gar nichts gedacht.  
Ich schuftete, um nicht an Vergangenes denken zu müssen.*

*Als man mir Prämien und Leistungslohn zahlte,  
hab ich für's bessere Leben geschuftet;  
aber ich hab nur an meines gedacht.*

*Man ehrte mich für den selbstlosen Einsatz.  
Ich war Aktivist des Fünfjahrplans.  
Da kam ich mir dreckig vor, weil ich mich ehren ließ  
für meine Selbstsucht.*

*Ich hab mich geändert.  
Doch dürft ihr nicht denken,  
daß ich die Selbstsucht besiegt habe;  
daß ich dagegen zu kämpfen begann,  
müßt ihr mir glauben  
und müßt es bedenken.*

## Antrag des Arbeiters Ernst Balzer

(Jahrgang 1918; vor 1945 Arbeiter; Eltern Arbeiter)

### *Begründung:*

*Als ich so alt war wie unser Jüngster heut ist,  
hatt ich zum Spielen den Dreck und zum Anzieh'n nichts Rechtes;  
Jürgen hat zweierlei Sonntagsanzüge und geht in die Spielschule.*

*Als ich so alt war, wie unser Ältster heut ist,  
hatt ich zum Lernen nicht Zeit und zum Sparen kein Geld;  
Walter lernt Bauingenieur und spart aufs Motorrad.*

*Als mein Vater so alt war, wie ich heute bin,  
war er im gleichen Betrieb an der Drehbank wie ich heut,  
hatte 'ne Frau und vier Kinder wie ich heut  
und war nicht schlechter, nicht besser als ich heut;  
aber mir geht's um ein Vielfaches besser als ihm.*

*Ich hab nichts dazu getan,  
daß es bei uns heut so ist;  
laßt mich nun etwas dazu tun,  
daß es in aller Welt bald so sei.*

# BRIEFE VON FRIEDRICH WOLF

## Im Klassenkampf

### *An die Mutter*

Remscheid, 24. März 1920

Mir wirbelt der Kopf. Aber noch finden bei Hagen und Lippstadt schwere Kämpfe unserer Arbeiterwehren gegen die Noskiden statt; da heißt es sich zusammenraffen und zugleich kühlen Kopf bewahren.

Vor zehn Tagen erschien Lützow mit seinem Freikorps aus der Unterstadt vor dem Rathaus, rief die Monarchie aus und befestigte die ganze Oberstadt, den „Kegel“, wie zu einem Kampf auf Leben und Tod. An jeder Straßenkreuzung ein Drahtverhau mit der Tafel: „Wer weitergeht, wird erschossen!“ Das ist so der kleine Verkehrston dieser Leute seit München und März-Berlin. Die Arbeiterschaft verhielt sich musterhaft. Was jeder Unverblendete vorausgesehen und erhofft, die drei sozialistischen Parteien beendeten den Bruderzwist und schlossen sich zum Kampf zusammen. Gleich der erste Elberfelder Tag hatte dies Ergebnis. Ab Mittwoch wurde der große politische Generalstreik erlassen. Die Remscheider Arbeiterschaft zog von neun bis elf Uhr in geschlossenen Kolonnen draußen auf das Neuenkamper Feld, wo unter freiem Himmel fünf Tribünen errichtet. Ich sprach für meine Partei\*. Es war ein ungeheures Erlebnis, dieser tausendfältige unerbittliche Wille, der den einen trug und den Funken wieder in die Tausenden warf. Nie sei in Remscheid solch eine Versammlung gesehen worden. Man schätzt 40 000 Arbeiter, die Schulter bei Schulter standen! Es war vorher bekannt, daß die Lützower uns Redner verhaften und die führerlose Menge dann sprengen sollten. Aber wir führten sie an der Nase herum; und als wir sprachen, hätte niemand zu uns gelangen können. Schon vorher hatten bewaffnete Arbeitertrupps von Köln, Burscheid, Gelsenkirchen uns „gesichert“. Bei dem Rückmarsch ließ dann ohne jeden Anlaß ein Leutnant feuern, und es gab die ersten Toten und Verwundeten. Nun mußten wir uns aufs letzte vorbereiten. Gleich nebenan am Hahnerberg bei Elberfeld, in Barmen und Hagen wurde bereits erbittert gekämpft. Als früh Donnerstag sieben Uhr bei Iserloh eine Besprechung stattfand, marschieren plötzlich unten die Noskiden auf, ein Leutnant mit einer Gruppe erscheint. „Sie sind verhaftet.“

---

\* Friedrich Wolf gehörte damals der USPD an.

Kurz darauf kam – wie wir jetzt wissen auf Einspruch des Oberbürgermeisters – der Gegenbefehl. Immerhin hatte Mutter Iserloh einen schweren Ohnmachtsanfall und schlimme Herzkrämpfe.

Ich ging dann zu Theaterdirektor Diettrich; aber überall wurde ich signalisiert und mußte weg. Ich konnte Freiligrath, Blum, Richard Wagner u. a. auch hier nachfühlen. Inzwischen kamen die bei Elberfeld geschlagenen Reichwehrtruppen des Generals v. Gillhausen an und verstärkten mit einem Bataillon „Haketauer“ die hiesigen Lützower. Das Stadthaus war nun eine richtige Bergfestung, gespickt mit Maschinengewehren und allen modernen Waffen. Der Bürger strahlte. Die Bürgerwehr, die Fabrikantensöhnchen sausten in Panzerautos durch die Straßen. Es war ein düsterer, nebliger Nachmittag, dieser 18. März (Donnerstag). Geschützt durch Dämmer und Regen hatten aus dem ganzen Industriegebiet die bewaffneten Arbeiter von Gelsenkirchen bis zur Schwelm hinab sich vor der Zwingburg, dem Remscheider „Kegel“, versammelt. Schon einen ganzen Tag lang waren die Innenstraßen völlig abgesperrt. Da begann gegen sechs Uhr nachmittags plötzlich das Geschützfeuer auf das Rathaus. Zugleich ein wilder, erbitterter Sturm und Straßenkampf. Konzentrisch gingen die Arbeitertruppen gegen die Lützowfestung vor. An einzelnen Punkten wurden sie siebenmal zurückgeschlagen. Bis zum nächsten Morgen zehn Uhr wurde gekämpft. Die Lützower wurden auf das Rathaus mehr und mehr zusammengedrängt. Bevor die erneute Kanonade durch die Arbeitertruppen begann, wurden von bürgerlicher Seite Verhandlungen angebahnt. Doch schon waren v. Gillhausen und v. Lützow (als erste) geflohen und unauffindbar. Da begann der letzte Sturm, und nun konnte man „Lützows wilde verwegene Jagd“ sehen; in wilder Flucht sausten sie der Müngstener Talsperre zu; im Rücken die Kampftruppen der Gelsenkirchener Kohlenarbeiter, umzingelt von den Remscheidern, Hagenern und Elberfeldern. Sie hatten nur ein schmales Schlupfloch; dort erwarteten sie die Solinger Schmiede. Es gab eine furchtbare Abrechnung mit dieser Söldnertruppe, die in München und Berlin so grausam gewütet. – Nach dem Kampf wurde jedoch eine musterhafte Disziplin gewahrt. Es war ein Volksaufstand so wie die Schlacht am Sendlinger Tor oder die schwäbischen Bauernrevolten. Als spät am Abend unsere Befreier mit ihren Toten, die Bahren hoch auf den Schultern, voran die roten Fahnen, wieder in die Berge abzogen und die Internationale („Völker hört die Signale...“) durch die Straßen und Täler scholl, da spürte man endlich wieder den Blutschlag eines übermenschlichen Willens... diesmal nicht zum Völkerkrieg, sondern zu einer großen Vereinung, die *durch die Arbeiterschaft* kommen wird und muß...

Camp du Vernet, 18. Januar 1940

Heute will ich einmal deutsch schreiben, schon um die deutsche Sprache nicht ganz zu verlernen. Denn die Kommando- und Umgangssprache unseres KZs ist natürlich Französisch. Daneben sprechen wir vor allem noch Spanisch und Russisch, Deutsch und Italienisch nach der Zusammensetzung der Gefangenen. Allein ein Gang durch die zwanzig Meter unserer Baracke 8 mit den 150 Mann ihrer Belegschaft ist ein Gang durch Europa... und nicht durch den schlechtesten Teil des Anti-Hitler-Europa. Und gegenüber gleich in der oberen Box liegen zum Beispiel die Tschechoslowaken der Interbrigaden, neben ihnen die Polen, dann die Ungarn, und nach der anderen Seite die Italiener, dann die Jugoslawen, alles wunderbare klare, mutige, disziplinierte Kerle, eine Elite der wahren Anti-Hitler-Kämpfer, der antifaschistischen Kämpfer. Sie alle wurden aus den allgemeinen Camps der Interbrigaden in dieses Spezialcamp mit uns überführt. Dann sind noch andere Leute in den Baracken. Russen der verschiedensten Art, die 1918–20 emigrierten, Armenier, Portugiesen usw. Da in den anderen Baracken und Quartieren noch Türken, Perser, Neger und sogar Chinesen liegen, kann man in 3 bis 5 Minuten sehr gut eine Reise durch die ganze Welt machen, schneller als in einem Raketenflugzeug. Während unserer Arbeits- und Freizeit lernen wir fast mühelos so Geographie, Geschichte, Soziologie und auch Sprachen in diesen langen Monaten und dunklen Winternächten. – Aber wir haben noch andere „Freiwillige“ Internierte, die vor allem Konilein\* gefallen würden. Da ist der zahme Rabe Jakob und der schwarze Schäferhund Kiki, den die deutschen Interbrigaden aus dem früheren Camp mitbrachten. Jakob ist klüger als mancher Mensch. Er kennt jeden, ist unser aller Freund, maust Löffel, Zigaretten und bringt sie seinen speziellen Freunden. Kiki begleitet uns überall hin, zum Fahnenhissen, Tinetten tragen, zur Arbeit. Menilein\*\* würde lachen, wenn sie mich mit fünfzig anderen in der Küche Kartoffeln schälen sähe für die tausend Mann unseres Quartiers zusammen mit den Spaniern, Italienern und Polen. Ich werde, was Strohsackstopfen, Boxfegen, Kehr-, Schipp- und Steinträger-Kommando anlangt, ein Ia ausgebildetes Mädchen für alles sein. Auch mit Straßenbau usw. werde ich mir später mein Brot verdienen können.

Heut schneit es. Der Nordnordwest fegt von den Pyrenäen, der Himmel ist phantastisch schön in seinen blauschwarzen Sturmwolken über den Gletschern von Andorra. Ich wasche mich früh nach dem Réveil, die unsere Wachkompanie auf dem Clairon bläst, immer noch nackt in dem kalten Wasser der Ariège. Das ist mein Hauptvergnügen. So bin ich gesund geblieben, trotz

---

\* Friedrich Wolfs Sohn Konrad.

\*\* Friedrich Wolfs Frau Else.



der völlig vitaminlosen eintönigen Kost aus Reis, Caravancos (Löffelerbsen, gelben, gedörrten). Meinen linken Arm habe ich mir im Camp von Colombes ausgerenkt, dann ging's über die Préfecture Paris ins Camp Rolland-Garros und dann hierher. Meine Augen sind schlechter geworden, da ich trotz des Halbdunkels immer zu lesen versuche, und man ab fünf Uhr nachmittags ja nicht immer schlafen kann. Ich lese vor allem Französisch, jetzt mühelos wie Deutsch. Flaubert, Madame Bovary usw. Aber auch Englisch, Hemingway, A Farewell to Arms – dies das grandioseste, zarteste Buch des Weltkrieges. Bitte lies es sogleich. Dann erzählen uns an den langen dunklen Abenden die Kameraden ihre Geschichten, die Madrider Arbeiter, die polnischen Mineure, die italienischen Terrassiers, die tschechoslowakischen Jungens . . . Man kann oft dann nicht einschlafen, jeder fühlt mit großer Freude, Hoffnung, daß unser Leben nicht verloren ist, daß es eine gewaltige Zukunft gibt. Mut und Stolz beseelen uns in der engen und dunklen Baracke. Welche Schicksale, welche Standhaftigkeit, welche Freude am kommenden Leben. Erhält einer ein Paket, sofort wird es verteilt. Es ist eine großartige Schule der Kameradschaft, der Freundschaft, der Disziplin.

Viel muß ich morgen am 19. Januar an Euch denken, an Menilein, an Markus\*, an seinen Geburtstag. Er wird ein tapferer guter Junge werden, der weiß, wozu man lebt. Wohl niemals hatte eine junge Generation solch gewaltige Aufgaben wie die heutige. Er wird das verstehen. Wir werden uns wiedersehen, wir alle. Solange es noch Kerle gibt, wie die hier, kann die Welt nicht verloren sein . . .

### *An Else Wolf*

Südfront, 2. Oktober 1943

Jetzt sind wir sechzehn Tage auf Achse, ehe ich zum erstenmal Dir schreibe. Aber wir kamen kaum zu Atem. Immer im Marsch und auf Wagen. Schon bis wir unsre Formation fanden, im Vormarschgelände, fern jeder Eisenbahn; die beste Verbindung wäre ein Torpedoboot gewesen, aber wir sind ja Landratten.

Eine Hitze ist hier jetzt im Oktober wie im Juli in Moskau! Die Maisernte grade beendet; herrliche Wasser- und süße Melonen, das Meer, die silbergraue Landschaft ähnlich der Provence und, ungetrübt bis jetzt, der strahlende Sonnenhimmel.

Bis auf den Krieg! Da steigt die Verfinsterung von unten, von der Erde auf. Ich hatte doch selbst im Winter nur eine geringe Vorstellung davon, was diese Hitlerschweine alles anstellen können! Ganz Mariupol verbrannt, gesprengt. Wir waren dort zehn Stunden nach den Deutschen. In allen Häusern

---

\* Friedrich Wolfs Sohn Mischa.

waren Minen gelegt, alles systematisch in die Luft gesprengt, rücksichtslos, ob sich alte Frauen und Kinder noch drin befanden. Das große Krankenhaus gesprengt. In Rostow das wunderbare große Theater, das Pädagogische Institut, unterwegs alle Dörfer, die kleinste Hütte! Dort wurden die Leute einfach aufs Feld getrieben, die Kühe und Schafe, die man nicht mitnehmen konnte, mit MG zusammengeschossen. In dem kleinen Dorf Nowoprokrowskaja hier vor Melitopol hat man den kleinen Kindern mit dem Kolben den Schädel eingeschlagen, gemordet und gebrandschatzt wie im Dreißigjährigen Krieg. E. ist völlig erschüttert. Auch über das „Übermenschmaterial“, das uns in die Hände fällt . . . achtzehnjährige Burschen aus der bayrischen Pfalz, die weder subtrahieren noch dividieren können, 77-29 brachten sie trotz aller Anstrengung nicht heraus. „Wer war Goethe?“ – „Schiller?“ – „Bismarck?“ – „Das war ein starker Mann.“ – „Wann hat er gelebt?“ – E. hat da die Ohren doch zurückgelegt. Ein dritter sagte einmal früher auf die Frage: „Wer war Goethe?“ – „Der hat die Goethestraße gebaut.“ – Das sind die Achtzehn- und Neunzehnjährigen! Die älteren wissen natürlich mehr. Viele Elsässer habe ich gesprochen, die überliefen. Bis zu 30 Prozent in den Kompanien der Hitlertruppen hier sind Ausländer, Elsässer, Polen –

Manchmal, wenn man diese Jungs aus der Pfalz sieht und die Schandtaten, die sie so gedankenlos und viehisch vollbrachten, dann verliert man jede Lust an der alten Heimat.

Menilein, verzeih diese Auslassungen! Aber ich bin oft verzweifelt, wenn ich diese „Deutschen“ sehe! Wir sind in unseren kleinen „Willis“ meist draußen bei der Truppe, unsre Aufträge durchzuführen. Die Wege sind gut, herrliche bunte Lauballeen, aber dann wieder ganz baumloses, flaches Land wie ein Teller, und mächtiger Fliegerbetrieb mit dauerndem Geböllere und Gebombe. Die Hauptsache, es geht vorwärts, gen Westen, wohl bald auch bei uns! Es muß einfach Schluß werden mit Hitler und dieser ganzen Schweinerei, möglichst den Winter!

Was macht die Literatur? Theater? Ach, das ist ja alles so egal! Das kommt später, wenn es kommt. – Und doch, wenn ich wieder mal schreiben könnte! Hab jetzt soviel auf dem Herzen! Falls ich überhaupt noch schreiben kann? Aber es muß doch noch einmal gehen! Zu schade wär's! . . .

#### Literatur

*An Georg Pijet*

St. Peter/Ort (Nordsee), 29. Juli 1930

Ich habe Dein Hörspiel „Mietskaserne“ gelesen. Ich halte es für sehr begabt gemacht, fungerecht und wirksam. Es ist zehnmal besser als die meisten von den Sendern losgelassenen Hörspiele. Mir gefällt am besten das

fünfte Bild mit dem Schluß „Weshalb sind wir so arm? – Ick weeiß ooch nich.“ Dies Bild ist wirklich bis ins kleinste echt; und schon deshalb würde ich das Spiel, wenn auch dramaturgisch noch sehr gestrafft, unbedingt annehmen und senden. Dann auch neu und mitten hinein hauend das erste Bild mit dem Fußballspiel und das Haus aufreißend die Gaskassiererszene. Wenn Du, wie Du mir schreibst, grade diesen Gaskassierer als Leitmotiv nimmst, der naturgemäß durchs ganze Haus stiefelt, so hätte m. E. der Kassierer grade am Schluß nochmal kommen müssen, genau in allen Etappen wie anfangs . . . aber alle Türen stehen offen, keiner ist da . . . nanu, wat is denn hier los . . . schließlich landet er oben bei der, die am längsten das Gas schuldig ist, wo grade heut der Hahn abgestellt werden sollte, und die diese letzte Minute noch benutzte, um schnell recht viel Gas zu schlucken, als Freibillett für „ab durch die Mitte“. Dort oben müßte jetzt das ganze Haus versammelt sein und dem Kassierer sagen: Bei der kommste zu spät, oder so. Der Ausklang in die Internationale ist m. E. etwas gewaltsam. Ich weiß, wir verlangen für uns heute einen vorwärtsweisenden, positiven Abschluß . . . keine bloße Elendsdramatik. Aber die andere Gefahr ist, daß solche „Aktschlüsse“ leicht „Walze“ werden und dann grade *nicht* mehr wirken. In meinem Hörspiel „SOS – Krassin rettet Italia“ ist am Schluß, als die Krassinleute die halbtote Nobilemannschaft nach schwerer Irrfahrt endlich trafen, organisch von den aus schwerster Todesnot geretteten Italienern ein Evviva auf die Krassinmannschaft ausgebracht worden, das der politische Kommissar des „Krassin“ Oras mit einem: „Es lebe die Solidarität aller Völker!“ beantwortete, und nun setzte vom Eisbrecher Krassin organisch die „Internationale“ ein, die somit zum erstenmal von einem deutschen Sender in den Weltraum stieg. Es ist sehr schwierig, eine solche Gelegenheit zu finden . . . *und sie den heutigen Sendern mundgerecht zu machen!* Und nun, lieber Genosse Pijet, zu Deinem Protest, der sachlich durchaus begründet ist . . . aber unsre Sender, genauso wie unsre Bühnen, sind (dialektisch betrachtet) ebensolche Gesellschaftsprodukte wie alle kapitalistischen Institute. Wollen wir da etwas erreichen, ich meine zu Worte kommen, so müssen wir *nicht direkt* aus offener Stellung heraus schießen, sondern taktisch aus verdeckter Stellung im Bogenschuß. Deine ausgezeichnete Mietskaserne ist ein *direktes* Stück und kann nur gespielt werden, wenn unser Einfluß auf die Sender *so* groß geworden ist, daß sie *müssen*. Meine beiden Hörspiele sind *indirekte* Stücke, die unter der Maske des Literarischen alles das sagen, was heute durch den Funk direkt noch nicht zu sagen ist.

Natürlich werde ich für Dein Hörspiel eintreten. Und da grade gestern die „schlesische Funkstunde“ mich bat, für sie ein Hörspiel zu schreiben, habe ich – wie Du aus anliegender Kopie an den Breslauer Sender siehst – energisch für Dich geworben. Wenn dennoch aus der „Mietskaserne“ nichts

wird – auf die ich übrigens auch die Volksbühne hinweisen will –, so rate ich Dir sehr, einmal ein wirkliches *Fabrik*-Hörspiel zu schreiben! Erstens gibt es dies noch nicht, und zweitens kann das nur einer machen, der die Sache dort aus dem ff kennt. Nur mußt Du hier auch nicht gleich mit größtem Geschütz gegen die „Ausbeuter“ und „Kapitalisten“ loslegen, sondern die Verhältnisse selbst sprechen lassen! Das wirkt am stärksten! Und bedenke, wenn wir heute wirklich über den Funk uns an alle wenden wollen, so brauchen wir ebensosehr Taktik, wie schließlich Lenin sie vorübergehend im „NEP“ benötigte.

Ich selbst bin unbedingt dafür, daß wir unsern „Arbeitersender“, der außerordentlich gut funktioniert, auch als Autoren als Druckmittel und Waffe benutzen, nur dann mehr durch Briefe des Arbeitersenders an die einzelnen Dramaturgen, weniger durch öffentliche Proteste, die nur Porzellan zerbrechen.

Ich behalte Dein Manuskript noch, bis Du es brauchst; vielleicht kann ich in Stuttgart persönlich etwas erreichen. Vielleicht können wir uns in Berlin sprechen, Kläber weiß immer, wenn ich dort bin. – Und laß Dich ja nicht durch solche Abweisungen wie jetzt von den Sendern entmutigen! Ich habe grade meine besten Arbeiten am meisten zurückgesandt bekommen.

*An Else Wolf*

Moskau, 1. November 1932

Gestern ab zwölf Uhr Generalprobe „Matrosen“. Die Vertreter aller Körperschaften anwesend. Diese Inszenierung gilt hier als ein Ereignis. Sie hat tatsächlich dem Theater „Proletkult“ den Ehrennamen der „W.Z.S.P.S.“ verschafft („Allrussische Gewerkschaften“). Die ersten zwanzig Aufführungen sind schon ausverkauft an Gewerkschaften/Betriebe. Die Inszenierung selbst wirklich allererstes Niveau! Ich war, nach dem was ich letztes Jahr hier sah, gewaltig überrascht. Zwar ist die Inszenierung im Gegensatz zu Berlin auf *Dynamik*, Bewegung gestellt mit Massen von „Matrosen“ auf diesem tollen Kreuzer – eins der besten Bühnenbilder, die ich sah; *stärker als Berlin* – da sind wilde übermütigste Szenen im zweiten Bild auf Deck, Tänze der Matrosen mit den Schrubbern, Sprünge, Jagen, Klettern über die Planken, Maste, wie sie nur russische *trainierte* Schauspieler ausführen können, auch körperlich wunderbare Typen. Dann im fünften Bild in der Kapitänskajüte, die ein pompöser riesiger Salon ist, eine wilde Orgie der siegestrunkenen Matrosen . . . in die dann Franz direkt hineingeistert mit seiner Qual, keiner merkt es, und es kommt die große Szene Fregattenkapitän-Franz-Kuddel, die über die ganze Bühne hinüberspielt in einem rasenden Tempo, und die „Matrosen“ tatsächlich hilflos hin- und her gerissen in diesem „Salon“, in



dem sie sich nicht bewegen können, in dem sie ausgleiten auf dem Parkett und verlegen nicht wagen, sich auf die kostbaren Möbel zu setzen, und der Fregattenkapitän, der jetzt völlig sicher herumgeht und direkt charmant, unerhört aufreizend die zermürbten Matrosen einspinnt und zersetzt; das ist *regelmäßig meisterhaft!* Und dann die letzte große Szene im Schlußbild. Stelle Dir vor:

Das Deck	Matrosen mit Rücken
Panzerturm	zum Publikum beratend!
	Panzerturm
Kuddel	Franz, Jerko
Kapitän	

Das Deck in ganzer Tiefe (*perspektivisch*) den ganzen Bühnenhintergrund einnehmend. Der Kapitän hat gerade die letzte entscheidende Rede gehalten:

„Wer das Leben will . . . der trete rechts!  
Wer die Idee und den Tod will . . . der trete links!“

Jetzt tritt er selbst ganz vorn rechts neben den Panzerturm, Franz ruhig, hart nach links. – Die Matrosen werden hilflos über das Schiff geweht, über alle Gruppen, schon sind sie alle ganz hinten um Kuddel, Rücken zum Publikum, wilde Beratung; dann Franz von links: „Kameraden, ich stehe schon!“ – Matrosen schwanken. – Kuddel will gegen ihn, dann heftig nach rechts.

Und jetzt kommt für mich ein wirklich hinreißendes Bühnenerlebnis: Wie die einzelnen Matrosen im stummen Spiel, das heißt in der Bewegung den *langen* Weg von ganz hinten finden bis nach links (Jerko und Mate) und der riesige Haufen nach rechts, wie dieser abbröckelt, sich drückt, wegsaut, taumelt, zerfällt, das ist von einer unerhörten Sinnlichkeit und Eindrucks kraft und doch gedanklichen Klarheit. Es ist *der* Höhepunkt; und es ist gut, daß er am Schluß liegt. Es ist Tatsache, es hatten eine Masse Genossen um mich herum verdächtig geschneuzt, und auch mir kamen – zum erstenmal bei den Matrosen – die Tränen. Und dann ganz hart und stark dagegen, ganz gedanklich und ohne Gefühl der letzte Schluß des Franz. „Das ist nicht das Ende, das ist der Anfang!“ Übrigens spielen diesen Winter in *Leningrad* allein *drei Theater gleichzeitig* die „Matrosen“. Auch „Cyankali“ läuft hier wieder. – Gestern sprach ich Piscator, bin heute im Klub mit ihm zusammen. Mit Olenin, der auch grade inszeniert, war ich gestern abend im Wachtangow-Theater.

630.(!) Aufführung von Schillers „*Turandot*“, seit 1924 auf dem Spielplan . . . derart ausverkauft, daß man uns Stühle hereinstellen mußte! Morgen also „Matrosi“, dann noch „Hamlet“, „Angst“ (Stanislawski), „Rasbek“, „Iwan“ (Dowschenko film) usw.



Sonst Sitzungen, Sitzungen und Herumrennen; nachts zwei Uhr zu Hause, früh zehn Uhr weg . . .

*An Lion Feuchtwanger*

Berlin, 2. Januar 1947

Wenn Sie jetzt hierher kämen, würden Sie sich gewiß wundern, wie munter die Hakenkreuzkarpfen heute wieder im deutschen Teich herumschwimmen. Eigentlich gab es ja überhaupt keine richtigen Pgs, da jeder Nazi mindestens einen Schutzjuden hatte, den er im geheimen sogar grüßte; die andern rechtfertigten ihr Naziotentum unverblümt und erfolgreich damit, daß sie Muß-Nazis wurden, weil sie sonst „geschäftliche Nachteile“ zu erwarten hatten. Furtwängler betonte letzthin vor der Prüfungskommission unter lautem Beifall seiner hiesigen Zuhörer, daß er stolz darauf sei, *nicht* emigriert, sondern hiergeblieben zu sein und quasi seine Pflicht getan zu haben. (Thomas Mann, Toscanini und die andern Emigranten-Deserteure bekommen damit indirekt eine schlechte Zensur). Das Aufwerfen der Schuldfrage – zumal von der Bühne herab – gilt fast schon als Landesverrat; davon könnte ich Ihnen ein Liedlein singen. Ein Theaterleiter, der nach dem Erfolg meines „Mamlock“ mein neues, schärferes Stück: „Was der Mensch säet . . .“ nachspielen wollte und mich in einem Brief dessen versicherte, sagte mir jüngst: „Ja, mein Lieber, das schrieb ich damals vor sechs Monaten!“ Die hiesigen Bühnen beschäftigen sich zur Zeit mit Todesmystik, Schizophrenie und pseudoexpressionistischen Ausweichstücken. Genug davon!

Ihr neustes Opus interessiert mich gewaltig! Besonders das Thema um Beaumarchais. Ich möchte Ihnen u. a. gern meinen „Beaumarchais“ (der letzte Spielzeit am Deutschen Theater hier lief) als Buch senden; ich werde es über amerikanische Freunde versuchen. Dort ist eine Szene, wo der Abgesandte des Philadelphiaer Kongresses Mr. Arthur Lee direkt mit Beaumarchais verhandelt. Wollen Sie mir Ihr Werk nicht zukommen lassen? Möglichst im deutschen Urtext? Und besteht die Möglichkeit, daß wir es im hiesigen Aufbau-Verlag, der eben in hoher Auflage auch „Das siebte Kreuz“ herausbrachte, nachdrucken? Und wie steht es mit Ihrem Roman der Resistance? Oder ist es nur ein Szenario (mit der Michele Morgan), von dem mir Dieterle jüngst hier erzählte? . . . Was ist mit Brecht? Wir grüßen ihn alle, hören aber wenig von ihm und den andern, Eisler, Piscator. – Ernst Busch ist hier, laboriert immer noch an seinem Schädelbruch (Gestapobunker in Moabit); er hält mit dem Spielen noch zurück, macht Schallplatten und inszeniert gerade meine „Matrosen von Cattaro“ im Theater am Schiffbauerdamm, das Fritz Wisten leitet. Zudem planen wir, da die hiesigen Hoftheater bereits wieder mächtige Angst vor der eigenen Courage haben, eine neue „Volksbühne“ . . .

So, lieber Feuchtwanger, jetzt können Sie sich aber nicht mehr beklagen! Jetzt wissen Sie, was hier am Nabel der Welt – als welchen sich Berlin unbestritten wieder fühlt – alles vorgeht! Natürlich erwarten wir Sie mit Hosiana!

*An den Dietz Verlag*  
*(Genossen Schälke und Genossen Schöpflin)*

Berlin, 1. August 1947

Endlich kam ich dazu, „Die spanische Hochzeit“ von Fürnberg zu lesen, und ich freue mich, Euch meinen sehr positiven Eindruck sagen zu können: eine echte Dichtung großen Gehaltes, die uns angeht. Man muß sie unbedingt drucken, jetzt, heute, grade weil sie vom üblichen Genre des oft billigen, patriotisch sich dünkenden Versgeklingels abweicht, weil sie einen ganz eigenen starken ehrlichen Ton anschlägt . . . auch wenn er vorerst nicht jedem liegen und in manchem sogar nicht verständlich sein wird.

Dieses Inferno und Purgatorio in memoriam García Lorca ist heute wieder ein Anfang der epischen Gesänge, wie wir sie an jeder klassischen Zeitenwende finden von der Odyssee über die Aeneis, die Commedia divina, den Cid bis zum Berner Totentanz u. a. Damals allerdings war der Gegenstand der Dichtung Allgemeingut des ganzen Volkes, so daß das dichterische Epos sofort *die* nationale Dichtung werden konnte.

Heute ist das leider ganz anders!

Man muß Fürnbergs „Spanische Hochzeit“ erst „popularisieren“, das heißt die Ereignisse, die für Fürnberg und uns bekannt, ja selbstverständlich sind, wie die Partisanenkämpfe in Jugoslawien, China, Italien, Frankreich, unsern deutschen Lesern irgendwie nahebringen . . .

*An Karl Kleinschmidt*

Berlin, 23. September 1953

Mit Deinem Lutherbuch hast Du mir eine außerordentliche Freude bereitet, eine Wissensmehrung und einen Genuß. Da ich nicht zu der heute so mächtigen Sekte der Flohknacker gehöre, beglückwünsche ich Dich gern aus vollem Halse. So schmal gehalten das Büchlein ist, notgedrungen und zweckgebunden, es ist ein schönes, aufrichtiges, gerechtes und lebendig gestaltetes Buch, das nur so ein fröhlicher und kampfesfroher Seelenwart wie Du es bist, schreiben konnte. Also noch einmal: gratulor!

Schade, daß Du mich nicht besuchtest! Ich lag dieser Tage an Darmgrippe zu Bett, fraß aber trotz meiner Schlußarbeit am Münzer-Szenarium mich in Deinen Luther hinein, las ihn gleich das zweitemal unter Anfertigung von Exzerpten bis in die Nacht immer zwischen Bett und Schreibtisch . . . und

möchte jetzt nur in Kürze Dich auf einige „Schönheitsfehler“ aufmerksam machen:

1. Wie oft heute, vermisse ich auch in Deinem Luther bei den doch oft so wichtigen Zitaten die Quellenangabe. Viele unserer jungen Studenten, auch von der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, möchten gewiß solche Büchlein für ihre Diplomarbeiten usw. benutzen. Auch so alte Mamlocks lieben Quellenangabe.

2. Seite 8 gebrauchst Du die „Nichtvollendung“ der nationalen Bewegung des deutschen Volkes im negativen Sinne als ein „Steckenbleiben“ von Luthers Werk, wobei Du Dich ausdrücklich auf das vorher zitierte „Wintermärchen“ Heinrich Heines berufst. Dort aber ist „die Nichtvollendung“ des Kölner Doms gerade als „Denkmal von Deutschlands Kraft und protestantischer Sendung“ gekennzeichnet. Darüber bin ich erheblich gestolpert. Eine Zeile tiefer auf Seite 8: „Was daran Schuld und was Verhängnis war . . .“ Ich finde, gerade Deine so klare und lebendige Aufzeichnung, wie Luther aus der historisch-ökonomischen Situation Deutschlands zu einem Revolutionär wider Willen wurde, schließt den Begriff des Verhängnisses völlig aus . . .

Wichtiger scheint mir die Klärung, daß Luther bei all seinem radikalen Angriff gegen die Papstmacht („Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche“) sich niemals gegen die eigentliche (weltliche) Feudalordnung wandte, noch wenden konnte und wollte. Nach Worms trat der unvermeidlich Bruch in seinem Leben und seinem Wesen ein, da er der Knecht der Fürsten und der Vertreter der Feudalgewalt wurde. Seitdem ist „die Obrigkeit“ sein wahrer Teufel . . . Diese tragische Doppelzüngigkeit Luthers – dieser teuflische Bruch in seinem Wesen, an dem er gewiß selbst am meisten litt, und der ihm sein Alter so sehr verbitterte – müßte einmal ganz stark betont werden.

Ebenso wünschte ich mir in aller notwendigen Kürze (thesenhaft) eine Gegenüberstellung der Lehre und Ideologie Münzers und Luthers.

Das wären also alle meine Einwände an Deinem wirklich eindrucksvollen und auch künstlerisch gestalteten Buch. Ich habe selten den Luther so erlebt. Nicht einmal in der dichterischen Gestaltung von Heine im ersten Buch „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“, wo ja jene Stelle steht, die mich als Jungen schon immer begeisterte: Ruhm dem Luther! und dann jenes Bild, daß der Zwerg auf den Schultern des Riesen zwar weitersehen kann, aber daß ihm eines fehlt – das Riesenherz!

Ja, welche Figuren waren es damals! Was konnten sie alles sagen trotz Scheiterhaufen und Acht und Bann! Und wie wurden sie gehört! Wie wurde der Mut durch die Sympathie des Volkes belohnt! Und welche künstlerischen Werke entstanden in dieser Zeit! Auch geistige Menschen wurden zu Volks-

helden, gerade sie! Münzer und Luther! Ich bin gespannt, ob man meinen Münzer auf der Bühne nicht bloß historisch oder propagandistisch nimmt, sondern auch als einen Menschen, der unbeirrt und mutig zu seiner Sache steht...

*An die 8. Grundschulklasse der Goetheschule zu Kelbra/Kyffhäuser*

7. Oktober 1949

Ihr habt ja schon erstaunlich viel von mir gelesen; und das ist eigentlich das wichtigste, was ein Schriftsteller von sich zu sagen weiß; denn alles was ein richtiger Dichter schreibt, ist Fleisch von seinem Fleisch mit Haut und Knochen und kommt nicht vom „grünen Tisch“, sondern aus dem Leben. Als ich meinen „Armen Konrad“ schrieb, war ich Arzt mitten unter Arm-bauern und schlechtbezahlten Webern auf der „Rauhen Alb“ in Schwaben; die Geschichte vom Armen Konrad las ich nicht zuerst in Geschichtsbüchern wie Karl Zimmermann „Der Deutsche Bauernkrieg“ oder bei Friedrich Engels, sondern die erzählte mir der Bauer Christian Volm in Großelfingen, als ich in einer Winternacht sein krankes Kind behandelte und im Schneesturm in 800 Meter Höhe nicht mehr zurückfahren konnte; da zeigte er mir in einer alten Holztruhe eine sehr alte Gesichtsmaske aus Pappe mit einer riesigen Nase und einem Strohzipf, ferner eine gewaltige Fastnachtspritsche; wenn man deren Griff faßte und feste daran zog, so kam ein heute noch scharfes, kurzes Bauernschwert heraus; das habe ich 1923 als Bauernarzt in der Hand gehalten, diese Waffe, mit der vor über 400 Jahren die leibeigenen deutschen Bauern um ihr soziales und menschliches Recht auf Tod und Leben kämpften; darüber hab ich in jener Nacht, als mir Christian Volm aus einem alten vergilbten Pergament der Geschichte von Großelfingen zugleich den Beginn des Aufstandes des „Armen Konrad“ stückweise vorlas, den ersten Gedanken zu meinem Schauspiel gefaßt; und das „Ehrsame Narrengericht“ wurde zum Herzpunkt des Stückes.

Auch meine „Matrosen von Cattaro“ habe ich erlebt, nicht bloß weil ich selbst als Matrose zur See fuhr und als rheinischer Junge mit vierzehn Jahren meinem Vater auf einem holländischen Schiff „Het fliegende Peerd“ durchging; sondern weil ich als Stadtarzt von Remscheid während des Kapp-Putsches 1920 mit der Arbeiterschaft gegen die Baltikumer kämpfte und unsre Fehler bei aller Tapferkeit miterleben mußte... Fehler, die sich leider bei der Uneinigkeit der deutschen Arbeiterschaft immer von neuem wiederholten. Und doch lief dieses Stück ebenso wie „Professor Mamlock“ um die Erde. Als es in New York 1935 gespielt wurde, da begrüßte mich ein wirklicher Matrose des ehemaligen Kanonenbootes Szepel mit den Worten von Franz Rasch: „Comrade Wolf, the next time better!“ – „Kamerad Wolf, das nächste Mal besser!“



Seht, *Ihr* müßt es besser machen als wir alten Knaben es bisher vermochten! Dafür schrieben wir und lebten wir; und wir wissen, *daß* es Euch gelingen wird! Ich selbst habe zwei Buben, die in dieser Zeit an der richtigen Front standen und für Euer besseres Leben mitstritten; und der älteste hat bereits wieder ein dreijähriges Söhnchen, das, wenn es groß wird, schon wieder um einen Schritt weiter sein wird als sein Vater.

Wißt Ihr eigentlich, Ihr Jungens, in welch großartiger lebendiger und hoffnungsvoller Zeit Ihr lebt? Wie es heute mit Riesenschritten einer neuen sinnvollen Welt entgegengeht, von der wir Alten damals nur träumen konnten. (Allerdings träumten wir richtig, wie Lenin es einmal andeutete in seinem wunderbaren Aufsatz: „Ist es erlaubt zu träumen?“)

Und nun, da Ihr Eure Schule Goetheschule nennt, möchte ich Euch an ein Verschen unsres größten Dichters erinnern, das er seinem Enkelkind, dem Walterchen, ins Stammbuch schrieb, als Jean Paul (Richter), der Romantiker, der den „Siebenkäs“, „Quintus Fixlein“ und manche netten Erziehungsromane verfaßt hatte, vorher in jenes Stammbuch dem Walterchen die Widmung hineingesetzt hatte: „Der Mensch hat zwei, drei Minuten zum Leben: eine zu seufzen, eine zu lächeln und eine zu lieben; und in dieser stirbt er.“ Dem alten Großpapa Goethe gefiel dieses etwas trübselige Geschreibe gar nicht; und so setzte er energisch und tatenfreudig sein Stammbuchverslein darunter:

*„Ihrer 60 hat die Stunde,  
Über 1000 hat der Tag,  
Söhnlein merke Dir die Kunde,  
Was man alles leisten mag!“*

Auch Ihr in Eurer Goetheschule könnt Euch dies merken! Ein reiches, tatenfrohes Leben liegt vor Euch! Ich wünsche Euch von Herzen Glück dazu, Ihr Jungs und Mädels! Und macht es besser als wir!

Mit herzlichsten Grüßen und einem kräftigen Händedruck

*Euer Friedrich Wolf*

Ich lege Euch noch eine kleine Hundegeschichte „Kiki“ bei, die ich im KZ Vernet in den Pyrenäen selbst erlebte und die von den Schülern einer Berliner Schule freiwillig und ohne daß ich zuerst davon wußte, illustriert wurde.

*An Walter Felsenstein*

Lehnitz, 2. Januar 1952

Ich hatte öfters an Sie gedacht, da mir ein wirklich interessanter und amüsanter Stoff für eine moderne musikalische Komödie vorschwebt, eine satirische Sache aus „Tausendundeine Nacht“, die ewig jung bleibt. Meiner Meinung nach ein Fall für Sie, wenn man hierfür einen Komponisten voll Verve, Pfeffer und echtem Sentiment fände...



An Else Wolf

Dresden, „Astoria“, 16. September 1952

Begeistert und abgekämpft zugleich komme ich aus dem Trafo-Werk. Das ist eine große Sache. Und welcher Reichtum an Menschen! Gleich früh sprach ich mit dem Parteiaktiv, der BGL, dem Kulturdirektor und mit dem Initiator der Neuererbewegung (Erfinder und Rationalisatoren) Rubbel. Dann auch mit dem Direktor Eitner, dem alten Werkmeister, ein großartiger Brummbar und Grobian, der alles aus dem Nichts wieder auf die Beine gestellt hat. Nach einigem Hin und Her merkte er, daß ich's ernst meinte, zumal als er meinen Wochenplan sah, den ich morgens mit dem Aktiv aufgearbeitet hatte; er versprach mir sogar, morgen abend mit noch zwei Ingenieuren ins Hotel zu kommen, um ein paar Stunden richtig mit mir zu sprechen. Das alles sieht nicht schlecht aus. Bloß, jetzt schwankt Dein armer Odysseus zwischen Skylla und Charybdis, die aber durchaus keine verführerischen Sirenen sind, vielmehr: Thomas Münzer – Trafowerk. Denn beide werden den ganzen Mann fressen wollen. Was tun? Ich beginne hier schon einzelne Szenen des Thomas Münzer mir vorzunehmen; aber wenn ich erst in die Trafo-Sache richtig einsteige, dann muß ich mindestens zwei Monate mich mit der reinen Beschaffung der Biographien, der Betriebschronik und der speziellen Probleme befassen, um dann in Lehnitz oder in einem Kloster das Ganze zu bearbeiten, und wär's vorerst auch bloß eine größere Novelle. An den Th. M. käme ich dann erst Anfang 53. Eine andere Lösung sehe ich nicht. Denn die Annahme, es gäbe dort bei Trafo kein brauchbares Material, scheint mir hinfällig. Wenn ich bloß zwanzig Jahre jünger wäre! Dann zöge ich einen blauen Overall an und arbeitete irgendwie ein Jahr hier an Ort und Stelle. Immerhin werde ich morgen früh die Röntgenabteilung besichtigen und mit Matuschek und den jungen Elektromonteurern sprechen, nachmittags mit dem Leiter des Wettbewerbsplans und mit Rudi Rubbel, Donnerstag wieder Trafo und Lehrwerkstätten, hier die jungen Lehrlinge, abends Ingenieure. Freitag Betriebsversammlung und Röntgenwerk. Samstag Gespräch mit der alten Garde. Montag früh – *Öffentliche Betriebsüberprüfung*. Dazwischen ein bis zwei abendliche Gespräche mit den Betriebsleitern und alten Stammarbeitern.

Und wo bleibt das persönliche Leben? Es ist zur Zeit auf eine schmale Linie zurückgedrängt. Aber wichtig ist *doch* das Leben überhaupt, das neue wirklich neue Leben. Wenn man es bloß gestalten könnte!...

An Wilhelm Pieck

Lehnitz, 17. Februar 1953

Lieber Genosse Wilhelm Pieck! Gestatte, daß ich Dir anliegend zwei meiner letzten Arbeiten sende! Der Roman „Menetekel“ entstand während

meiner Zeit als Botschafter in Polen. Er erscheint jetzt auch in der Zeitschrift des sowjetischen Schriftstellerverbandes „Snamja“, Moskau, als ein deutscher Beitrag in unserm Friedenskampf. Von den Erzählungen und Kurzgeschichten werden Dich vielleicht die „Sieben Kämpfer vor Moskau“ interessieren, die während der Winterschlacht 1941/42 entstanden, und die Kurzszenen, die ich am Westflügel von Stalingrad im Winter 1942/43 schrieb und über die Front sprach. Elli werden mehr die ersten Erzählungen aus Frankreich 1939 bis 1941 zusagen.

Soeben habe ich mein neues Drama „Thomas Münzer“ beendet, das vom Deutschen Theater für nächste Spielzeit angenommen wurde. Jetzt bin ich über dem Filmszenario „Thomas Münzer“. Im Sommer möchte ich mit einer größeren epischen Arbeit über unsre jungen Rationalisatoren und Erfinder im Transformatorenwerk Dresden, wo ich bereits vier Wochen arbeitete, beginnen.

Vielleicht weißt Du auch, daß man mich mit dem Buch zu dem Karl-Marx-Film beauftragt hat. Das braucht natürlich gute Vorbereitung und Zeit. Ich hoffe, daß mir die Partei und unsre Institute hierbei helfen.

Sowie mein „Thomas Münzer“ gemeinsam mit „Der arme Konrad“ gedruckt ist, werde ich Dir auch diese dramatische Übersicht über den deutschen Bauernkrieg zusenden.

Das ist ein kleiner Rapport eines Genossen Schriftstellers, der Dich als Freund schätzt und liebt.

Mit herzlichem Gruß!

Dein *Friedrich Wolf*

## PROBLEME DES REALISMUS IN UNSERER LITERATUR

*Die Parteigruppe der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Deutschen Schriftstellerverband führte vom 6. bis 8. Juni 1958 eine Theoretische Konferenz durch. Die Referate hielten Johanna Rudolph („Probleme des Realismus in unserer Literatur“) und Max Zimmering („Die Entwicklung unserer Literatur seit 1945“). Wir werden noch ausführlich über die Tagung berichten. Zunächst machen wir unsere Leser mit dem Begrüßungsschreiben Johannes R. Bechers und mit Auszügen aus dem ersten Teil des Referats von Johanna Rudolph bekannt.*

Liebe Genossen, liebe Freunde!

Krankheitshalber verhindert, an Eurer Theoretischen Konferenz teilzunehmen, möchte ich es aber nicht unterlassen, diese Tagung recht herzlich zu begrüßen und Euch alles Gute zu ihrem Gelingen zu wünschen.

Es ist eine Lebensfrage für unsere Literatur, das theoretische Interesse zu wecken. Keine große Literatur hat je auf ein solch waches theoretisches Interesse verzichtet, ja es war ein immanenter Bestandteil ihrer selbst, denn der Mangel an theoretischem Interesse gefährdet nicht nur das Werk jedes einzelnen Schriftstellers, der „auf sich selbst gestellt!“ immer uninteressant und problemlos einem öden Praktizismus und einer oft grotesken Spintisiererei verfällt. Auch die Literatur selbst, der die Theorie mangelt und die dem Selbstlauf überlassen wird, sieht sich alsbald nicht mehr imstande, ihre entscheidenden nationalen Funktionen zu erfüllen und tritt als gesellschaftliche Macht ab. Dem Mangel an Theorie auch ist es zuzuschreiben, wenn die Literatur als Ganzes zerfällt, die Genres sich gegenseitig verfremden und insbesondere, wenn die Dichtung nur eine untergeordnete Rolle spielt, denn gerade sie, die Dichtung, ist auf Theorie und Philosophie besonders angewiesen. Keine große Literatur, die nicht theoretisch auf der Höhe gewesen wäre, keine große Literatur, die sich nicht sich selber gegenüber literarisch verhalten hätte, das heißt, indem sie über sich selber nachgedacht und ihre Gestalt zu erfassen versucht hätte; wie erst wäre es möglich, eine sozialistische Literatur zu schaffen – ohne Bewußtheit, ohne theoretischen, ohne philosophischen Sinn?

In unserem eigensten Interesse müssen wir Dichter uns also anstrengen, der Theorie und der Philosophie wieder den Platz einzuräumen, der ihnen in der Entwicklung der Literatur gebührt.

Ich wünsche uns allen, daß die Theoretische Konferenz in diesem Sinne einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung unserer sozialistischen Literatur leistet. Es wird häufig davon gesprochen, daß uns eine schöpferische Atmosphäre fehlt, aber besteht eine schöpferische Atmosphäre nicht gerade in geistigen Auseinandersetzungen von hohem Niveau, an der nicht nur Schriftsteller und Literaturhistoriker, sondern eine möglichst breite Schicht von Menschen teilnimmt, die sich für literarische Probleme interessieren?

Also nochmals: Möge der Konferenz ein guter Erfolg beschieden sein.

*Johannes R. Becher*

*Johanna Rudolph*

## Vom Werden der sozialistischen deutschen Nationalliteratur

Dem Was und dem Wie unseres Themas liegen in erster Instanz jene Lehren und Erfahrungen zugrunde, die das Leben der Arbeiter und Bauern in unserer Republik, das Leben der Partei in eine so mächtige Bewegung versetzt und in einen so stürmischen Aufschwung hineingerissen haben. Man kann es datenmäßig verfolgen: beginnend mit dem 30. Plenum, über die Kulturkonferenz, die weiteren Plenartagungen bis zum 35. Plenum – hinstuernd auf den V. Parteitag unserer Partei.

Es sind nüchterne Daten; sie drücken aber den großen Prozeß der Veränderung aus, in dem wir uns befinden, den Stand und die Weiterführung vor allem auch unserer Kulturrevolution. Die Literaturbewegung setzt sich durch – und zwar auf die verschiedenste Weise. Neu ist beispielsweise, daß sie beginnt, die Versammlungstätigkeit zu beleben, sie locker und interessant zu machen. Nicht als sogenannte „kulturelle Umrahmung“, auch nicht als *einfache* Wiederaufnahme des Agitprop, sondern als Bestandteil der Diskussion.

So erlebte ich kürzlich, daß bei einer Tagung der Ständigen Kommissionen für Kultur im Kreis Merseburg Baiers „Feststellung“ gespielt wurde, und zwar als ein Beitrag zur Durchsetzung des neuen Arbeitsstils bei unseren Volksvertretungen und in den örtlichen Organen unseres Staates. Was in den Referaten politisch dargelegt wurde, erfuhr so eine – nicht minder politische – aber emotionale Vertiefung. Die Veränderung des Arbeitsstils in unserem ganzen öffentlichen Leben, weit entfernt davon, eine bloß organisatorische Angelegenheit zu sein, zieht folgerichtig die Forderung nach dem neuen Arbeitsstil aller derjenigen nach sich, die es mit der Literaturbewegung zu

tun haben. Die Wechselbeziehung zwischen Leser und Autor erhält neue Impulse. Es ist vieles Neue in Gang gekommen.

In der Diskussion mit Angehörigen der Intelligenz und Werktätigen in Halle sprach der Erste Sekretär des Zentralkomitees der SED, Genosse Walter Ulbricht, von der schöpferischen Unruhe, die alle erfaßt hat, die es mit der sozialistischen Kulturrevolution sehr ernst meinen. Er sagte den Anwesenden: Beunruhigen Sie sich nicht darüber, daß es bei uns unruhig zugeht. Das ist bei unserem Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus „absolut unerläßlich und gesetzmäßig“. Es ist in einer Zeit, wo auf allen Gebieten des Lebens ein ständiger Kampf des Neuen mit dem Alten vorgeht, das Normale. Nicht jene Unruhe ist damit gemeint, wie sie hervorgerufen wird durch gewisse bürokratische Hemmnisse oder sektiererische Dummheiten, die noch vorkommen. Solche Hemmnisse lassen sich verhältnismäßig einfach beseitigen, da ja die Hauptlinie klar ist. „Bei unserer Diskussion geht es um größere Fragen.“

Mir scheint, dieses Unterscheiden zwischen noch vorhandenen Hindernissen und echten Widersprüchen, dieser Hinweis auf die richtigen Proportionen bei der Betrachtung der Widersprüche in unserem Leben ist zugleich schon eine komplette Anleitung zum Handeln für den Schriftsteller unserer Zeit, es hat seine praktische *und* seine literaturtheoretische Seite. Es weist auf die Verantwortung des Schriftstellers innerhalb der Gesellschaft hin, es ist eine Aussage über die Art und Weise, wie der gesellschaftliche Auftrag des Schriftstellers beim Aufbau des Sozialismus aufzufassen ist.

Diese Erklärung der schöpferischen Unruhe als für unsere Zeit absolut unerläßlich und gesetzmäßig konstatiert jenen dialektischen Tatbestand, den Kuba in einem Vers zusammenfaßte – vertont von Hanns Eisler:

*Wer die Macht hat, hat die Sorgen,  
die Sorgen und die Macht.*

Des weiteren ist an dieser Unruhe wichtig, daß sie den beruhigenden Ausgangspunkt bildet für unsere Perspektive – im Leben wie in der Literatur. Es geschieht nicht zum erstenmal, daß sich die Literatur mit dem Verhältnis von Ruhe und Unruhe beschäftigt. Es sei mir erlaubt, folgendes zu zitieren:

*In der Börse gepreßtem Getümmel  
find ich meinen ergetzlichen Himmel  
In der Unruh meine Ruh.*

*Aus dem Knarren der Lasten und Fuder  
Aus dem Rasseln der Räder und Ruder  
Schallt mir lauter Anmuth zu!*



Nein, das ist nicht ironisch gemeint, das ist nicht von Heine oder Georg Weerth. Es steht in einem Gedicht aus dem Jahre 1724, geschrieben zur Hundertjahrfeier einer „lößlichen Admiralität der Republik Hamburg“ und man pflegt so etwas – fälschlicherweise übrigens – als Barocklyrik zu bezeichnen. Geboren aus dem Klassenbewußtsein des aufsteigenden Bürgertums, unverhüllt und naiv dialektisch ist es ein Beispiel des Verhältnisses von Ökonomie und Literatur, getragen von einer Weltanschauung, die sich unmittelbar aus den Interessen des Handelskapitals ableitet, und die auch ihre *ästhetischen* Begriffe – ergetzlicher Himmel – lauter Anmuth – aus diesen ihren Interessen unmittelbar hernimmt. Hätten Marx und Engels das Gedicht gekannt, so würden sie in ihrem Briefwechsel sicherlich auch zu diesem Fall äußern: „Was würde old Hegel dazu sagen?“ Denn es ist ein Beweis nicht für die idealistische, sondern für die materialistische Dialektik. Damals, 1724, nahezu ein Vierteljahrhundert, bevor Lessing nach Hamburg kam, war die Unruhe der Börse die Ruhe der Bourgeoisie. Die Börse erfuhr daher keine Kritik, wie später bei Balzac, sondern hymnische Zustimmung. Diese Ruhe durch Unruhe schien der Bourgeoisie verknüpft mit ihrer Perspektive. Heute hat die Bourgeoisie eine andere Unruhe erfaßt, die der Weltkrise, die ihr keine Ruhe mehr läßt, keine Perspektive bietet. Aber *diese* Unruhe wiederum ist *unsere* Ruhe, die Gewißheit *unserer* Perspektive vom Sieg des Sozialismus und Kommunismus, was sich beispielsweise darin äußert, daß der friedliche Wettstreit der Sowjetunion auf wirtschaftlichem Gebiet ihre *beste* Waffe ist, und darin, daß die Imperialisten nichts so sehr als gerade diese Waffe fürchten.

Welche Bewußtseinsveränderungen von dieser unserer historischen Situation ausgehen, das braucht hier im einzelnen nicht erklärt zu werden. Der Glaube an den ewigen Bestand des Kapitalismus schwindet immer mehr dahin. Da die Bildung des sozialistischen Bewußtseins aber nicht als spontaner Prozeß verläuft, sind die Aufgaben der Literatur als bewußtseinsverändernder Faktor noch nie so groß gewesen wie in dieser Übergangszeit vom Kapitalismus zum Sozialismus.

Welche Möglichkeiten sind uns aber auch gegeben! Enthält nicht beispielsweise die Diskussionsrede der Assistentin für Kunstgeschichte Ingrid Schulze in Halle Stoff und Fabel für einen ganzen Roman?: Die von ihr berichteten Tatsachen, das Porträt des Professor Aland, der die Entscheidung „schwarz oder rot“ von ihr fordert und erwartet, sie werde sich für schwarz entscheiden, weil er in seine Berechnungen *einen* Faktor nicht einkalkuliert hat: die Kraft der Partei der Arbeiterklasse. Zum Greifen deutlich wird hier der ideologische Kampf der zwei Welten, der historisch zu Ende gehenden bürgerlichen und der unbesiegbaren neuen, sozialistischen, die alles Gesunde und Gute aus der Vergangenheit mit zu sich herübernimmt. Und weiter: Welch

moralischer und geistiger Entwicklungsprozeß bei dieser jungen Frau. Was alles ist in ihr vorgegangen, bevor sie sich von den alten Gedankengängen löste, bevor sie sich zu sprechen und zu handeln entschloß – sicherlich in manchem noch nicht völlig bewußt. Welche Konflikte traten damit zutage? Welche Widersprüche taten sich auf zwischen ihr und den Alanden? Und welche Widersprüche lösten sich damit für Ingrid Schulze in bezug auf ihr Verhältnis zum Arbeiter-und-Bauern-Staat, da sie empfand und erfaßte, daß sie nicht allein war, daß sie keinen Einzelkampf führte?!

Woran scheiterte Herr Aland? Einfach gesagt, an unseren gesellschaftlichen Tatsachen. Man kann heute in der Deutschen Demokratischen Republik, in einem Land, das den Sozialismus aufbaut, einem jungen Mädchen nicht mehr sagen: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“ Diese Zeiten sind vorbei. Das Leben, in dem Ingrid Schulze steht, ist so stark, daß es trotz aller schwarzen Isolierungsversuche für sie nicht zur Tragödie zu kommen brauchte, sondern daß es für sie zur Befreiung kam. Geschlagen wurde ein Versuch der Restaurierung des Mittelalters, und man kann in *diesem* Fall wohl mit Berechtigung sagen: Verflogen ist der Spiritus!

Mit außerordentlicher Anschaulichkeit zeigt sich hier das Typische unserer Entwicklung, und es braucht wenig Phantasie, dies alles bildhaft vor sich zu sehen, denn unzählige Facetten unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit – einschließlich des Verhältnisses der zwei deutschen Staaten mit unterschiedlicher gesellschaftlicher Grundlage – treten daran hervor. Es ist aber gerade deshalb ein Beispiel, an dem sich die Phantasie entzündet; es fordert zum Schreiben heraus, „frisch aus der Zeitung“, wie Franz Mehring es in bezug auf „Kabale und Liebe“ nennt, auf den Soldatenhandel, den Friedrich Schiller zum politischen Drama seiner Epoche machte – und gerade dieses Drama ist am meisten realistisch und am wenigsten „Sprachröhre des Zeitgeistes“.

Man könnte, was den „Fall“ Ingrid Schulze betrifft, mit Gerhart Hauptmann sagen: „Erfinden Sie das mal, lieber Spitta!“ Aber daß es diesen „Fall“ gibt, sogar in so zugespitzter und zugleich so umfassender Art, ist eben kein Zufall. Und es ist wohl nicht zu befürchten, daß wir jetzt eine Hochflut von Ingrid-Schulze-Romanen, -Schauspielen, -Filmszenarien, -Hörspielen und -Balladen bekommen, da es so viele andere „Fälle“ gibt, denken wir nur an Bauer Scheibe. Es handelt sich ja um das Hinsehen, um das Entdecken des literarischen Gegenstandes und darum, was damit geschieht. Alexander Abusch bemerkt einmal, daß die Menschen in vielen unserer Bücher keine Vergangenheit haben, daß ihre Entscheidungen auf nicht genügend begründete Ursachen schließen lassen – womit nicht gemeint ist, daß jedes Thema als mehrbändiger Entwicklungsroman angelegt sein müßte. Beides, das Auffinden und das Gestalten hängt von der Lebensverbundenheit des Autors ab, die nicht identisch ist mit bloß empirischer Einzelerfahrung.

Goethe sagt schon, daß die Wirklichkeit immer interessanter ist als die Literatur. Niemand wird aus diesem Ausspruch eine Legitimierung des Naturalismus herleiten. Hier liegt vielmehr ein Zentralproblem des Realismus überhaupt. Das Verhältnis von Finden und Erfinden des literarischen Gegenstandes spielt eine große Rolle. Die Auswahl, das Verdichten, das Weglassen, die Wahl der Gattung sind nicht nur Formprobleme, sondern eng verbunden mit der Ideologie. Wie hier entschieden wird – auch das hängt mit der Höhe des gesellschaftlichen Bewußtseins beim Autor zusammen. Was zu wählen ist möglich? Was zu wählen ist notwendig? Bei der Beantwortung dieser Frage dokumentieren sich auch die historisch-qualitativen Unterschiede vom sozialistischen Realismus, ja auch des Unterschiedes zwischen dem klassischen bürgerlichen und dem kritischen Realismus . . . Indessen ist zu sagen, daß der sozialistische Realismus die höchste schöpferische Methode in der Literatur und Kunst unserer Epoche ist.

Wie auch immer die Kontinuität des Realismus in der Literatur verläuft – nicht gradlinig, sondern widersprüchlich –, erst der sozialistische Realismus ist imstande, das Blickfeld so auszuweiten, daß die ganze gesellschaftliche Realität in ihren widerspruchsvollen Zusammenhängen und ihrem Bewegungsprozeß wahrheitsgetreu erfaßt werden kann.

Das Auftauchen der Gestalt des Arbeiters in der Literatur ist keine bloße Erweiterung des Milieus, des literarischen Schauplatzes, es ist entscheidend als Erweiterung des ganzen historischen Blickfeldes. Die Darstellung der Gestalt des Arbeiters in der Literatur vom leidenden zum kämpfenden Arbeiter, von der Randfigur zur Zentralfigur, vom Objekt zum Maßstab allen Geschehens und vor allem von seiner revolutionären Veränderung aus einem Unterdrückten zum Herrschenden ist von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung einer sozialistischen Nationalliteratur.

Sehr charakteristisch, wie ein Realist wie Fontane, dem das Streben nach Harmonie durchaus innewohnt, seine Kritik an der Adelsgesellschaft mit dem Hinweis auf die Arbeiter als positives Beispiel abrunden möchte, wie er die Grenzen seiner eigenen literarischen Möglichkeiten auszuweiten sucht, wie weit ihm dies von seiner Klassenposition aus gelingt und wo ihm objektiv bestimmte Erkenntnisse und Darstellungsmöglichkeiten verschlossen sind.

Als Beispiel führen wir seinen Roman „Irrungen Wirrungen“ an, dessen Heldin, Lene Nimpsch, ein Mädchen aus dem Volk ist. Ihr Selbstbewußtsein und ihre sittliche Kraft resultieren daraus, daß sie sich ihr Leben als Näherin und Plätterin selbst erarbeitet. Hier gelingt ihm ein großer künstlerischer Wurf. Aber in dem Augenblick, wo er als notwendige Ergänzung das Industrieproletariat gestalten, es als unerläßlich zum Gewinnen der Harmonie in den Roman mit „hineinnehmen“ will, bleibt es bei einer kurzen Episode. Er

läßt den Baron und preußischen Offizier Botho von Rienäcker angesichts „eines Walzwerks oder einer Maschinenwerkstatt“ reflektieren:

„Es war Mittag, und ein Teil der Arbeiter saß draußen im Schatten, um die Mahlzeit einzunehmen. Die Frauen, die das Essen gebracht hatten, standen plaudernd daneben, einige mit einem Säugling auf dem Arm, und lachten sich untereinander an, wenn ein schelmisches oder anzügliches Wort gesprochen wurde. Rienäcker, der sich den Sinn für das Natürliche mit nur zu gutem Recht zugeschrieben, war entzückt von dem Bilde, das sich ihm bot, und mit einem Anfluge von Neid sah er auf die Gruppe glücklicher Menschen. „Arbeit und täglich Brot und Ordnung . . .“ Welcher Art diese Ordnung ist, und welches Glück vor den Toren von Siemens oder Borsig in den achtziger Jahren sichtbar sein kann, verlautet nicht. Spürt Fontane auch etwas von der Kraft und dem Ethos, die dem Proletariat innewohnen – und das ist sehr viel –, so sind dem bürgerlichen Realisten bei der Gestaltung doch seine Grenzen gesetzt.

Andererseits sehen wir, wie bei dem kritischen Realisten Thomas Mann die Selbstdesillusionierung und die literarische Desillusionierung der bürgerlichen Welt von Verzweiflung und Skeptizismus überschattet wird. Fontane kann, wenn auch nicht die Arbeiterklasse, so doch die volkstümliche Figur der Lene Nimpf noch harmonisch *gestalten*, ohne die Gesetze der Wahrheitstreue zu verletzen. Für Thomas Mann ist der volkstümliche Mensch nicht mehr und noch nicht wieder gestaltbar. Voller Wehmut gedenkt er Schillers Tell als des Helden einer „klassischen Popularität“, und in weiter Ferne scheint ihm jenes Ziel einer Kunst zu liegen, die mit der Menschheit auf du und du steht, und die doch schon existiert.

Und wenn Heinrich Mann die Zerstörtheit der Bürgerwelt mit der Methode des kritischen Realismus abhandelt, so endet er bei *seinem* Streben nach Harmonie, in seinem Altersroman „Henri Quatre“, bei der Gestaltung demokratischer bürgerlich-humanistischer Züge. Auch das ist unverlierbar, zudem ist es ein großer dichterischer Beitrag zum antifaschistischen Kampf. Wir haben jedoch – ich zitiere hier aus Alexander Abuschs Referat auf der Kulturkonferenz – „niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß auch innerhalb der antifaschistischen Literatur immer die Differenzierung zwischen sozialistischen und bürgerlichen Antifaschisten, zwischen sozialistischen und kritischen Realisten besteht“.

Das zeigte sich bereits in der Expressionismusdebatte 1937/38, die im „Wort“, der in Moskau erscheinenden, von Bredel, Brecht und Feuchtwanger geleiteten Monatsschrift, geführt wurde. Auch in dieser Debatte traten weltanschauliche Grundfragen der Klassenbeziehung und ihre Widerspiegelung in der Literatur in den Vordergrund. Mit einer Auseinandersetzung über Fragen der Form und des Stils, über die Meisterung des Wortes war, wie sich



im Verlauf der Diskussion herausstellte, dem Problem nicht beizukommen. Der tiefere Grund der Auseinandersetzungen lag im „Woher?“ und „Wohin?“ für die deutsche Literatur um die Jahrhundertwende und die ersten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts. Verfolgen wir heute noch einmal diese Debatte, so erkennen wir unschwer, wie einleuchtend ist, was Alfred Kurella, damals unter dem Pseudonym Erich Ziegler, von den „Reitern über den Bodensee“ schrieb, jenen Schriftstellern, denen es gelungen war, den Glauben zu überwinden, daß die Zersetzung der Zersetzung an sich schon das Positive sei, die die expressionistische Haltung aufgaben und den Weg zur Arbeiterklasse, zum Maximus-Leninismus fanden.

Doch die Debatte erwies, daß der Expressionismus, wenn auch längst als Stil überwunden, nicht ein „bonmot von vorgestern“ geworden war, wie das einige Schriftsteller glaubten. Teilweise hielt man ihn, weil er sich antinaturalistisch gab und weil er sich als Protest bekundete, für den Ausgangspunkt des neuen, „des klaren, sozial bestimmten Realismus“.

Ernst Bloch vertrat damals die Ansicht, das Erbe des Expressionismus sei noch nicht zu Ende, der Expressionismus habe den Surrealismus antizipiert, was durchaus zutraf. Seine Schlußfolgerung war nun nicht die, daß er den Surrealismus als Restaurierung der Dekadenz erkannte, vielmehr gab er beidem – dem Expressionismus wie dem Surrealismus – die Zustimmung, ja, er sprach ihnen antifaschistische Qualitäten zu, weil die Nazis dagegen waren. Aber diese und ähnliche Argumente, die nur Erscheinungen, nicht das Wesen der Sache trafen, veranlaßten damals und veranlassen heute noch Literaturhistoriker, da Aufstieg zu sehen, wo es sich um Niedergang handelt.

Der Expressionismus mußte kritisch überwunden werden. So mancher Schriftsteller, der am anderen Ufer, bei der revolutionären Arbeiterbewegung, angekommen war, hatte auch Erscheinungen des Proletkult zu überwinden. Es handelte sich jetzt um das Wiederhinfinden zu den unzerstörbaren echten Werken der Literatur, um die Hinwendung zum Realismus. Dieser Prozeß verlief nicht nur theoretisch und intellektuell. Er vollzog sich in vielen Fällen als Praxis der Parteiarbeit. Dieser Weg führte Johannes R. Becher und andere Schriftsteller, die sich zur Partei der Arbeiterklasse bekannt hatten, in die Redaktionen der kommunistischen Presse.

Hier trafen sie zusammen mit den aus der Arbeiterklasse stammenden Schriftstellern, die, wie Willi Bredel, Hans Marchwitza, Otto Gotsche und andere, aus der Arbeiterkorrespondentenbewegung hervorgegangen waren und sich zu Schriftstellern entwickelten. *Hier fand eine entscheidende Vereinigung statt, die den Strom der sozialistischen Literatur speiste.* Für sie alle wurden die Redaktionen zu Universitäten, weil sie auf *allen* Gebieten in die politische Arbeit einbezogen wurden. Das Prinzip der Leninschen Parteilichkeit in der Literatur setzte sich hier für viele unserer Schriftsteller zum ersten-



mal bewußt in die Praxis um. Der organisierende Faktor war für den ideologischen Faktor von außerordentlicher Bedeutung. Die Redaktionen der kommunistischen Tageszeitungen und Massenzeitschriften wurden Sammelbecken und Ausbildungszentren für die marxistischen proletarisch-revolutionären Schriftsteller. Die literarische Arbeit, gleich welcher Gattung, also nicht nur die Tagespublizistik, war ein Teil der politischen Massenarbeit, das stand gar nicht in Frage, sie war Teil einer politischen Arbeit mit künstlerischen Mitteln, der sehr, sehr weite Kreise zog und eben deshalb eine ununterbrochene theoretische Selbstverständigung erforderte, wie auch eine richtige Bündnispolitik.

Vielleicht wird uns erst heute *völlig* klar, weshalb Lenin 1905 in seinem Aufsatz „Parteiorganisation und Parteiliteratur“ die Aufgaben der proletarischen Presse zum Ausgangspunkt nahm für seine verallgemeinernden Darlegungen über die Literatur. Denn die Presse und die zu ihr gehörenden Verlage, das war *die materielle Basis* der sozialistischen Literatur, der sozialistischen Schriftsteller. Nicht im Sinne gewaltiger Honorare, das soll ausdrücklich bemerkt werden, denn viel Geld gab es nicht. Diese Einrichtungen hatten sich im Kampfe gegen eine ganze bürgerliche Welt zu behaupten. Aber die mit der Redaktionsarbeit verbundene literarische Tätigkeit gab den Schriftstellern festen Boden unter den Füßen und löste so manchen aus einem halb-bohemhaften Zustand, in dem er sich befand, aus einer im Grunde unproduktiven Sphäre literarischer Selbstbespiegelung. Die Literatur wandte das Gesicht dem lesenden und kämpfenden Arbeiter zu und wurde selber Teil seines Kampfes.

Damit wurde aber auch die große Tradition von Anbeginn der Arbeiterbewegung weitergeführt, wie Marx sie begonnen hatte in der „Neuen Rheinischen Zeitung“, wie Marx und Engels sie in der Freundschaft mit Heine und Weerth bekundeten, Engels dann später vor allem mit Mehring. Literatur, Literaturtheorie und Literaturkritik nahmen stets einen ungeheuer breiten Raum in der marxistischen Publizistik ein. Braucht man hier ausführlich von Franz Mehring zu sprechen? Seine Wirkung auf eine ganze Generation ist bekannt. Aber was beispielsweise an Literaturproblemen in der „Gleichheit“, einem Organ für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen, abgehandelt wurde, was Clara Zetkin im Rahmen ihrer revolutionären Publizistik auch an literaturtheoretischen und -kritischen Arbeiten dort veröffentlichte, ist staunenswert. Gewiß, sie lehnte sich in ihren Urteilen über Kunstwerke in vieler Beziehung an Mehrings Urteil an – und es handelt sich hier nicht darum, über das eine oder andere Urteil im einzelnen zu sprechen –, doch in einer Beziehung ging sie noch über Mehring hinaus: ihre grundsätzlichen Darstellungen über Literatur sind von dem Bestreben nach höchstmöglicher Allgemeinverständlichkeit diktiert.

Es trifft zu, daß etwa um die Mitte der zwanziger Jahre, als sich die KPD zur marxistisch-leninistischen Massenpartei entwickelte, ein bedeutender Aufschwung der sozialistischen Literatur zu verzeichnen ist, daß sie an Breite, Tiefe und Gestaltungskraft gewinnt. Aber ihre Anfänge fallen zusammen mit dem Beginn der Arbeiterbewegung, mit dem Entstehen des wissenschaftlichen Sozialismus. Es ist daher unrichtig, die sozialistische Literatur einfach als Arbeiterliteratur zu bezeichnen, wie das noch hin und wieder geschieht. Dieser enge Begriff reduziert die sozialistische Literatur im Grunde auf ein Arme-Leute-Milieu und auf die soziale Herkunft eines Schriftstellers und weist ihr einen nichtoffiziellen Platz in der Geschichte der Literatur an. Die Kennzeichnung „Arbeiterliteratur“ entspringt der reformistischen Ideologie und endet bei Verseschmieden wie Heinrich Lersch und Karl Bröger, die ins Lager des Chauvinismus übergingen, wo dann für den Hohenzollernschen Wilhelminismus „Deutschlands ärmster Sohn auch der Treueste“ war.

Es hat also seine Gefahren, wenn bei einer Analyse über das Entstehen der sozialistischen Literatur die nicht aus der Arbeiterklasse stammenden Schriftsteller ohne nähere Begründung „ausgeklammert“ werden. Entscheidend ist die Vereinigung durch die Parteilichkeit des Marxismus-Leninismus. Dies vorausgesetzt, muß allerdings die bisher so überaus stark vernachlässigte literaturwissenschaftliche Untersuchung der aus der Arbeiterklasse hervorgegangenen Schriftsteller, ihrer Arbeiten und ihrer Entwicklung als eine Aufgabe von äußerster Dringlichkeit betrachtet werden.

Die Forderung nach einem Abriss gerade dieser Epoche der sozialistischen Literatur wird immer stärker erhoben. Wird sie, wenn auch zunächst noch provisorisch, nur einigermaßen rasch erfüllt, was bei gemeinsamer Arbeit von Schriftstellern, Wissenschaftlern und Publizisten möglich ist, so würde ein riesiges Arsenal erschlossen, von dem wir uns sicherlich bis heute keine rechte Vorstellung machen können. Namen, die völlig in Vergessenheit gerieten, wie der des überaus begabten Rudolf Braune, der mit dem unvergeßlichen Dichter und Schauspieler Heinrich Greif eine revolutionäre Schülerzeitschrift herausgegeben hatte und dann ebenfalls durch die Schule der revolutionären Arbeiterpresse ging, werden erst jetzt wieder neu entdeckt.

Ein Vergleich der aufsteigenden Linie der sozialistischen Literatur, die von Beginn an durch Darlegung des Ausbeutungsverhältnisses in der bürgerlichen Gesellschaft und durch ihre Perspektive an Erkenntniswert der nicht-sozialistischen Literatur überlegen ist, macht die Tendenz des bürgerlichen Abstiegs klar sichtbar. Wird aber, wie es bei Lukács geschieht, die Literatur des sozialistischen Realismus mit der des kritischen Realismus unter den allgemeinen Begriff „Fortschritt“ subsumiert, so wird der Aufstiegscharakter der sozialistischen Literatur verwischt. Diese Nichtdifferenzierung wirkte sich, besonders in den letzten Jahren, schädigend aus, ebenso wie eine andere,

scheinbar vereinheitlichende, in Wirklichkeit aber falsch trennende Theorie von anderer Seite, die Theorie der „Exilliteratur“, die bei der Einschätzung der Literatur aus den Jahren 1933 bis 1945 wohl auch heute noch nicht völlig überwunden ist. Es ist dies eine antinationale Theorie, welche die Literatur der Schriftsteller, die der Faschismus zu emigrieren gezwungen hatte, im Grunde genommen ausbürgert. Mit allem Nachdruck muß gesagt werden: Was in den Jahren 1933 bis 1945 an Literatur der Antifaschisten illegal in Deutschland entstand *und* was außerhalb Deutschlands in der Emigration – sei es in Moskau oder Paris oder anderswo von den antifaschistischen deutschen Schriftstellern geschrieben wurde, das war die deutsche Literatur jener Zeit, die deutsche Nationalliteratur. Was wäre denn sonst die deutsche Literatur gewesen, würde man den Aussonderungsbegriff der „Exilliteratur“ aufrecht erhalten? Etwa das, was sich von Blunck bis Benn innerhalb der deutschen Grenzen des Schreibpapiers und der Druckereien monopolhaft bemächtigt hatte?!

Es muß bemerkt werden, daß sich die wahrhaft nationalen und patriotischen Züge damals vor allem in den Werken der sozialistischen Realisten auszuprägen begannen: denken wir an Bechers und Weinerts Gedichte, an Friedrich Wolfs Dramen, an Bredels Romane und Erzählungen, an die Arbeiten Ludwig Renns, an Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches“. Sprechen wir heute vom Werden der sozialistischen deutschen Nationalliteratur in unserer Republik, so dürfen diese starken Wurzeln – es gibt auch noch andere – keinesfalls übersehen werden.

*Marianne Lange*

## Stand und Aufgaben unserer Literaturkritik

*Der Deutsche Schriftstellerverband, Bezirk Berlin, lud kürzlich Kritiker und Kulturredakteure zu einer Konferenz über aktuelle Fragen der Literaturkritik ein. Das Referat von Marianne Lange, das wir hier in gekürzter Fassung veröffentlichen, lenkte die Diskussion auf die zentralen Fragen, vor denen unsere Literaturkritik heute steht.*

**L**iteratur und Kritik sind Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins, sind Teil der Ideologie. Deshalb zunächst einige Bemerkungen zu dem wichtigsten Merkmal aller sozialistischen Ideologie: zur sozialistischen Parteilichkeit.

Ein fortschrittlicher Gedanke kann sich in unserer Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus nur in Verbindung mit dem um sein Recht und um den Sozialismus kämpfenden Proletariat verwirklichen. Der untrennbare Zusammenhang zwischen fortschrittlichem Denken und der einzigen Klasse, die ihm zum Durchbruch verhelfen kann, bedeutet aber gleichzeitig Unterordnung aller fortschrittlichen geistigen Bestrebungen unter die Klassenziele, unter die politischen Ziele des Proletariats. Das ist die Grundlage für die *offene Parteilichkeit*, die alle Teile der mit der Arbeiterklasse verbundenen Ideologie durchdringen muß. Das Prinzip der sozialistischen Parteilichkeit unterscheidet unser geistiges Leben in allen seinen vielfältigen Formen von den entsprechenden bürgerlichen Formen – die zwar auch auf ihre Art parteilich sind, es aber hinter scheinbarer Objektivität und Unabhängigkeit zu verbergen trachten. Die bürgerliche Ideologie kann sich des Scheins der „Objektivität“ bedienen, weil sie bestehende überlebte Zustände erhalten und die Massen vom aktiven Eingreifen abhalten will. Unsere Ideologie muß offen parteilich sein, weil sie neues Denken an die Stelle des alten, überlebten setzen will, weil sie eine Klasse, weil sie die Massen zum Handeln bringen will. Dabei ist die Wahrheit auf unserer Seite; sie deckt sich mit der offenen Parteinahme für die Veränderung der bestehenden Zustände.

Lenin hat, als in Rußland der Durchbruch zu einer neuen höheren gesellschaftlichen Ordnung möglich wurde, das Prinzip der sozialistischen Parteilichkeit in der Literatur und dem gesamten Literaturwesen auf die Tagesordnung gesetzt. Denn fortschrittliches Wirken mit den Mitteln der Literatur und Kritik kann und muß sich in unserer Epoche mit einer festen, organisierten gesellschaftlichen Kraft, mit der Arbeiterklasse und ihrer Partei verbinden, wenn es zu höchster gesellschaftlicher Wirksamkeit kommen will. Nicht von ungefähr findet dieses Prinzip in den theoretischen Äußerungen von Georg Lukács keinen Raum. In seiner Untersuchung „Schriftsteller und Kritiker“ stellt Lukács zwar die Unterordnung der Kritik in der kapitalistischen Gesellschaft „unter die Botmäßigkeit der großen Kapitalkonzerne“ und die damit verbundene „Meinungsprostitution“ fest. Er abstrahiert aber dann völlig von der wirklichen Lage in unserer Epoche, in welcher der fortschrittliche Intellektuelle, ob Dichter oder Philosoph oder Kritiker, nur nutzbringend wirken kann, wenn er in ein bestimmtes Verhältnis zu der führenden gesellschaftlichen Kraft unserer Epoche, zur Arbeiterklasse und zur Partei der Arbeiterklasse tritt. Lukács meint, der für unsere Zeit zu erstrebende Typ des Kritikers sei „der philosophische Kritiker“, der den großen Schriftsteller als großer Helfer begleite. Es macht die Sache nicht besser, daß er das Verhältnis Lenins zu Gorki als Beispiel eines solchen Idealverhältnisses anführt. Wie man Lenins Briefwechsel mit Gorki entnehmen kann, betrachtete



sich Lenin Gorki gegenüber keineswegs als „Philosoph“, sondern als politischer Führer, als Vertreter der Partei der russischen Arbeiterklasse. Seine Bemühungen gingen in erster Linie dahin, das literarische und das literaturkritische Schaffen des großen Dichters eng mit der Arbeit der Partei zu verbinden. Besonders charakteristisch ist die politische Kritik, die Lenin im Herbst 1919 an Gorki übte, als dieser sich von den Kämpfen der Partei entfernte und in abstrakte humanistische, allgemein-demokratische Gedanken zurückfiel. Gorki zweifelte damals an der Arbeiterklasse als der führenden Kraft des Kampfes um den Sozialismus. Lenin brachte dies damit in Zusammenhang, daß Gorki nicht „täglich in seinem ganzen Dasein“ mit den Problemen des sozialistischen Aufbaus in Berührung stand. „Ändern Sie radikal die Lebensverhältnisse“, so riet er ihm, „sowohl das Milieu als auch den Wohnort und die Beschäftigung, sonst könnte Ihnen das Leben endgültig zuwider werden.“

Das bringt uns zu der Frage nach der sozialen Funktion der Kritik in unserer Zeit und in unserem Staat. Die Auffassung Lukács' von der sozialen Funktion des Kritikers unterscheidet sich auch deshalb von der unseren, weil er den Kritiker einseitig auf den Schriftsteller und dessen Erziehung orientiert, während wir seine Aufgaben in unserer Epoche vor allem in der Blickrichtung auf den Leser sehen müssen. Lukács bemerkt nicht, daß sich in der Funktion der Kritik – wie jeder geistigen Erscheinung – etwas ändern muß, wenn die Arbeiterklasse als politische Kraft und das werktätige Volk als hauptsächlichster Literaturkonsument auf der Bildfläche erscheint, wenn die Massen zu Schöpfern einer neuen Gesellschaft werden und auch Literatur und Kritik damit eine neue Aufgabe erhalten.

Welches sind denn die spezifischen Aufgaben, die der Literaturkritik heute bei uns zufallen? Die Kritik – die „Ästhetik in Bewegung“, wie Belinski sie nannte – ist der vorgeschobenste Posten der Literaturwissenschaft. Ihre wichtigste Aufgabe ist die einer parteilichen Vermittlung zwischen dem Künstler und der sozialistischen Gesellschaft, dem Leser. Daraus ergeben sich die zwei Seiten ihres Wirkens: Der Kritiker muß in allererster Linie das künstlerische Werk dem Leser nahebringen, das heißt, er muß es aus marxistischer Sicht politisch und ästhetisch interpretieren und dadurch das Interesse und das Verständnis der neuen Leser – heute der werktätigen Massen – in der notwendigen und richtigen Weise für die besten Werke wecken. Dadurch hilft er, die Literatur als Waffe einzusetzen. Gleichzeitig vertritt der Kritiker dem Schriftsteller gegenüber das Interesse der sozialistischen Gesellschaft, den gesellschaftlichen Auftrag. Er bringt die echten, aus den politischen Aufgaben erwachsenden Forderungen an den Künstler heran und wirkt auf diese Weise auf die Entwicklung der Literatur ein.

Diese zweiseitige Funktion der Kritik, ihre Mittlerfunktion, ist meines Er-



achtens allen – im einzelnen sehr unterschiedlichen – Formen der Literaturkritik eigen, von der kleinen Ankündigung bis zum künstlerischen Essay, von der Buchbesprechung in einer Tageszeitung bis zur literaturwissenschaftlichen Analyse in der Fachpresse.

Es ist für uns eine wichtige Erkenntnis der letzten Jahre, daß wir ohne Einschaltung der Massenkritik unsere Literatur und Kunst nicht vorwärtsbringen können. Und gerade hieraus ergeben sich große Aufgaben für den Kritiker. Leider finden wir aber bei Kritikern oft eine noch stärkere Ablehnung der Massenkritik als bei Schriftstellern. Auch hier wirkt der Ästhetizismus solcher Vorbilder wie Lukács nach. Es gibt natürlich auch das andere Extrem: daß standpunktlose Kritiker sich zum Sprachrohr rückständiger Leserstimmen machen. Der Kritiker kann aber nur dann die politischen Forderungen unserer Gesellschaft als politisch-ästhetische Forderungen an den Schriftsteller herantragen, wenn er engen Kontakt mit dem lesenden Arbeiter, mit den werktätigen Menschen unserer Republik hat und wenn er sich an der Politik der Partei der Arbeiterklasse orientiert.

Ich bin der Meinung, daß in dieser Hinsicht auch einige marxistische Literaturwissenschaftler an unseren Hochschulen und Universitäten sich korrigieren müssen. Ihre Auffassung von der Funktion der Kritik scheint mir nicht in Übereinstimmung mit den berechtigten Forderungen der Kulturkonferenz der Sozialistischen Einheitspartei zu stehen. Die Schwäche unserer Literaturwissenschaft und Literaturkritik liegt doch vor allem in ihrer mangelnden Verbindung mit den Schöpfern unseres sozialistischen Aufbaus, mit den Lesern unserer Bücher und mit den Aufgaben, die der Aufbau des Sozialismus den Volksmassen stellt. Im Blickfeld vieler Germanisten existiert offenbar der Kritiker noch nicht, der heute schon hauptsächlich in unserer Gesellschaft wirkt und der eine bedeutende Aufgabe innerhalb unserer Kulturrevolution erfüllen muß. Mit vollem Recht setzt sich Hans Günter Thalheim in seinen „Gedanken über die gegenwärtigen Forschungsaufgaben der literaturwissenschaftlichen Germanistik“ („Weimarer Beiträge“ Nr. 1/1958) für eine theoretisch bewußte Entwicklung, Kritik und Förderung des zeitgenössischen literarischen Schaffens ein und nimmt Stellung gegen die Trennung von akademischer Literaturwissenschaft und zeitgenössischer Praxis. Die Aufgabe des Kritikers sieht er aber nicht in der sozialistischen Erziehung der Lesermassen, sondern reduziert sie auf die theoretische Anleitung des Schriftstellers. Die Forderung, der Kritiker solle Popularisator der Literatur sein, scheint er sogar als eine Herabsetzung zu empfinden, weil Popularisieren gleichgesetzt wird mit einem „Hinter-der-Entwicklung-Herhinken“. Wir hingegen sehen die Hauptaufgabe des Kritikers in der Erziehung des Lesers, wir fordern deshalb den politisch wie literarisch gebildeten Kritiker, der, wie Wilhelm Girnus im „Sonntag“ schrieb, die Phänomene der

Literaturentwicklung im Zusammenhang mit der tagespolitischen Situation erfaßt, und sie als ein Glied der sozialistischen Kulturrevolution in Verbindung mit ähnlich gearteten Vorgängen im Bereich der Wissenschaft, der Technik, der Pädagogik, der bildenden Kunst und der Musik begreift; der diese Phänomene andererseits auch im Zusammenhang mit der Entwicklung der deutschen und der Weltliteratur bringt.

Der größte Teil unserer Literaturkritik – in Tagespresse und kulturpolitischen Zeitungen und Zeitschriften – muß direkt mit Blickrichtung auf den *lesenden Arbeiter* geschrieben werden. Diese Forderung wird von Bibliothekaren, Kulturfunktionären und vor allem von den Lesern selbst immer dringlicher erhoben. Das entscheidet auch über die Art der Behandlung des Gegenstandes, das bestimmt Inhalt und Form der Darstellung. Die Kritik in der Fachpresse, in wissenschaftlichen Zeitschriften kann umfangreicher und daher gründlicher sein, sie wendet sich auch heute noch an einen kleineren Leserkreis. Sie hilft – wenn sie gut ist – die wichtigen ideologischen und ästhetischen Fragen stellen und lösen. Sie wird vor allem dem Schriftsteller, aber auch den vielen Kulturfunktionären, Bibliothekaren, Lehrern, Buchhändlern, Verlagen eine Hilfe sein. Aber auch sie tut das alles mit dem Blickpunkt auf unsere neuen werktätigen Lesermassen. Umgekehrt ist die Kritik in der Tagespresse, wenn sie von den echten gesellschaftlichen Forderungen ausgeht, von ebenso großer Bedeutung für den Schriftsteller. Und erfordert etwa die Kritik in der Tagespresse weniger Wissen?

Sind wir uns über diese wichtige politische und ästhetische Funktion des Kritikers einig, so zeigt bereits ein oberflächlicher Blick auf die literarische Entwicklung besonders der Jahre 1956/57, daß unsere Literaturkritik als Ganzes genommen ihren Aufgaben nicht gerecht wurde; daß sie im allgemeinen nicht vom Primat der Politik über alle geistigen Erscheinungen ausging, daß sie nicht systematisch darauf orientiert war, bei der Lösung der kulturpolitischen Aufgaben mit ihren Mitteln zu helfen. Maßgebende Literaturwissenschaftler haben ihre Mißachtung gegenüber den Keimen des Neuen in unserer Literatur offen verkündet und mich dadurch der Notwendigkeit eines Beweises enthoben. Wir kennen die entsprechenden Veröffentlichungen von Prof. Hans Mayer in Leipzig und Prof. Joachim Müller in Jena. Leider hat die junge marxistische Literaturwissenschaft sich noch zu wenig in den Kampf um eine sozialistische Nationalliteratur eingeschaltet. Unsere Gegenwartsliteratur im allgemeinen und die sozialistische Literatur im besonderen wurde lange von der Literaturwissenschaft ignoriert, man betrachtete sie vielfach unter formal-ästhetischen Gesichtspunkten und von einer bürgerlichen Position aus, die sich vor allem in der Trennung zwischen politischen und ästhetischen Kriterien zeigt. Daß bürgerliche Ausgangspunkte noch vorhanden waren, braucht dabei in unserem Entwicklungsstadium nicht so zu

beunruhigen wie die Tatsache, daß solche Ausgangspunkte und Betrachtungsweisen oft als marxistisch firmiert und daher von vielen jungen und älteren Kritikern als nachahmenswert angesehen wurden. So galten die Schriften von Georg Lukács für viele Studenten, junge und auch ältere Intellektuelle als das A und O marxistischer Literaturbetrachtung. Und da Lukács die sozialistische Literatur ignorierte oder sie an Kriterien einer bürgerlichen Ästhetik maß, machten viele es ihm nach.

Der Hauptinhalt unserer neuen sozialistischen Literatur kann – allgemein formuliert – nur der sein, das moralische Antlitz des neuen Menschen unserer Tage zu gestalten, das neue Leben sichtbar und nacherlebbar zu machen. Ob dieser große Umschmelzungsprozeß richtig widergespiegelt ist, müßte eine sozialistische Literaturkritik feststellen. Danach müßte sie auswählen und bewerten. In dieser Richtung müßte sie auf Leser und Schriftsteller einwirken. Hat nun unsere Literaturkritik in den letzten Jahren die Werke, die diese Hauptaufgabe – wenn auch mit Mängeln – in Angriff nahmen, gefördert und den Lesern nahegebracht, für die sie geschrieben wurden? Hat sie ihnen die kritische Aufmerksamkeit gewidmet, die solche Vorstöße verdienen? Es ist leider eine Tatsache, daß die Literaturkritik wenig oder nichts dazu getan hat, um unserer sozialistischen Literatur auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuhelfen, daß sie aber sehr oft vorhandene Mängel zum Vorwand nahm, um sie von diesem Wege abzubringen. Und wenn es eine Zeitlang zu einer Abkehr von der Gestaltung der Gegenwartsproblematik, wenn es zu einer Wiederbelebung der bürgerlichen Einflüsse im literarischen Leben kam, die uns im Jahre 1956 plötzlich so erschreckend deutlich wurde, so trägt die Literaturkritik ihren Teil Schuld daran. Diese Tendenzen zeigten sich noch deutlich im Jahre 1957.

*(Die Autorin wies im folgenden durch eine Gegenüberstellung der wichtigsten Neuerscheinungen der Jahre 1956/57 und der ihnen gewidmeten Buchkritiken nach, daß Zeitschriften wie der „Aufbau“ und die „Neue Deutsche Literatur“ sowie die „Berliner Zeitung“ Werke mit aktueller Gegenwartsproblematik im besonderen und unserer sozialistischen Literatur im allgemeinen vernachlässigt haben. Außerdem zeigt sich auch, daß Werke der Sowjetliteratur in den Buchkritiken des Jahres 1957 nicht genügend beachtet worden sind. Sie machte ferner auf einige typische Mängel unserer Literaturkritik aufmerksam: Zufälligkeit und Prinzipienlosigkeit bei der Auswahl, Einförmigkeit, unsystematische und verspätete Unterrichtung des Lesers usw. Als Hauptmangel stellte sie fest, daß es keinen Zusammenhang zwischen den politischen und kulturpolitischen Aufgaben und der Literaturkritik in unserer Presse gibt, daß die Literaturkritik nicht systematisch bei der Durchsetzung politischer und kulturpolitischer Ziele hilft, ihnen oft sogar entgegenwirkt.)*

*Im letzten Teil ihres Vortrages beschäftigte sich die Autorin mit dem Inhalt einer Reihe von Kritiken.)*

Literatur ist künstlerische Widerspiegelung des Lebens, und marxistische Literaturkritik muß daher grundsätzlich vom Leben ausgehen und die Literatur am Leben und nicht an irgendwelchen ästhetischen Rezepten messen. Deshalb ist die erste Forderung an den sozialistischen Kritiker die nach dem Verstehen unserer sozialistischen Gegenwart, nach leidenschaftlicher Anteilnahme an ihrer Entwicklung. Gorki warf auf dem I. Sowjetischen Schriftstellerkongreß im Jahre 1934 der Kritik vor, daß sie bei der Beurteilung der Themen, der geschilderten Charaktere und der Wechselbeziehungen zwischen den Menschen nur selten von den Tatsachen ausgehe, die sich aus der unmittelbaren Beobachtung des Lebens ergeben. Gorki forderte von der Kritik, daß sie die soziale Bedeutung des literarischen Werkes erkläre. Um das tun zu können, muß sie sich von einer einheitlichen kritisch-philosophischen Idee leiten lassen, von der Idee des Marxismus-Leninismus. Schließlich forderte Gorki von der Kritik, daß sie schlicht, klar und knapp sei. – Gemessen an diesen Grundforderungen, können – trotz einer Reihe guter Beispiele – die Mehrzahl unserer Kritiken noch nicht bestehen.

Marxistische Literaturkritik erfordert klare Einschätzung des ideellen Standpunktes, der sich im Werk zeigt. Einer solchen Einschätzung wird heute noch in sehr vielen Literaturkritiken ausgewichen. Wir finden statt dessen unverbindliche Angaben darüber, wovon ein Buch handelt. Wir finden objektivistische Darlegungen ohne klaren Standpunkt des Kritikers. Das Prinzip sozialistischer Parteilichkeit fehlt in sehr vielen unserer Kritiken. Die ideologische Position des Autors wird selten klar gekennzeichnet und vor der Frage des sozialistischen Realismus drücken sich noch immer die meisten Rezensenten. Auf Ansätze des Neuen gerade in den Werken über unsere unmittelbare Gegenwart wird sehr selten geachtet, und die Aufgabe unserer Kritik, von der Praxis aus mit bei der Herausarbeitung der theoretischen Grundlagen unserer sozialistischen Literatur zu helfen, wird vernachlässigt. Beeinflußt durch die abschätzigste Beurteilung unserer sozialistischen Literatur, wie sie von Georg Lukács, Hans Mayer und anderen in unsere kritische Praxis eingeführt wurde, ist es leider in unserer Kritik zu einer weitverbreiteten Gewohnheit geworden, Werke, die sich mit unserer unmittelbaren Gegenwart beschäftigen, nach formalen Gesichtspunkten abzuurteilen.

*(Die Autorin wies im folgenden diese Mängel und Schwächen an einer Reihe von Buchkritiken nach und setzte sich mit einigen Literaturkritikern auseinander, die das Prinzip sozialistischer Parteilichkeit vermissen lassen.)*

Der entscheidende Schritt zur Verbesserung des Standes unserer Literaturkritik scheint mir die feste, unlösliche Verbundenheit des Kritikers mit dem Leben, mit den Fragen unseres sozialistischen Aufbaus, mit der Arbeiter-



klasse und ihrer Partei zu sein. Ebenso wichtig ist es, daß der Literaturkritiker den Marxismus-Leninismus studiert und die marxistische Literaturtheorie zur Grundlage seiner Arbeit macht. Damit muß sich eine Orientierung unserer gesamten Literaturkritik auf die Bedürfnisse des lesenden Arbeiters, des lesenden Bauern, der Jugend und aller werktätigen Schichten unserer Bevölkerung verbinden. Diese notwendige Orientierung auf die Aufgaben der Kritik in der sozialistischen Kulturrevolution ist die Grundvoraussetzung dafür, daß ihre Bedeutung wächst und sie von echtem Nutzen für unsere gute sozialistische Sache wird.

Wir brauchen Vielfalt der Formen und Methoden in unserer Kritik. Unser Leser muß rechtzeitig und systematisch informiert werden. Klarheit und Schlichtheit im Ausdruck sei auch für unsere Kritiker oberstes Gebot; denn immer müssen wir daran denken, für wen wir schreiben und was wir erreichen wollen. Wissenschaftlichkeit und Tiefe wurden in Deutschland nur zu oft mit Unverständlichkeit verwechselt. Und der Aristokratismus der Auffassungen von Lukács äußert sich nicht zuletzt in der Art der Darlegung. Aber: „Was helfen dem Volke die verschlossenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüssel hat?“ sagte Heinrich Heine im Zusammenhang mit den „stupend tiefsinnigen, aber ebenso unverständlichen“ Werken der deutschen Philosophie. Und er mutmaßte: „Ich glaube, es ist Scheu vor den Resultaten ihres eigenen Denkens, die sie nicht wagen, dem Volke mitzuteilen. Ich habe nicht diese Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich selber bin Volk.“

Für Heine war die geistige Einheit von Intellektuellen und dem arbeitenden Volk noch ein Traum. Bei uns ist sie Wirklichkeit geworden, die schöne Wirklichkeit unseres gemeinsamen Kampfes für den Sozialismus.

*Christa Wolf*

## Eine Lektion über Wahrheit und Objektivität

Scheinbar hatte die Sache nicht viel mit Literatur und Literaturkritik zu tun: Die Kreisleitung der Sozialistischen Einheitspartei in Eisleben lud zu einer Diskussion über ein Buch ein; aber es ging nicht um ein belletristisches Werk, sondern um eine Sammlung von Erlebnisberichten alter Mansfeld-Arbeiter. Der Herausgeber des Buches ist ein junger Wissenschaftler ohne literarische Ambitionen. Er hatte eine Untersuchung über die Lage der



Mansfeld-Arbeiter geschrieben und in einem zweiten Buch Erlebnisberichte, die er als Quellen für diese Arbeit benutzte, fast kommentarlos herausgegeben. Wegen dieser Publikation, die natürlich im Mansfelder Gebiet großes Interesse fand und als selbständiges literarisches Werk zu wirken begann, wurde Dr. Wolfgang Jonas kritisiert. – Was aber sollten dabei Vertreter des Schriftstellerverbandes?

Diese Diskussion ging uns an. Aus verschiedenen Gründen. Wir erlebten, wie ernst ein Buch von Arbeitern genommen wird, dessen Gegenstand die Geschichte der Arbeiterklasse ist. Die Kreisdelegiertenkonferenz der Partei hatte es kritisiert; der Sekretär der Kreisleitung hielt die Auseinandersetzung für wichtig genug, um erneut einen ganzen Tag lang an ihr teilzunehmen. Und nachmittags erschienen fast zweihundert Arbeiter; Genossen, von der Schicht kommend, trugen das Buch unterm Arm und hatten sich die Stellen darin angestrichen, über die sie sprechen wollten.

Nicht zufällig mündeten doch alle unsere literarischen Diskussionen seit einiger Zeit in ganz einfache ideologische Fragen, so kompliziert sie auch beginnen mögen. In Eisleben fing es gleich mit diesen Fragen an, weil der Gegenstand sie aufzwang. Nur daß man diese Fragen hier eindeutiger beantworten konnte als bei mancher „rein literarischen“ Diskussion, weil sie exakt nachprüfbar waren.

Also lautete die erste Frage – es ist die erste Frage jeder literarischen Kritik: Ist denn das wahr, was in dem Buch steht? (Ich will die Parallelen zum literarischen Kunstwerk nicht vereinfachen; aber immerhin muß auch die künstlerische Wahrheit der historischen Wahrheit entsprechen; dabei taucht, genau wie in der Diskussion, von der ich berichte, auch für den Schriftsteller das Problem der richtigen Auswahl des Stoffes und der Konflikte auf.) Der Herausgeber der Erlebnisberichte glaubte antworten zu können: Ja, es ist wahr; denn die Erlebnisberichte wurden von den Arbeitern so aufgeschrieben oder vorgetragen, wie sie in dem Buch stehen. (Ähnlich antwortet mancher Schriftsteller auf den Vorwurf, seine Geschichte sei unwahr, mit der glaubwürdigen Bemerkung: Sie ist aber wirklich passiert!)

Also wurde weitergefragt: Was wolltest du mit diesem Buch erreichen? Gerade das aber hatte sich der Autor vorher nicht genau überlegt. So standen in seinem Buch Lebensberichte alter revolutionärer Arbeiter neben Lebensschilderungen von Revisionisten, Opportunisten und sogar Parteifeinden. Sie widersprachen sich selbstverständlich in der Bewertung bestimmter Ereignisse. Der Autor ließ diese Gegensätze nebeneinander stehen. Er hoffte, ganz besonders objektiv zu sein, indem er kein Wort an den Berichten änderte, sie unwidersprochen ließ, der Auseinandersetzung mit den Berichterstatlern aus dem Wege ging und sich selbst zum Stenographen degradierte. Er wollte auf diese Weise ein möglichst vielseitiges Bild über die Lebenslage der Mansfeld-

Arbeiter seit der Jahrhundertwende einfangen. Durch die Auswahl gerade dieser Lebensberichte aber schildert er nur die unterdrückte, erniedrigte, teilweise sich selbst erniedrigende Kreatur. Diese Arbeiter kann man zwar bemitleiden, aber Großes traut man ihnen nicht zu. Sie tragen nicht die charakteristischen Züge der Klasse, die einmal sich selbst befreien und die Führung der Nation übernehmen wird.

Der Saal saß voller Mansfeld-Kumpel, von denen einige anfangen, aus ihrem Leben zu erzählen. *Das* waren Erlebnisberichte! „So, wie es in diesem Buch herauskommt“, sagte einer, „so klein und niedrig hab ich mich doch nie gefühlt! Wir wußten doch immer, daß wir den anderen überlegen waren, auch wenn die mit weißen Kragen herumliefen und wir dreckig von der Schicht nach Hause gehen mußten.“

Warum hatte der Autor sich nicht an *diese* Arbeiter gewandt und sie aus ihrem Leben erzählen lassen? Er hatte gar nicht die Absicht gehabt, die revolutionären Traditionen der Mansfeld-Arbeiter zu Worte kommen zu lassen; es hatte ihm genügt, möglichst anschauliche Elendsschilderungen zu bekommen; er glaubte, mit ihnen am besten die Legende von der „guten alten Zeit“ zerstören zu können. Eben diese Absicht wurde kritisiert: Er hätte *mehr* wollen müssen, er hätte sich vor allem vornehmen sollen, mit seinen Berichten über die Vergangenheit in den gegenwärtigen Kampf einzugreifen.

Folgerichtig lautete die nächste Frage: Für wen hast du eigentlich das Buch zusammengestellt? Auf eine Formel gebracht, hieß die Antwort des Autors nach einigem Zögern: Für die Wissenschaft. Und da mußte er sich von den Arbeitern sagen lassen, was Wissenschaft ist. Wissenschaft, sagten sie, ist dazu da, uns die Instrumente für unseren heutigen Kampf in die Hand zu geben. Kann denn wissenschaftlich sein, was Legenden verbreiten hilft, gegen die wir unser Leben lang angekämpft haben und gegen die wir heute zuweilen noch kämpfen müssen? (Zum Beispiel die Legende, daß die Arbeiterklasse in Mansfeld in bestimmten Situationen versagt habe – in dem Buch vorgetragen von einem ehemaligen Angehörigen des rechten Betriebsrats, der die Arbeiterklasse gerade in solchen Situationen verraten hat.) Wo bleibt denn die Wissenschaft, wenn die beispielhafte revolutionäre Geschichte der Mansfelder Arbeiter so dargestellt wird, wie sie sich gerade in den Köpfen zurückgebliebener Teile der Arbeiterschaft widerspiegelt?

Wem nützt es? Auf diese Frage lief schließlich alles hinaus. Auf diese banale und von vielen für primitiv gehaltene Frage läuft auch in der Literatur über Gegenwartsthemen doch meist alles hinaus. *Sie* ist Maßstab, nicht der subjektive Wille des Autors.

Diese Diskussion in Eisleben offenbarte eine neue Qualität in den Beziehungen zwischen Arbeitern und Publizisten, zu denen ich hier auch die Schriftsteller rechne. Die fortschrittlichen Teile der Arbeiterklasse sind sich

bewußt, Auftraggeber zu sein; sie fordern Rechenschaft; sie sind bereit, zu helfen. Und ich glaube auch darin nicht zu irren: Sehr viele jüngere Schriftsteller und Kritiker bedürfen dieser Hilfe dringend. Ehe ein Autor zum Beispiel Belehrung über „rein“ ästhetische Fragen braucht, benötigt er Klarheit über die grundlegenden Probleme der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die er als die grundlegenden Probleme der Ästhetik begreifen muß. Er muß wissen: Was ist, auf meinen Stoff angewandt, die Wahrheit; für wen schreibe ich (ist zum Beispiel der Konflikt, den ich mir wähle, für andere Leute überhaupt interessant? Muß ich nicht etwas dazu tun, mir selbst die richtigen, die *wichtigen* Konflikte zu verschaffen?); wem nützt das, was ich schreibe?

Hier können Arbeiter sehr wohl beraten und anleiten. Sie machen es dem Schriftsteller nicht leicht, aber sie nehmen ihn ernst. Sie verlangen etwas von der Literatur. Sie fertigen den Autor nicht mit wohlwollend-unverbindlichem Geschwätz ab. Sie prüfen, was er geschrieben hat, ob sie es gebrauchen können. Wo findet der bürgerliche Literat ein solches Publikum?

An diesem Tag in Eisleben saßen die Menschen vor uns, die vom Schriftsteller die geformte Wahrheit als Waffe in die Hand bekommen wollen; angesichts dieser aufgeschlossenen, intelligenten, durch jahrzehntelange Klassenkämpfe geprägten Gesichter wäre jedem Literaten das Naserümpfen vergangen. Hätten mehr Schriftsteller die erregende Atmosphäre dieser Auseinandersetzung miterleben können, manche theoretische Diskussion in Berlin wäre überflüssig geworden.

Eva Strittmatter

## „tangenten“

Wolfgang Weyrauch: „Bericht an die Regierung“ / Ulrich Becher: „Der schwarze Hut“  
Martin Gregor: „Der Mann mit der Stoppuhr“  
Egon Günther: „Dem Erdboden gleich“  
Joachim Kupsch: „Die Bäume zeigen ihre Rinden“  
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1957

Vor etwa zwei Jahren wurde es unter jungen Schriftstellern Mode, Freiheit zum Experimentieren zu fordern. „Sozialistischer Realismus – schön und gut; aber nicht ohne Freiheit zum Experiment!“ Das klang ein wenig provokatorisch; aber warum sollte, wo Jugend war, nicht „Sturm und Drang“ sein? Überdies hatten einige Schriftsteller der älteren Generation des öfteren davon gesprochen, daß es für die sozialistische, realistische Schreibweise viele Spielarten geben könne und daß die Möglichkeiten der einzelnen Genres für die neue Literatur durchaus noch nicht ausgelotet seien.

Der Eifer jener jungen Schriftsteller wurde jedoch nicht durch ihre Teilnahme am Leben entfacht, dessen Fülle ihnen das Suchen nach neuen Formen hätte aufdrängen können; nein, er wurde hervorgerufen durch die Bekanntschaft mit einer anderen Art Literatur. Wir begannen damals, amerikanische, französische und in Westdeutschland entstandene Bücher herauszugeben; berühmte Namen zum Teil, attraktiv gemacht durch häufiges Erwähnen – sei es positiv oder negativ. Was wir nicht herausgeben konnten, wurde den jungen Schriftstellern in Bibliotheken und Instituten zugänglich gemacht. Sie sollten und wollten ihre Kenntnisse erweitern (man muß ja wissen, was schon ausprobt ist); aber Lesen und Lesen ist zweierlei. Es zeigte sich, daß manche unserer begabten jungen Schriftsteller durchaus noch nicht mit „umgekehrtem Vorzeichen“ zu lesen

verstanden. Sie betrachteten Literatur zwar theoretisch als Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse, beim Lesen jener Bücher verfielen sie jedoch wieder in die Naivität, die Literatur als Erscheinung „an sich“ zu sehen. Entweder stellten sie den Inhalt bestimmter Bücher nicht in Rechnung und begeisterten sich für die „Machart“, die sie für „groß“ hielten, oder aber sie wurden gerade vom Inhalt jener Bücher infiziert, die über den „Menschen an sich“ und sein „Ausgesetztsein“ in der widersprüchlichen Welt lamentierten (Lamentation, gekleidet oft in größte Nüchternheit). Manche jungen Schriftsteller begannen, Autoren nachzueifern, die durchaus nicht so unwissend waren, daß sie die Welt und die gesellschaftlichen Widersprüche als unerklärbar und unentwirrbar hätten hinstellen müssen, sondern die die Methode der Verschleierung benutzten, weil sie selbst an der Erhaltung der Verhältnisse interessiert waren, gegen deren einzelne Erscheinungsformen sie schrieben, um ihr künstlerisches Gesicht und ihr „Gewissen“ zu wahren.

Wir haben es hier mit einer „Reihe“ zu tun, die sich durch Aufmachung und Titel als an ein Programm gebunden ausgibt. Der Mitteldeutsche Verlag hat uns mit jenen Experimenten überrascht, den sogenannten „tangenten“. (Seht an: auch das kann nicht nur der Westen! Auch wir können Taschenbücher mit Glanzumschlägen machen, auch wir können „originell“



werden. Leuchtende Farben, eine geometrische Figur auf dem Umschlag, und nicht zu vergessen: Kleinschrift, das alte Zeichen der Neuerer. Wir können konkurrieren!)

Wer hat nicht Spaß am Spielerischen, wer freut sich nicht, wenn sich das Brauchbare liebenswürdig gibt, wenn es sich attraktiv macht? Nichts gegen ein solches Nachahmen – wenn es dabei bleibt. Aber, sich da: Der Reihentitel „tangente“ ist nicht nur spielerisch gewählt, er soll nicht nur durch Neuheit locken. In jedem Heft der Reihe findet sich die Definition der geometrischen Figur. Sie gilt als literarisches Programm. „definition: die tangente berührt den kreis nur in einem punkte.“ Das heißt (zunächst Vermutung): Schilderung des Absseitigen, des Untypischen.

Wir begegnen in unserer Sammlung dem westdeutschen Schriftsteller Wolfgang Weyrauch, der bei uns mit Gedichten („Nie trifft die Finsternis“, Reihe „Antwortet uns“, Verlag Volk und Welt) und Hörspielen aufgetreten ist; dem in der Schweiz lebenden deutschen Schriftsteller Ulrich Becher, dessen Stücke über unsere Bühnen gehen („Spiele der Zeit“, Aufbau-Verlag); und drei jungen Schriftstellern, die in unserer Republik bekannt geworden sind. Einer von ihnen, Martin Gregor, – lange Zeit Lektor beim Mitteldeutschen Verlag und Mitinitiator jener „Experimentier“-Reihe – hat jüngst das getan, was seiner Standpunktlosigkeit als Schriftsteller, bewiesen in seinen „tangente“-Geschichten, entspricht: Er hat sich über jene Grenze hinweg „experimentiert“, aus deren Richtung der Wind blies, der die Sucht nach jener „Freiheit zum Experiment“ in ihm entfacht hat. Er hat die Republik verlassen. Die Menschen, die diese Republik mit ihrer Arbeit stärken und die mit ihr wachsen, hat der Schriftsteller Gregor allerdings schon früher verraten: in seiner „kurzen prosa“, die sich so anspruchsvoll serviert, hat er nicht einen der berechtigten Ansprüche jener arbeitenden Menschen erfüllt. Er half nicht Klarheit produzieren, sondern ließ den Nebel aus

seinem Kopf frei. Er stärkte nicht ihre Überzeugung von der Möglichkeit, die Welt zum Guten hin zu bringen, sondern verbreitete Skeptizismus, dem alles gleich gilt, der nur „registriert“.

Die beiden andern jungen Schriftsteller leben bei uns. Sie sind es, die uns am meisten angehen.

*Egon Günther* ist mit zwei Romanen hervorgetreten: einem historischen Roman („Flandrisches Finale“, Mitteldeutscher Verlag 1955), in dem er unmäßig viel Philosophie künstlerisch unbeholfen mit einer allzu „erhabenen“ Liebesgeschichte mixt, einem Roman, der mitnichten vom historischen Materialismus ausgeht, wenngleich er einen historischen Stoff behandelt. Günther ist außerdem Verfasser eines jener „Kriegs“-Romane, denen allzu viel fehlt, um „Antikriegs“-Romane zu sein. („Der kretische Krieg“, Mitteldeutscher Verlag 1957.) Zwar bemüht sich Günther zu zeigen, was Faschismus ist, aber es erweist sich wieder einmal: Bedingung für das Gelingen dieser Absicht ist die Entwicklung einer brauchbaren Fabel mit Personen, die „typisch“ für bestimmte Klassen und Schichten sind. Günther zieht es vor zu mystifizieren, er sucht lieber in den „Seelen“ seiner Helden herum, um sie „verständlich“ zu machen (er waltet da gerecht über Faschisten und Nicht-Faschisten), anstatt die Anstrengung zur klaren Schilderung von Vorgängen zu machen, die Beweiskraft für jene Zeit besitzen.

Jene Haltung, die sich vor allem in Günthers zweitem Roman äußerte – Absage an die Pflicht zur Bewertung von Vorgängen und Gestalten und damit Absage an einen wichtigen Grundsatz des Realismus –, finden wir in seiner Erzählung „dem erdboden gleich“, die in der „tangente“-Reihe erschienen ist, bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Es ist nicht mehr erkennbar, welchen Sinn der Autor bei der Wahl seines Stoffes gesucht und welche Wirkung er mit der Gestaltung dieses Stoffes erstrebt hat.

Was schildert Günther? Einen Tag – offenbar gegen Ende des letzten Krieges;



den Großeinsatz amerikanischer Bomber gegen eine deutsche Stadt. Die Stadt wird dem Erdboden gleichgemacht. Günther registriert skizzenhaft die Erlebnisse, hauptsächlich jedoch die Gedanken und Gefühle einer Reihe von Gestalten: Eines amerikanischen Piloten, dessen Flugzeug abgeschossen wird und der in die Hände eines Faschisten und des „Mobs“ gerät; er schildert jenen Faschisten; ein Liebespaar; einen Soldaten, dem die Frau untreu geworden ist, und andere Gestalten, die mehr oder weniger zufällig auftauchen. Seinen Objektivismus macht Günther künstlerisch möglich, indem er nicht als wertender Erzähler auftritt, sondern – in der Ich-Form erzählend – von einer der Gestalten zur anderen springt. Er kriecht in die „Seelen“ des Faschisten, des Fliegers usw. hinein und läßt sie von den Vorgängen berichten.

Die Vorgänge sind grauenhaft; die Darstellung ist es auch. Was will Günther beim Leser hervorrufen? Mitleid? Das sollte noch hingehen, obwohl es nicht genug wäre („Besser als gerührt sein, ist: sich rühren“, sagte Brecht; und damit ist wohl auch das Ziel für die Produktivität des Schriftstellers angedeutet); aber Günther kann nicht einmal das bezweckt haben. Hätte er sonst einen so eiskalten Zynismus entwickeln können; hätte er sonst eine so nackte, direkte, alle Vorgänge nivellierende Darstellungsweise wählen können?

Wenn wir uns manches Mal – vorsichtig und zweifelnd – gefragt haben, wie sich eigentlich „Dekadenz“ in der Literatur ausweist – hier haben wir keine Zweifel zu antworten: so beginnt sie zumindest, gewollt oder ungewollt. Ausgangspunkt ist wohl immer die gesellschaftlich nicht mehr produktive Haltung des Schriftstellers, der das klare Ziel verloren hat, dem er all seine Bemühungen unterordnet; dem das Verantwortungsgefühl abhanden gekommen ist, das ihn verwerfen oder billigen heißt, was ihm an Einfällen zuwächst; dem nur noch das nackte, reine Formexperiment wichtig ist, und der außer dem Inhalt auch die Form auflöst.

Es ist doch interessant, daß uns die Werke unserer Klassiker – und nicht nur der unseres Volkes – näher sind und auf einer höheren Stufe der Entwicklung zu stehen dünken als die Produkte jener „Modernen“; daß wir in ihnen Brauchbares für uns finden, nicht aber in jenem Gestammel. Für die Begründer unserer literarischen Traditionen war das Bemühen um Klarheit selbstverständlich; selbstverständlich war ihnen, ihre Umwelt so abzubilden, daß sie erkennbar und daß der Gang der Entwicklung überschaubar wurde. Es lag ihnen fern, Einzelerscheinungen nur zu „registrieren“ und sie aus ihrem Zusammenhang zu lösen; es lag ihnen fern, die Funktion des Schriftstellers als Bewerter der zu schildernden Vorgänge aufzugeben. Das bindet uns an sie – wenngleich sich die Darstellungsmittel im einzelnen verändert haben mögen. Mag die Schreibweise knapper geworden sein; mögen die Genres sich einander genähert haben – die Grundsätze der Gestaltung sind geblieben: die Wirklichkeit soll abgebildet, die geistigen Auseinandersetzungen der Zeit sollen überschaubar gemacht werden; geschrieben soll werden zur Verbesserung der Zeitverhältnisse.

Gegenüber dieser großen, produktiven Haltung können wir jene sich „modern“ nennenden Werke nicht als neu – im Sinne von weiterführend – betrachten. Jene Experimente, mit denen wir da gesegnet werden sollen, erscheinen uns nicht einmal als „Experimente“. Dem Wortsinn nach müßte doch immer ein bestimmtes, schon vorstellbares Ziel ins Auge gefaßt sein; eine höhere Stufe von etwas bereits Vorhandenem müßte angestrebt werden. Aber wohin wollen diese Experimentatoren? Was wollen sie übertreffen? Glauben sie ernsthaft, daß es einen Fortschritt bedeuten könnte, statt klarer Aussage fragendes Gestammel in die Welt zu werfen?

Eine in Stoff und Gestaltung der „Erzählung“ von Günther verblüffend ähnliche Arbeit lieferte der westdeutsche Schriftsteller *Wolfgang Weyrauch* mit seinem

„bericht an die regierung“. Auch er wählt einen Stoff aus den letzten Tagen des Faschismus in Deutschland. Auch er gestaltet „objektiv“. Auch er kriecht in seine Gestalten hinein, um der Wertung zu entgehen. Sein Hauptheld ist Hitler. Er belästigt uns mit den Gedanken und Gefühlen jenes Verbrechers. Er läßt Hitler am letzten Tag seines Lebens unter den Tausenden, die vor den Folgen seines Wahnsinns in den Berliner S-Bahn-Tunnels Rettung suchen, herumspüren, ob sie ihn „verdient haben“, ob sie zu ihm stehen werden, ob sie „Männer und Frauen“ oder „nur Menschen“ sind. Berichte von Hitlers Sicherheitsleuten über vollzogene Greuelthaten wechseln ab mit Gesprächen, die Hitler führt oder belauscht. Menschen der verschiedensten Schichten erzählen von sich, von ihrem Leben, dessen Auslöschung in den durchfluteten Schächten Weyrauch vorführt. Ein Panorama des Grauens, eine Orgie des Zynismus; eine Unmenschlichkeit der Darstellungsart, die Übelkeit hervorruft.

Was kann einen Schriftsteller dazu bringen, auf eine solche Weise gegen das Grauenvolle angehen zu wollen? Er muß dabei doch ein Ziel haben? Wie kann er seine Absicht so entwerfen? Der einzige Schluß, der übrig bleibt, ist: Weyrauch sieht die Menschen, an die er sich wendet, als verrohte, stumpfsinnige Wesen; er glaubt, er könne sie nur mit den stärksten Schocks zum Nachdenken – nein: zu Angstreflexen bringen. Oder ist es bei Weyrauch schon obligate literarische Manier: Ist er dem Einfluß seiner Umwelt so erlegen, daß er vor dem „Primitivismus“ des klaren Aufbaus und der klaren Aussage zurückschreckt? Erscheint es ihm „vulgär“, auf realistische Weise zu erzählen, wie es ihm vielleicht vulgär erscheinen würde, in seiner Lyrik von den vielseitig auslegbaren Chiffren abzugehen, die seine westdeutschen Kritiker als „Ausdruck unseres zwiespältigen, gefährdeten Daseins“ rühmen? Braucht er das Grauen des Stoffes, um literarisch exzentrisch genug sein zu können?

*Joachim Kupsch* war durch die 1955 erschienene Erzählung „Gefährlicher Sommer“ bekannt geworden. Einer der begabtesten „Jungen“ – das ließ sich sogleich feststellen. Sein Stoff war stark. Es war ihm gelungen, Menschen unserer Zeit, Vorgänge unserer Zeit wirkungsvoll zu schildern. Man durfte annehmen, daß er auf dem einmal eingeschlagenen Wege weitergehen würde. Die vergangenen Jahre brachten uns nur eine kleinere Erzählung von Kupsch (Die Nacht mit Beppone). Sie verriet nicht allzu viel Willen zur Aktivität.

In der Reihe „tangenten“ bekommen wir nun zwei neue Arbeiten von Kupsch zu sehen. Das Verblüffende ist geschehen: Dem Autor des „Gefährlichen Sommers“ ist es gelungen, sich an das Programm der Reihe zu halten. Auch ihm widerstrebt es nicht, sich von der realistischen Schreibweise abzuwenden.

Kupsch offeriert uns ein „Märchen“, irgendwann in Italien bei armen Bergbauern spielend. Ein Dorf voll Lebendigtoter begegnet uns. Ihr Zustand ist die Strafe für ihre beharrliche Haltung. Während die Bauern der Umgegend im Aufbruch gegen die Grundherren standen und siegten, haben die Einwohner des Dorfes diejenigen, die sie aufklären und aufrütteln wollten, verjagt oder umgebracht. So sind sie dem Tod verfallen.

Das ist gut, wenngleich ein wenig sehr „kunstvoll“ erzählt; aber die Symbolik des Märchens geht nicht auf. Im echten Märchen stehen Ursache und Wirkung immer in einem natürlichen Zusammenhang. Hier jedoch sind die Folgen der bösen Tat rein der literarischen Willkür entsprungen. Damit es stimmt – und es stimmt doch nicht. Im übrigen verläßt mich das Gefühl nicht, daß auch bei diesem Märchen von Kupsch – wie schon in der in Italien spielenden Geschichte „Die Nacht mit Beppone“ – die Wahl des Stoffes um der Exzentrik des Sujets willen erfolgte, nicht um des Sinnes willen, der sich aus der Geschichte ergeben könnte.

Vollends aber läßt sich der Sinn ver-

missen bei der „merkwürdigen“ Geschichte „Die Bäume zeigen ihre Rinden“.

Gezeigt wird, wie im faschistischen Krieg eine deutsche Einheit in den riesigen russischen Wäldern zugrunde geht. Die Einheit verirrt sich. Der Tod ist den Leuten bei Schluß der Geschichte gewiß. Aber welche Folgerungen ergeben sich? Zeigt sich eine Notwendigkeit für diesen Untergang? Die Gruppe geht nicht zugrunde, weil sie in Widerspruch zu den ihr aufgelegten Mörderpflichten gerät; sie geht auch nicht zugrunde, weil sie in Ausübung ihrer Mörderfunktion von sowjetischen Truppen besiegt wird. Ihr Untergang hängt lediglich von einem Zufall ab, der „schicksalhaft“ gegeben wird. Ein Soldat, der wegen seines Zynismus und seiner Unerschrockenheit von seinen Gefährten als eine Art Dämon betrachtet wird, scheint dieses Schicksal zu verkörpern. Er führt den Trupp – jenem Rattenfänger der Überlieferung gleich – in den Urwald hinein, dem Ende entgegen. Es macht nichts, daß dieser „Dämon“ ein paar Weisheiten über Sinn oder Unsinn des faschistischen Krieges zum besten gibt; diese Erkenntnisse haben mit den Vorgängen selbst nicht das Geringste zu tun. Die Gesetzmäßigkeit, die dem Untergang des Faschismus zugrunde liegt, wird mit der Geschichte nicht einmal gestreift. Zwar werden – auch hier wieder – Details berichtet, die der Wirklichkeitsbeobachtung entstammen; aber genügt das für eine realistische Geschichte? „Die tangente berührt den Kreis nur in einem Punkt.“ Der Kreis ist überhaupt nicht zu sehen – wenn der Kreis das ganze Gefüge der gesellschaftlichen Erscheinungen in ihrer Widersprüchlichkeit umfassen soll.

Kupsch hatte in seiner Erzählung „Gefährlicher Sommer“ viel Raum darauf verwendet, einen „abstrakten“ Maler zu zeigen, der in unserer Republik völlig isoliert lebt. Er hatte diesem Maler die Haltung eines Wahnsinnigen gegeben, der alle Normalen für wahnsinnig, sich selbst aber für normal hält. Höchste Steigerung der künstlerischen Exzesse jenes Mannes,

Inbegriff seiner Abkehr vom Realismus, war der Versuch des Malers, ein Loch in einer Mauer darzustellen. Die Darstellung des „Nichts“. Die Charakterisierung jenes Malers und seines kranken Milieus war Joachim Kupsch gelungen, nicht weniger jedoch die Schilderung der gesunden Gegenkräfte, die in den arbeitenden Menschen stecken. Locket es nach all dem den Schriftsteller Kupsch, das „Nichts“ zu symbolisieren? Ein „gefährlicher Sommer“ war es für Kupschs damaligen Helden, jenen bürgerlichen Arzt. Hoffen wir, daß auch Kupsch nur einen gefährlichen Sommer hatte, als er seine Geschichten schrieb.

*Martin Gregor*, jener Lektor, der seine Autoren mit seinen und ihren Experimenten sitzenließ, hat in der tangente-Reihe einen Band Prosa veröffentlicht. Geschichten mit den verschiedensten Stoffen. Gemeinsam ist ihnen jedoch, daß sie samt und sonders von der Wirklichkeit meilenweit entfernt sind. Das Kind Adolf Hitler wird als kleiner Tyrann vorgestellt, der seinen Vater mit dauerndem Geschrei ums Leben bringt; die Sensation wird geschildert, die ein Mann empfindet, als er das Blut von geschlachteten Gänsen sieht; ein blinder Ansichtskartenverkäufer wird gezeigt, der aus Verwirrung in den Tod läuft, als ihm ein Mann all seine Karten auf einen Schlag abkauft; von einem Mann wird berichtet, der nächtlicherweise einen andern, auf der Straße promenierenden Mann beobachtet; die Seelenqualen eines Mannes werden geschildert, der zu Weihnachten vom Kirchtum Trompete zu blasen pflegte und der nun, da der Kirchturm im Kriege zerstört wurde, einen andern Turm sucht, um seine Mission erfüllen zu können. Und da wird auch geschildert: die Sekunde Null, in der ein Amerikaner eine Atomexplosion hervorruft. All das – wie auch bei den andern Experimentatoren – mit größter „Objektivität“ vorgetragen (*wir* stehen *über* den Dingen!) und ohne den geringsten Hinweis auf die gesellschaftliche Realität, unter der die Vorgänge sich abspielen. Die tangente-Autoren scheint das Credo zu ver-

binden, daß der Mensch „an sich“ existiere, daß sich die Lebensvorgänge unter allen Umständen gleich blieben und daß man sie daher von einer vergleichbaren realen Grundlage durchaus abstrahieren dürfe. Gefährlicher Irrtum – wenn nicht: gefährliche Lüge. Die Ergebnisse dienen jedenfalls jenen Kräften, die an einer Entwicklung der menschlichen Gesellschaft nicht interessiert sind, die unablässig hinausschreiben, daß an eine Verbesserung des menschlichen Lebens nicht gedacht werden könne, wenn auch gesellschaftliche Veränderungen vollzogen würden.

In Gregors 1956 erschienenem Roman „Jüdisches Largo“ war zwar keine überzeugende Typisierung der Gestalten und kein klarer Aufbau der Fabel zu finden, es gab viel Psychologie und allzu üppiges Sentiment; aber immerhin konnte doch der Versuch entdeckt werden, die Realität abzubilden. Und nun: ein offener Rückschritt im Wollen, eine Lähmung der Aktivität. Gregor hat sich „vernebeln“ lassen. Zunächst sicher im guten Glauben, der „Kunst“ näherzukommen. Gregors „Flucht“ mag manch einem, der seine Funktion als Schriftsteller ebenso falsch sieht, zum Nachdenken anregen. Diese Art Kunst hat bei uns keine Lebensberechtigung. Wir brauchen keine Literatur für einen kleinen Kreis von sogenannten „Ästheten“. (Im übrigen sind die Massen der Leser viel bessere Ästheten.) Gekränkt über das „Nicht-Gebrauchtsein“, in dem Gefühl, von der „vulgären“ Masse nicht verstanden zu werden, läuft solch ein irreführender Schriftsteller fort. Dort, wohin er retiriert ist, wird er die absolute Freiheit der absoluten Kunst genießen können: Der Literaturmarkt wartet nicht gerade auf ihn, und gegen den Leser, der bei uns Forderungen an ihn stellte, ist er dort wohlweislich abgeschirmt.

Im ganzen gesehen, zeigt jene Reihe vom Mitteldeutschen Verlag Symptome einer gefährlichen, krankhaften Entwicklung unserer Literatur. Wir wissen jedoch: Gegenkräfte sind da – starke Kräfte –, junge Schriftsteller von bedeutendem Ta-

lent. Denken wir nur an den Kumpel Martin Viertel, der auf unserem Literaturinstitut studiert und an einem Roman über seine Wismut-Zeit schreibt (die ersten Kapitel jenes Romans waren in der „Jungen Kunst“ zu lesen). Da wächst etwas, was das, womit wir uns eben beschäftigen mußten, als Bagatelle ausweist. Aber wird es nicht für junge Schriftsteller wie Joachim Kupsch und Egon Günther notwendig sein, den Anschluß zu suchen? In einem Jahr schon werden sie, wenn sie auf diesem Irrweg weitergehen wollen, isoliert sein; die Gruppe junger Schriftsteller, die bereit ist, für den Sozialismus zu wirken (und die durchaus den Schematismus und Naturalismus vergangener Jahre überwinden kann), wird jene Expeditionen ins Reich der „reinen Kunst“ mit ihren neuen Arbeiten noch lächerlicher machen. Als Maßstab für den Wert der neuen Literatur wird sich nur eins benutzen lassen: die Wahl und die Bewältigung bedeutender Stoffe, die unserer Wirklichkeit von dem, der sehen will und sehen kann, durchaus schon abzufordern sind. Im übrigen: Wer zweifelt daran, daß es leichter ist zu „abstrahieren“ als der Wirklichkeit auf den Grund zu gehen?

Nun bleibt nur noch zu sagen, daß auch das fünfte Experiment, mit dem wir es zu tun haben, Ulrich Bechers Erzählung „Der schwarze Hut“, der ideologischen Konzeption der Reihe durchaus entspricht. Die Geschichte spielt in den Maitagen 1945 in New York. Becher berichtet von den Abenteuern eines Börsenspekulanten. Eingeschoben wird die tragische Geschichte eines jüdischen Lehrers, der im KZ durch Mißhandlung das Gehör verloren hat und nun am Tisch der Reichen um Almosen bettelt.

Becher vermittelt einen Eindruck von der Verkommenheit der herrschenden Klasse in den USA und von der Ideologie jener zeitweiligen „Antifaschisten“, die bei Kriegsschluß überlegen, ob man „Rußland nicht gleich fertigmachen“ sollte. Er skizziert – wie auch in seinen Stücken – mit Sicherheit Personen und Milieu. Und



wie in seinen Stücken bleibt er auch hier in dieser Charakterisierungslust stecken. Die Gegenfigur zu der pervertierten besitzenden Klasse, jener jüdische Lehrer, wird in ihrer Funktion entwertet, da Becher sie „alles verstehen und alles verstehen“ läßt – was er als Autor letzten Endes auch tut. Auch hier wieder: das Exzentrische, die Abnormität der Vorgänge machen dem Autor, wie man deutlich spürt, erst Lust zum Schreiben. Die samt und sonders negativen Gestalten sind so gezeichnet, daß man die Sympathie des Autors für sein Panoptikum gar nicht verkennen kann. Auch hier: Wozu? Wo-

hin? Wem nutzt's? Was hilft's? Sind wir nicht schon Jahrzehnte über das bloße Registrieren von Erscheinungen hinaus?

Das Fazit aus der Lektüre dieser „Versuche“ – Experimente solcher Art führen uns hoffnungslos zurück. Jene „Experimentatoren“ verhalten sich zu wirklich modernen Schriftstellern wie Alchimisten zu Wissenschaftlern.

Neu ist die Zeit! Wer also „neu“ sein will, suche dem Sinn der Zeit gerecht zu werden. Wenn er das zwingen will, wird er sich auch sein Werkzeug paßrecht machen müssen. Er wird „modern“ sein – ohne Krampf.

*Annemarie Reinbard*

## Von der Liebe zum Leben

*Hans Grundig: „Zwischen Karneval und Aschermittwoch“  
Dietz Verlag, Berlin 1957*

Merkwürdig – jahrelang wurde in Gesprächen über Bücher und Leser und Schriftsteller behauptet, „das Publikum“ verlange nach Entspannung, Ablenkung und Erheiterung. „Die Menschen“ – es ist kennzeichnend für Gespräche, die in diese Richtung gehen, daß möglichst allgemeine und verallgemeinernde Bezeichnungen am häufigsten auftauchen – „die Menschen“, zumal die jungen, „wollen nichts mehr hören“ von Faschismus und Krieg, von Widerstandskampf und Konzentrationslager. Das wurde oft in anklagendem Ton vorgebracht. Zur Entlastung wurde wohl auch das natürliche Recht auf Freude ins Feld geführt, das jedem, zumal dem fleißig arbeitenden, zugestanden werden müsse – ein Recht, das übrigens niemand je ernstlich bestreiten wird. Nur wurde durch solche Gegenüberstellung die Freude von vornherein als außerhalb unseres Alltagslebens, außerhalb der politischen Entwicklung, außerhalb des Kampfes der Arbeiterklasse stehend gekennzeichnet oder gar als diesem entgegengesetzt. Es wurde dar-

über gesprochen, wie man die genannte Thematik „verpacken“ müsse, damit „der Leser“ sie unbemerkt mitschlucke, etwa so wie eine notwendige, aber übel-schmeckende Arznei, die man in einer Zuckerkruste verabreicht. Mit dieser Abneigung „des Lesers“ gegen die Thematik aus der jüngsten Vergangenheit wurde das Erscheinen mancher Bücher gerechtfertigt, die Surrogat waren oder Verwirrung stifteten oder doch uns nicht weiterhalfen.

Merkwürdig – Hans Grundigs Buch erzählt ohne Verpackung und Verzuckerung vom Weg eines Malers zum kämpfenden Proletariat, zur Partei der Arbeiterklasse, erzählt von jahrzehntelangem unbeirrtem und opfervollem Kampf. Es erschien im Sommer 1957. Nach wenigen Wochen war die erste Auflage vergriffen; innerhalb von zehn Monaten waren vier Auflagen nötig, dreißigtausend Exemplare fanden den Weg zu den Lesern. Selten steht das Buch in den Regalen der Bibliotheken; es geht von Hand zu Hand. Den Autor erreichten viele, viele Briefe von



Menschen der verschiedensten Berufe, darunter viele Briefe jugendlicher Leser. Buch und Autor wurden durch öffentliche Ehrungen gewürdigt. Im Herbst 1957 wurde Hans Grundig für sein Buch im Preisausschreiben des Ministeriums für Kultur zur Förderung der Gegenwartsliteratur ausgezeichnet; im Frühjahr 1958 wurde ihm von der Akademie der Künste der Heinrich-Mann-Preis zuerkannt. Aber schon vorher hatten Tausende von Lesern ihr Ja zu seinem Buch gesagt. Sicher müssen eine Reihe von Schriftstellern, Kritikern, Verlagslektoren, Buchhändlern und Bibliothekaren ihre allgemeine Einschätzung „des Lesers“ korrigieren. Aber zugleich ist es notwendig, über das Werk nachzudenken, das so verbreitete, scheinbar auf Erfahrung gegründete Auffassungen widerlegt.

Hans Grundig gibt seinem Buch den Untertitel „Erinnerungen eines Malers“, Während die in diesen Erinnerungen wiederholt genannte Gusti Lazar, vielen Freunden auch als Sally Bleistift bekannt, die sozusagen seine Nachbarin ist, an ihren „Arabesken“ schrieb, nahm Hans Grundig wie stets starken Anteil an ihrer Arbeit. Immer neue Anregungen und Vorschläge brachte er ihr. Sie jedoch meinte, er müsse selbst schreiben, was er ihr erzählte. So kam es zu den Erinnerungen eines Malers.

Wie es oft geschieht, sagt auch dieser Untertitel nur die Hälfte. Es gibt in diesem Buch nicht nur „Erinnerungen“; zugleich sind sie Bekenntnis, Mahnung, Ermutigung, Lehre. Und das alles kommt nicht einfach von einem Maler – es kommt von einem tapferen, gütigen, fröhlichen Genossen, der außerdem Maler ist. Wir kennen die chinesischen Bilder Geschichten: Erzählungen, Lebensläufe, Entwicklungen werden vermittelt durch viele einzelne Szenen; auf jeder Seite, die wir umwenden, finden wir ein neues Bild. So etwa hat Hans Grundig gearbeitet, nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder, und dabei gibt er uns Farben und Stimmungen, Lichter und Schatten, den Blick auf

das Wesentliche und die Stellung des Details in der Gesamtkomposition mit der Deutlichkeit und Eindringlichkeit eines Menschen, der vom Sehen zum Gestalten kommt. Seine einfache, durchaus eigene Sprache ist voll Schönheit, Vielfalt und Kraft des Ausdrucks. Immer wieder läßt eine Schilderung, ein Vergleich aufhorchen und nachdenken. Man muß das lesen; überflüssig und sinnlos wäre es, das Stück seines Lebens, das Hans Grundig in den acht Abschnitten vor uns ausbreitet, in äußeren Umrissen hier wiederzugeben. Darauf, wie er selbst es erzählt, kommt es an.

Wie er das erzählt – darin liegt wohl eine wesentliche Ursache für den Erfolg des Buches. Ich habe sagen hören, autobiographischen Werken sei der Erfolg fast immer sicher; bei ihnen sei der Leser gewiß, nicht „Erfundenem“, sondern „Erlebtem“ zu begegnen, also der Wahrheit (wörtlich genommen), während er oft den Fabulierern mißtraue. Jedoch ist die Aufnahme von Autobiographien entgegen dieser Behauptung durchaus unterschiedlich. Zuweilen wird der Erfolg auch damit begründet, daß es sich um die Autobiographie eben eines Künstlers handle, eines, wie Hans Grundig selbst sagt, Außenseiters der bürgerlichen Gesellschaft. Tatsächlich lernt der Leser den Künstler und seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft besser verstehen und vermag zu begreifen, wie Hans Grundig fast zwangsläufig zur Partei der Arbeiterklasse findet – eben weil er ein Künstler ist, ein ehrlicher Künstler, dem es um die Wahrheit geht. Für Hans Grundig ist die Kunst natürlich nicht ein Luxus, den sich alle Menschen eines Tages werden leisten können, nachdem die ökonomischen Probleme gemeistert sind. Sie ist ihm aber auch nicht nur Mittel zum Zweck – zu dem Zweck, die Gesellschaft verändern zu helfen. Natürliches und rechtmäßiges menschliches Bedürfnis ist ihm das Aufnehmen von Kunst und die künstlerische Aussage eines der durch die Klassengesellschaft unterdrückten Bedürfnisse,

deren Befriedigung jedoch die menschliche Persönlichkeit erst zur wirklichen Entfaltung bringt. Mit gleichem Verständnis, gleicher Erlebnisfähigkeit erfaßt er Dichtung, Tanz, jede künstlerische Aussage. Darum gibt und gab es für ihn kein Sich-Abschließen von der Gesellschaft. Die Außenseiterstellung des Künstlers befremdete ihn frühzeitig, und er durchbrach sie. „Die Zeitverhältnisse wurden unsere wirklichen Lehrer, sie lehrten uns denken, und unsere Bilder waren Ausdruck dieser Erkenntnis“, sagt er. „Die Wahrheit zwingt den Menschen zum Denken, deshalb malte ich“, heißt es an anderer Stelle. Über Freunde der ersten Malerjahre, die, überragend begabt, als kaum Dreißigjährige in ihrer künstlerischen Substanz immer flacher wurden, schreibt er: „Das größte Können versagte an ihrem inhaltlosen Leben, sie erstickten an ihrer eigenen Indifferenz.“ Zu jener Zeit, 1926, hatte er bereits den Weg zur Kommunistischen Partei gefunden.

Möglich, daß mancher zu dem Buch gegriffen hat, um etwas über jene Außenseiter der bürgerlichen Gesellschaft zu hören, die er vielleicht bis dahin für Außenseiter der Gesellschaft schlechthin gehalten hat. Gerade für solche Leser mag das Buch ein Erlebnis geworden sein. Das Bohemeleben der jungen Künstler in den zwanziger Jahren, scheinbar so bunt und verlockend, wird ihm als notwendige Reaktion auf die damals bestehenden Verhältnisse verständlich geworden sein. Unbekümmertheit und Frohsinn junger Menschen, die Hans Grundig uns malt, lassen doch nicht das Gefährliche, Unnatürliche dieses Außenseitertums vergessen. Die Parteiarbeit in den folgenden Jahren, die Holzschnitte, die in den Versammlungen verkauft wurden, die Agitprop-Arbeit in der „Linkskurve“, der illegale Widerstandskampf nach 1933 zeigen neue Zusammenhänge. Diese Außenseiter sind zu Kämpfern für die neue Gesellschaft geworden, und dadurch wird ihre Kunst immer reicher und reifer. Über diese Wechselbeziehungen hat der Leser im Ge-

gensatz zum jungen Hans Grundig vielerlei theoretische Abhandlungen gehört und gelesen; hier findet er das Beispiel.

Aber die große Wirkung von Hans Grundigs Buch scheint mir ganz wesentlich noch durch etwas anderes bedingt: Eine große, tiefe Liebe zum Leben erfüllt jede Seite, durchwärmt uns, ermutigt uns. Die Freude, bescheidene und belebende, übermütige und verhaltene Freude ist in diesem Buch wahrhaftig nicht etwas, das „nach Feierabend“ zu seinem Recht kommt, außerhalb des täglichen harten Kämpfens und Schaffens. Hoffentlich lesen es viele, die geneigt sind, Freude mit Amusement gleichzusetzen und in ihr etwas zu sehen, was von unseren großen und lebenswichtigen Aufgaben ablenkt und nur stundenweise als „Ausgleich“ zu gewähren ist. Hoffentlich lesen es viele, die fürchten, im Leben des aktiven, politischen Kämpfers sei kein Raum für Freude. Daß es im Leben der beiden Grundigs trotz größter Armut, trotz angestrengter und oft gefährvoller Arbeit so viel echte Freude gab, liegt nicht daran, daß sie als Künstler die Armut oder die Gefahr etwa nicht empfunden oder sich leichter darüber hinweggesetzt hätten. Es liegt daran, daß sie als Genossen der Zukunft gewiß waren und sich innerhalb des Kollektivs der Partei auf dem richtigen Weg wußten. Die Liebe zum Leben, die Liebe zu den Mitmenschen gibt Hans Grundig die Wärme und Herzlichkeit, die Offenheit und den gutmütigen Spott für sich und andere, sie verhilft ihm zur Klarheit seines Standpunktes, zur Erkenntnis seiner Aufgaben und sie gibt ihm die Kraft, auch die entsetzlichen Jahre im Lager Sachsenhausen zu überwinden.

Die hundert Seiten, kaum ein Viertel des Buches, auf denen Hans Grundig von den fünf Jahren der Qual in Sachsenhausen erzählt, erschüttern gerade deshalb so stark, weil der Leser diesen Häftling Nr. 18 061 gut kennt. Er ist Zeuge seiner Kinderjahre, seines Lernens und Wachsens und Reifens gewesen. Er weiß, wie dieser jetzt zur Nummer Erniedrigte und Ge-

schundene die Lea gefunden hat, weiß von der wunderbaren Liebe und Gemeinsamkeit der beiden, von ihrer Sorge und Sehnsucht. Was unter den Millionen der Gequälten dieser Jahre dem Häftling Nr. 18 061 geschieht, geschieht einem Menschen, der dem Leser nah und vertraut ist und wird damit entsetzlicher noch, aber

auch faßbarer; wird etwas, dem der Leser, auch wenn er das bisher vielleicht versucht hat, nicht ausweichen kann, auch nicht mehr ausweichen will.

Dem Buch Hans Grundigs sind noch viele neue Leser zu wünschen. Dem Autor möchte man danken, daß er es uns geschenkt hat.

*Erwin Kohn*

## **Zwischen arm und reich**

*Jurij Brězan: „Der Gymnasiast“, Roman, Verlag Neues Leben, Berlin 1953*

Auf der letzten Seite von Jurij Brězans neuestem Roman „Der Gymnasiast“ liest man: „Ende des 1. Bandes.“ Der gleiche Vermerk findet sich am Schluß von Erwin Strittmatters „Wundertäter“, und auch Herbert Jobst kündigt eine Fortsetzung der Lebensgeschichte seines „Findlings“ an. Es scheint, daß mehrbändige Entwicklungsromane zur Zeit ein bevorzugtes Genre sind. Vielleicht verdrängen sie allmählich sogar die Werke über den zweiten Weltkrieg. Worin liegt die Bedeutung solcher Lebensdarstellungen, die auf scheinbaren Umwegen doch zur literarischen Bewältigung unserer Gegenwart vorstoßen wollen?

Die Menschen von heute, die den Sozialismus verwirklichen sollen, tragen die Erlebnisse und Erfahrungen von gestern und vorgestern mit sich herum. Oft steht das Denken und Handeln von gestern im Widerspruch zum Sollen von heute. Die Literatur kann helfen, diesen Widerspruch zu lösen, Sollen und Wollen in Einklang zu bringen, indem sie das Gestern und Vorgestern richtig wertet; darin eben liegt der Nutzen solcher „Umwege“.

Die Auseinandersetzung mit dem zweiten Weltkrieg zwingt Schriftsteller und Leser, mit der späten Erkenntnis fertig zu werden, daß sie hinter einer falschen Fahne gelaufen sind. Die Darstellung einer Entwicklung, die bis in den Anfang

unseres Jahrhunderts zurückführt, ist komplexer: Sie konfrontiert uns mit der ganzen Problematik unserer Geschichte. Auf dem gemeinsamen Hinter- oder auch Vordergrund der geschichtlichen Ereignisse bieten uns die vorliegenden Entwicklungsromane sehr unterschiedliche Lebensläufe literarischer Helden. Diese Vielfalt – noch vergrößert durch schon früher erschienene Gesellschafts- und Entwicklungsromane, etwa die von Willi Bredel, Hans Marchwitza, Wolfgang Joho – ist Ausdruck der differenzierten gesellschaftlichen Entwicklung. Die Zentralfiguren dieser Romane tragen mehr oder minder starke autobiographische Züge. Das autobiographische Element in diesen Büchern beeinflusst die Wahl des Milieus und der Konflikte und kann auch kompositorische Eigenheiten erklären.

Jurij Brězans „Gymnasiast“ ist einer der Entwicklungsromane, von denen hier gesprochen wird. Seine Handlung reicht vom ersten Weltkrieg bis in das Jahr 1936. Der Weltkrieg ist Ausgangspunkt des Romangeschehens: Der sorbische Steinbrucharbeiter Jakob Hanusch legt vor Verdun in seiner Todesangst das Gelübde ab, seinen Sohn Felix zur Schule zu schicken, damit er Pfarrer werde. Und am Ende bringen die brutalen Gleichschaltungsmaßnahmen der Nazis den Gymnasiasten Felix Hanusch dazu, sich gegen die Nazis

und für sein sorbisches Volk zu entscheiden, indem er die Loyalitätserklärung verweigert und einer Kommunistin zur Flucht über die Grenze verhilft. Jurij Bržan leitet also die Handlungsführung seines Romans aus historisch konkreten Situationen ab.

Es wäre weit gefehlt, hinter dem Titel „Der Gymnasiast“ einen der herkömmlichen Oberschulromane alten Stils zu vermuten. Dieser Roman spiegelt gesellschaftliche Verhältnisse, Konflikte und Entwicklungen; es ist Jurij Bržan gelungen – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen –, jeder Szene einen sozialen Kern zu geben und ihre Beziehung auf den Hauptkonflikt deutlich werden zu lassen.

Felix Hanusch, der Gymnasiast, steht in einem doppelten Konflikt, einem sozialen und einem nationalen: Er ist der Sohn eines armen Arbeiters, und er ist Sorbe. Schon als kleines Kind lernt er, „daß man die Menschen danach einteilen konnte, wie man sie grüßte“. Das sieht so aus: „Die Leute im Dorf, die Frauen in der Tracht und die Männer, die aussahen wie Vater, grüßte man sorbisch. Die Leute vom Schloß und Leute, die wochentags fein angezogen waren und nichts taten, die grüßte man mit ‚Guntack‘.“ Die „Guntack“-Grenze spielt denn auch das ganze Buch hindurch eine Hauptrolle; der Roman schildert den wackeligen Seiltanz, den Felix auf dieser Grenze vollführt, bis er sie verläßt, um sich endgültig seinen Leuten anzuschließen.

Wie verhält sich der Sohn eines armen Steinbrucharbeiters, der seinen Schulbesuch von zusammengesparten Pfennigen der Eltern und kirchlichen Unterstützungen finanzieren muß, auf dem Gymnasium zwischen den Söhnen und Töchtern von Ärzten, Rechtsanwälten und Beamten? Es beginnt damit, daß er seine Herkunft verleugnet. Als Beruf des Vaters läßt er „Landwirt“ eintragen. Er entfremdet sich dem Elternhaus. Bržan sagt es auf seine eigene Art: „Der Vater reichte ihm die Hand. Felix begrüßte ihn und wischte

sich, ohne es gewahr zu werden, die Hand an der Hose ab.“

Aber so leicht läßt man die Vergangenheit nicht hinter sich. Auf dem Geburtstagsball der Landrats Tochter wird der arme Außenseiter zum Gespött der Gymnasiasten. Doch die Demütigungen lassen ihn nur noch trotziger wünschen, die „Guntack“-Grenze zu überwinden. „Auch dann, wenn das schwieriger sein sollte, als den eigenen Schatten zu überspringen.“ Felix will also aus der Welt, zu der er gehört, „aufsteigen“ in eine „bessere“. Er will als einzelner seine Klassenbindungen abstreifen. Dieses Bestreben ist typisch für kleinbürgerliches Denken, das auch unter Arbeitern weit verbreitet war und ist. Es ist daher sehr verdienstvoll und aktuell, dieses Problem zum Hauptkonflikt eines Romans zu machen. Nun wird es hier allerdings als Entwicklungsproblem eines noch unfertigen Gymnasiasten dargestellt. Das gibt der Handlungsführung notwendigerweise einen besonderen Aspekt.

Die Kritik an einer falschen Haltung trägt die ganze Handlung. Wie die richtige Haltung in einer gleichen Situation aussehen müßte, kommt nur andeutungsweise zum Ausdruck: In einem Gespräch, das der kellnernde Felix in Gedanken mit seinem Rektor führt, kehrt er die frühere Losung „Tausend Plätze zwischen mich und Agnes“ (eine Kommunistin) um und sagt: „Ich lerne wie ein Wilder ... damit ich Ihnen in die Fresse hauen kann.“

Die Geschichte von Felix ist die Geschichte des mißglückten Aufstiegsversuches und der schließlichen Umkehr. Dabei ist Felix keineswegs der Hauptakteur, wenngleich er ständig im Zentrum des Geschehens steht. Felix ist mehr Behandler als Handelnder. Selten ist er es, der die Handlung vorwärtstreibt. Das ist kein Zufall, sondern ergibt sich aus seiner passiven, zögernden Grundhaltung. Es geht meist um diese Haltung und seine Reaktion auf verschiedene Situationen, in die er gerät. Felix ist ein unentschlossener, schwankender Mensch, der sich zu keiner endgültigen Entscheidung aufraffen kann



und daher auch konsequente Taten meiden. Erst der Schluß zeigt uns einen anderen, durch Erlebnisse und Einsicht geläuterten, entschiedenen und richtig handelnden Felix. Dieser Anlage der Zentralfigur entspricht der episodische Charakter der Komposition.

Fragt man nach den Motiven und Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Felix Hanusch, so muß man sie nicht im „Rein-Psychologischen“, sondern im Gesellschaftlichen suchen, und dort zeigt sie Jurij Bržan auch. Da ist zunächst der Klasseninstinkt, den ihm seine Herkunft mitgibt. Seine Zugehörigkeit zu den Armen, zu den Niederen, zu den Arbeitern und kleinen Bauern (trotz Gymnasiastenhüte!) wird ihm immer wieder durch die Wirklichkeit – manchmal sogar sehr empfindlich – zum Bewußtsein gebracht. Er verleugnet zwar seine Bekanntschaft mit der Aschefrau Agnes, aber das löst doch wieder ein Schuldgefühl aus, das für seine weitere Entwicklung eine Rolle spielt. Auch sein Zugehörigkeitsgefühl und sein Bekenntnis zum sorbischen Volk sind für seine Entwicklung sehr bedeutsam. Als er den Plan der Nazis erfährt, die Sorben mit Hilfe einiger „loyaler“ sorbischer Intellektueller, zu denen auch er gehören soll, zu „germanisieren“, fällt seine Entscheidung: gegen die Nazis, damit aber auch gegen den eigenen „Aufstieg“ ins Kleinbürgertum. Denn Klassengrenze und nationale Grenze fallen hier ziemlich genau zusammen.

Felix kommt im Laufe seiner Gymnasiastenzzeit mehrmals mit Kommunisten in Berührung. Er gerät in eine Versammlung des kommunistischen Jugendverbandes, noch mit der Vorstellung von der „Fratze des Bolschewismus“ im Kopf. Obwohl Gymnasiast, versteht er die politischen Darlegungen der Referentin nicht und verzichtet sich schleunigst, als die Polizei erscheint. Er schlägt sich mit dem anarchistischen Pseudokommunisten, dem Säufier und Raufbold Rumbo. Dann aber treten die beiden Brüder Roßmann, die echten Kommunisten sind, in sein Gesichtsfeld.

Zwar bleiben sie sehr am Rande der Handlung; doch die Bekanntschaft mit der jungen Kommunistin Agnes bekommt dann großen Einfluß auf seine Entwicklung. Die Gedanken an die in die Illegalität untergetauchte Agnes fördern auch die Abrechnung mit seiner eigenen inkonsequenten Haltung, und seine Hilfe bei ihrer Flucht – der Schluß des Buches – kennzeichnet seine neuerliche Annäherung an die Kommunisten. Felix kommt für diese entscheidende Tat ins Gefängnis.

Jurij Bržan hat sich streng an den Standpunkt seines Helden gehalten. Es wird keine Handlung geschildert, bei der Felix nicht anwesend ist; alles wird mit seinen Augen betrachtet. Nur seine Gedanken, Gefühle und Absichten werden mitgeteilt, bei den anderen Personen des Romans nur Äußerungen der Gefühle und Gedanken, die Felix beobachten oder erraten kann. Diese Beschränkung konzentriert die Handlung außerordentlich und ist insofern ein Vorzug. Aber sie verringert andererseits die Möglichkeiten, andere Aspekte ausführlicher im Handlungsablauf zu gestalten und andere Personen allseitig zu zeichnen.

Trotzdem gibt es in dem Buch einige Gestalten, deren Entwicklung dargestellt wird: Alfons Batschon zum Beispiel ruft als kleiner Junge auf dem Felde seinem Vater, dem Gutsbesitzer, zu: „Vater, die lesen nicht richtig!“ Am Schluß des Buches ist er ein nazistischer Denunziant, der die Ermordung Rudi Roßmanns verschuldet. Eine andere solche Figur ist der Nietzsche-Leser Bodo Schmidt; er wird später SS-Mann. Aber man hätte über diese und andere Personen des Romans, zum Beispiel über den Vater, gern noch mehr erfahren.

Bržans Sprache ist zugleich farbig und karg. Er vermeidet Kommentare und sentimentale Abwege. Manche seiner Sätze sind transparent; sie geben – außer ihrer direkten inhaltlichen Bedeutung – noch einen gesellschaftlichen oder anderen Bezug. Bržan weiß Atmosphäre zu schaffen und das Erleben der Menschen, die un-



mittelbare Handlung, mit der Landschaft und dem Milieu, in dem sie sich ereignet, direkt zu verbinden. Nicht zuletzt ist es diese Farbigkeit, Anschaulichkeit und Erlebnistiefe, die den Roman zu einem gern gelesenen Buch für junge Menschen

machen wird. Er verkörpert eine Art von Jugendliteratur, wie wir sie uns wünschen: problemreich, voll echten Gefühls, voller Poesie, aber auch voller Reife und Einsicht in die Möglichkeiten, die Konflikte zu überwinden.

Günther Deicke

## Drei junge Lyriker

Der Zufall des Erscheinungstermins präsentiert uns drei junge Lyriker mit ihren Erstlingsbänden zur gleichen Zeit. Es ist reizvoll, diese Erstlinge einmal vergleichend zu betrachten, zumal jeder, außer Gemeinsamkeiten mit den anderen, seine eigene Entwicklungsnote besitzt. Versuchen wir, die Eigenarten zunächst an Gedichten mit „neutraler“ Thematik zu erkennen. Da steht bei Lindemann der „Abendspaziergang“:

*Der Wind hat das Haar der Finsternis  
in mein Gesicht gekämmt.  
Wie eine Matte liegt die Dunkelheit vor  
mir  
auf der Asphaltstraße.  
Beglückt gehe ich darüber hin,  
von einer weißen Laternenblüte  
zur anderen.*

Das ist ganz einfach und hübsch vor sich hin erzählt, Aussage einer Stimmung, nicht mehr. Sie kann sich mitteilen, sie braucht sich nicht mitzuteilen. Der gute Anfang verspricht mehr als der subjektive Schluß hält.

Walter Werner hat fast das gleiche Bild in seinem Gedicht „Laternen“:

*Laternen,  
funkelnde Perlen,  
vergoldete Augen  
von Menschen gemacht,  
  
ins Dunkel gewoben,  
aus Straßen gebogen,*

*weiß-schimmernde Blüten ...  
Sie ordnen die Nacht.*

Das ist singbar, in den Metaphern konventioneller, aber überraschend im Schluß: Was sich zunächst als allgemeines Stimmungsbild anbietet, verdichtet sich am Ende in einer beglückend sicheren gedanklichen Formulierung.

Und nun Wolfgang Hädeckes „April“:

*Am schwarzen Maul der Nacht hängen  
die Speichel, die Regen –  
die langen Strähnen  
der Wolken, immer feuchten,  
träufenden, brechen herab:  
die vollen Schleusen der Erde fassen nicht,  
schlucken nicht den Guß –  
hinter den Schleiern, windverjagt,  
brennt der Morgenapril auf roten Seen.*

Hier erscheint beides vereinigt: die sprachliche Spannkraft läßt nicht nach bis zum Schluß, der das Ganze ins gültige Bild hebt. Selbstverständlich lassen sich am einzelnen Gedicht immer nur Ansätze ablesen, wie ja auch ein einzelner, erster Gedichtband fast immer nur ein Versprechen abgibt, das im Lauf der Entwicklung einzulösen ist. Aber formale Grundtendenzen kann man bei Betrachtung der oben zitierten Gedichte schon erkennen: Während Lindemann dem berichtenden Ton den Vorzug gibt, versucht Werner ganz ins lyrische Gebilde zu treten, und Hädecke fühlt sich sprachlichen Spannungen verpflichtet.

Werner Lindemann ist da am stärksten, wo die Erinnerung ihm das Bild komprimiert und gesellschaftliche Widersprüche hart gegeneinanderstellt. So in den Gedichten „Damals Wintertags“, „Meine Mutter“, „Erinnerung an den Herbst“ und „Für sechzig Pfennige pro Tag“:

*Hier hab ich in der Mittagssonne  
den Distelkranz geköpft  
für sechzig Pfennige pro Tag,  
wenn blütenschwer der Roggen  
im Juniwinde lag.*

*Hier bin ich, wenn der Wind den Duft  
des Heus auf seinen Schwingen trug,  
durch den Kartoffeldamm gekrochen  
und habe meine Fingerspitzen  
an Distelkränzen wund gestochen.*

*Und wenn ich nachts ermüdet  
und sonnenbrandgestachelte  
auf meinem Strohsack lag,  
dann träumte ich von Distelkränzen  
und sechzig Pfennigen pro Tag.*

Lindemann hat das Bestreben, möglichst ungekünstelt auszusagen. Das gelingt ihm am reinsten bei der gesellschaftskritischen Thematik aus der Vergangenheit; hier stehen klare Fakten nebeneinander, und die knappe Mitteilung genügt, den Leser zum Nachdenken zu bringen. Darin hat er von Brecht gelernt. Wo aber die Erlebnissubstanz zu dünn wird, wirkt die Kargheit künstlich. So in den kurzen Naturgedichten, die fast alle mit drei Pünktchen enden und nicht nur deshalb fragmentarisch wirken:

*Auf schwarzem Pferde  
reitet die Nacht vor meinem Fenster.  
Jetzt löst sich der blanke Säbel des  
Mondes  
vom goldenen Sternengürtel.  
Entbauptet fällt die Finsternis ins Gras...*

Vielleicht rührt das von mißverstandenen Expressionismus her? (Gedichte, die so ins Offene münden, finden wir zum

Beispiel bei René Schwachhofer.) Das Bild wird Selbstzweck, wenn nicht mehr ausgesagt wird als: Es ist dunkel, da geht der Mond auf und es wird heller. Das bloße Naturbild genügt nicht mehr, wenn nicht auch gleichzeitig die menschliche Persönlichkeit mitgestaltet wird. (Man vergleiche damit einmal Naturgedichte aus unserer Klassik!) Im Bestreben, aktuell-politische Probleme lakonisch auszusagen und im konkreten Bild zu bleiben, verengt Lindemann häufig die Problematik („Wie lange . . .“, „Das Lachen“, „Jungen unter sich“) und kommt zu Gedankensprüngen, die willkürlich erscheinen. Schlimmer wird es, wenn ein hohler Klang von Sentimentalität mitschwingt. Das wird am deutlichsten an Gedichten wie „Der Geiger“, „Der Bettler“, „Kauft Chrysanthemen“: soziale Rührseligkeit, die bereits von Engels widerlegt worden ist. Aber auch die Liebesgedichte sind häufig unüberwundene Ressentiments, und gar Gedichte wie „Das Schweigen“ oder „Bitte“ sind unausgefüllte sentimentalische Gesten; ihnen fehlt Natur:

*Kann sein, ich sterbe.  
Kann sein.  
Dann vergesse mich.  
Aber vergesse nicht,  
die Nachtigall zu grüßen,  
die kleine graue Nachtigall.*

Lindemann weiß Bilder zu finden, und er hat Gedanken, aber er kann beides manchmal noch nicht in die ihm gemäße lyrische Tonart umsetzen. Sein Mangel an lyrischer Musikalität weist ihn zunächst auf didaktische Poesie, in diesem Bereich aber muß er sein Gefühl beobachten, da es ihm häufig ins Sentimentale entgleitet. Er muß lernen, genauer zu arbeiten.

Eine andere Grenze Lindemanns wird deutlich in dem Zyklus „Gitterstäbe und Stacheldraht“, Bilder nach Berichten aus dem Konzentrationslager Buchenwald, von denen einige recht eindringlich sind. Man vergleiche Lindemanns „Der Tote

auf dem Appellplatz“ mit Hasso Grabners Gedicht „Essenausgabe“ (NDL 3/58, S. 110), welches das gleiche Thema behandelt:

Während Lindemanns Bild in der flächigen Darstellung sich erschöpft, wird das Grabners plastisch und lebendig.

Wolfgang Hädecke: „Und stehn die Fragen auf“, Mitteldeutscher Verlag, Halle 1958

Wolfgang Hädeckes Gedichte habe ich zunächst mit Bewunderung, später mit jenem Mißtrauen gelesen, das ich mir gegenüber den Jüngern des Modernismus allmählich angewöhnt habe; denn nicht jede sprachstolze Vokabel, nicht jede große, pathetische Geste hält, was sie verspricht. Oder wie soll man über den Schluß des Gedichts „Von unserer Nüchternheit“ denken:

*Wir vermögen zu erleben  
eure Leiber ihr Frauen  
jeden eurer befreienden Küsse  
den Tanz eurer Brüste im Schreiten  
auch den sanften Hall eurer Füße  
noch im Entgleiten.*

*Aber auch sind wir nüchtern genug  
zu denken: das ist unser Bestand.*

*Wir sind Vögel  
täglich trunken vom Rausch unsrer  
Flüge  
und abends auf den Bäumen hockend  
sagend: so flogen wir  
und morgen werden wir so fliegen.*

Hier wird ein großer Aufwand für eine allzu magere Erkenntnis vertan. Aber noch etwas fällt im stolzen Schreiten dieser Sprache auf: die Ungeschicklichkeit der beiden hintereinander gesetzten Partizipien „hockend sagend“. Fehlt es dem Autor, der so von seiner Sprache besessen ist, daß er sie mehrfach andichtet, etwa an sprachlicher Genauigkeit? Da lesen wir in dem Gedicht „Über Brechts Grab“:

*Denn die Schmutzigen waren nicht die  
Böseren:  
ihre Zähne waren krumm, aber sie  
stumpften,  
sie hatten den Schmutz nicht gemacht.*

Das zweite „sie“ bezieht sich sinngemäß

auf „die Schmutzigen“, grammatikalisch aber auf „ihre Zähne“. Das Titelgedicht beginnt:

*Uns stehn die Fragen auf  
zahllos wie Kirschbäume an der Straße...*

Hädecke möchte das Bild beibehalten und variiert im Schluß:

*Zahllos wie Kirschbäume an der Straße  
werden die Fragen sich leeren.*

Und er hat offenbar kein Empfinden für die unfreiwillige Komik der sich selbsttätig zahllos leerenden Fragen.

Auch die Bilder stimmen nicht immer. In einem Gedicht wird von unserem Jahrhundert gesagt: „Dieses aber mit Stimmen wie Feilen brüllt...“ Aber seit alters her brüllen Feilen nicht, sondern kreischen. Hädecke weiß um die Faszination der Form, das verführt ihn manchmal dazu, Oberflächliches als Tiefe auszugeben. In dem Gedicht „Die Krähen“ wird mit suggestiver Kraft ein Dezemberbild beschworen:

*Dezember schwebt  
Dezember mit kaltem Fittich  
ins Laub –  
die Krähen kreisen über den Hügeln...*

Nach jeder der beiden Strophen setzt nun Hädecke einen Klammersatz: „(Morgen wird der Frost die Teichgräser morden.)“ „(Morgen werden die Fische in ihre gründige Stille sinken.)“ Wer zufällig Nietzsche gelesen hat, erinnert sich an dessen Verse: „Die Krähen schrein und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: Bald wird es schneien...“ Das sagt das gleiche und sagt es besser. Beim Vergleich beider Gedichte stellt sich heraus, daß Nietzsches „Vereinsamt“ viel stärker ist, weil es den Menschen einfügt.

Man muß Hädecke, der wie die meisten jungen Schriftsteller noch vieles aus der Literatur bezieht (Brecht, Georg Heym, Hermlin, Celan), warnen vor zu großem Anspruch, der berauscht und Fülle vor-täuscht, wo nur Klang ist. Denn wie ist das:

*Von dunklen Fährten Wind  
wird unser Gesang: o gefunden*

*vielen flauen Gebärden entsprungen  
Stimmen uns: o gefunden*

*unsrer Gewänder Gefalt im Tag  
zerfiel starb hin: o gefunden*

*öfter denn anderen die glühenden Kronen  
zerspaltten uns: o gefunden*

*nie in den schaukelnden Flüchten des  
Trugtags*

*kranke uns das: o gefunden*

*steil aus den Kammern unsrer Erweckung  
türme sich Sang: o gefunden*

*die wir den Ungrund umspannen  
des Seins Übermacht: o gefunden*

*von dunklen Fährten Wind  
wird unser Gesang: o gefunden*

Zunächst ist das eine lyrische Etüde, antithetische Variation auf das Thema „O verloren“ von Thomas Wolfe (dem Hädecke auch einen glühenden Nekrolog geschrieben hat). Aber es bleibt in der Etüde stecken, in der lyrisch-kompositorischen Übung. Er versucht „irgendwie“ ein neues Lebensgefühl zu vermitteln, das er sich inhaltlich noch gar nicht errungen hat. Noch gelingt ihm die Hinwendung nicht, wie ihm (eine Seite vorher) die „Absage“ gelingt. Wir wollen nicht ungerecht sein – aber Hädecke ist zu begabt, um nachsichtig behandelt zu werden. Er stellt Anforderungen an den Leser, also muß man auch an ihn Ansprüche stellen.

Denn es gelingt ihm auch die akzeptable Aussage: in den drei „Balladen“, in einigen Liebesgedichten, in solch einem Gedicht der Zuversicht:

*Wem so wie uns der Nächte Schwere wich  
in Sternenschwarm, in blütenzarten  
Wintermond,*

*wem so wie uns des Blutes großer Schlag  
mit dem Versinken in den Abendschlaß  
belobt,*

*wer so wie wir begraben im Gewicht  
von Kuß und Wort das Tal der Heiterkeit  
bewohnt,*

*der sterbe nicht geängstigt von Verlust  
und Fall*

*der trage sich ins Antlitz der bedrohten  
Zeit*

*der habe in den starken Häusern seinen  
Widerhall*

*der frage nicht noch warte, der sei wach  
und weit.*

Gewiß ist auch hier die Sprache teilweise präntiös, von Rilke oder George herkommend, aber hier wird, wie auch in dem Gedicht „Am Stab des Zorns“ unsere „Übergangszeit“ beschworen (wir begreifen das als Übergangszeit vom Kapitalismus zum Sozialismus, die sich in der Literatur ausdrückt im Übergang von der spätbürgerlichen zur sozialistischen Schreibweise). Hier wird auch versucht, schon vorausdenken. So auch im Schlussteil des Gedichts „Auf meine Sprache“:

*Überkommenes:*

*ich darf bewundern aber nicht anbeten  
ich darf eintauchen aber nicht absinken  
ich darf lieben aber nicht blind.*

*Geboren ins übermächtige Zeitalter  
umsungen vom Zorn barrender Völker  
Dachau, Bikini im schauernden Obr  
prüfe ich bitter, hoffend das Gegebene.*

*Das immer Feste ist nicht mehr fest  
jung wird manchmal das Uralte  
wir springen in die endlose Kühle des Alls  
binter uns rollt der Globus ab.*

*Granitene Weisheit fordert neuen Schlag  
das Unerhörte überschüttet mich unauf-  
hörlich*



*Bestätigung heischt Längst-Bewußtes  
die Worte zerplatzen auf meiner Zunge.*

*Ich versuche anderen gemäßeren Wurf  
Flug und Gelingen sind nicht gewiß  
aber ich gebe es nicht mehr auf.*

*Oft bluten meine Hände.*

Hier wird deutlich, daß Hädecke die Formgebung als Wagnis empfindet, und manchmal, scheint mir, fehlt ihm noch die exakte Kontrolle. So ist „umsungen vom Zorn“ eine schiefe Metapher, und die letzte Zeile („Oft bluten meine Hände“) rutscht wieder ab in sentimentales Pathos. Er hätte spüren müssen, daß diese Zeile an den eigentlichen Schluß nur angeklebt ist. Allzusehr auch nährt sich das Gedicht von den abstrakten Begriffen: „das Gegebene“, „das Uralte“, „das Unerhörte“.

Hädeckes Begabung ist nicht anzuzweifeln, aber zu stark noch unterliegt er der Gefahr, sich im Formalen zu versteigen. Und das deshalb, weil er die neue, die gesellschaftliche Thematik bislang offenbar auch nur formal begreift. Er versucht ihr Ausdruck zu geben, wo sie ihn persönlich berührt (dagegen ist nichts zu sagen),

aber er kommt (sogar in dem Gedicht auf Brecht) über die allgemeinen Typisierungen nicht hinaus. Der „Gesang auf das unerbittliche Jahrhundert“ zum Beispiel erschöpft sich im Taumel der Begriffe, die irgendwo und nirgendwo hausen: „Den Lebenden stehen bereit hundert Zäune des nackten Zwangs . . .“, oder: „Die Lebenden zehren ab geschlagen von Unerbittlichkeit.“ Wo? fragt der Leser. „Das Jahrhundert ist auch besiegbare“, meint Hädecke. Wieso das Jahrhundert? fragen wir. Welche gesellschaftlichen Kräfte bestimmen das Jahrhundert, und wen gilt es zu besiegen? Darauf gibt Hädecke nur eine abstrakte Antwort, wenn er sagt, daß „die Unerbittlichkeit des Todes durch die Unerbittlichkeit des Lebens“ besiegt werde. Das klingt sehr schön, ist aber letztlich nur ein Ausweichen vor der konkreten parteiischen Aussage in die poetische Floskel. Und so kommt schließlich auch ein intellektueller Hochmut zustande, wenn er in „Defensio Poetea“ dem Leser empfiehlt, er möge erkennen „die Schönheit des . . . Bodens und den Rausch des . . . Staubes in meinem Gedicht oder in eurem wackelnden Leben.“

*Walter Werner: „Licht in der Nacht“, Volksverlag, Weimar 1957*

Viel ursprünglicher im Erleben und in der Poesie steht Walter Werner. In einem Nachwort zu diesem Bändchen sagt Louis Fünberg: „Gegenständlichkeit und Bildkraft zeichnen die Gedichte Walter Werners aus.“ Wir zitieren das nicht, um eine Autorität ins Feld zu führen, sondern weil sich diese Gedichte nicht treffender charakterisieren lassen. Die lyrische Metapher ist dem Dichter nicht fremd, aber er gebraucht sie nicht hektisch. Ohne Brimborium, ohne Abrakadabra stehen die Bilder bei ihm in genauen Zusammenhängen. So, wenn er im „Selbstgespräch“ sich zu ruft: „Ruf deinen Seelenfalter heim von der traumgemähten Himmelswiese . . .“, wenn er „Auf dem Heimweg“ sagt: „Die weißen Bänke im Park hat die Liebe tausendfältig an den Schoß der Nacht ge-

fesselt . . .“, oder wenn er einem siebzehnjährigen Mädchen „die blumige Neugier aus der glatten Stirn“ fallen läßt („Fünf in der Straßenbahn“).

Vergleichen wir einmal nur des Themas wegen und ohne polemische Absicht Walter Werners Kriegsgedicht „Streife“ mit einem berühmten Gedicht gleichen Themas aus dem ersten Weltkrieg, mit August Strammes „Patrouille“:

*Die Steine feinden  
Fenster grinst Verrat  
Äste würgen  
Berge Sträucher blättern raschlig  
gellen  
Tod.*

Dieses Gedicht aus der Hochblüte des Expressionismus ist, für sich betrachtet,



von präzisester Genauigkeit. Es ist damals von der literarischen Avantgarde um Herwart Waldens „Sturm“ dem völkischen Hurratriotismus entgegengesetzt worden. Aber es hat immer nur eine gewisse intellektuelle Schicht erreicht. Dreißig Jahre später dichtet Walter Werner:

*... Rostige Nadeln regnen  
aus den Kiefernkrone  
in die gefurchten  
Gartenbeete,  
wo die gefleckte Nessel  
unter dem holzigen Strunk  
der Sonnenblume  
den eisgehörnten  
Gräserod erwartet.  
O grausam lange Stunde,  
was soll ich mit dem Gewehr,  
wenn die Nacht kommt?*

*Zitternd,  
auf den abendblauen Scheiben  
dämmernder Hütten  
dehnt sich mein Schatten,  
streckt schon  
ihre gespensterkalten  
Nebelfinger  
die Angst  
aus den aufsteigenden Büschen  
am Wege.*

Das ist auf den ersten Blick weniger fesselnd, es erscheint fast „gemütlich“. Hat Stramm die Unmenschlichkeit des Krieges dargestellt, indem er sie telegrammartig völlig objektiviert, so setzt Werner Schönheit der Landschaft und menschliches Fühlen wieder ein. Und eben das macht den Unterschied. Es genügt letztlich nicht, objektive Tatbestände zu geben, sei es in noch so faszinierender Form. Auch der „außermenschliche“ Bereich spiegelt sich vielfältig im Menschen, setzt ihn in Bewegung, so daß er reagiert in Gefühl und Verstand. Der Leser entdeckt in Werners Gedicht die Schönheit und in ihr das menschliche Dasein als gefährdet. Erst von dieser Spannung her kann die Mitteilung wirksam werden.

In seinen Naturgedichten gibt Walter

Werner fast immer geschlossene, genauer Beobachtung entsprungene Bilder („Mahd“):

*Vom steilen Hügelbang,  
schierlingdurchfluchtet,  
silbern am Dorf entlang  
Sensenbieb wuchet.*

*Stößt wie mein Atem schwer,  
keucht ohne Pause,  
Arme gebn hin und her,  
winken nach Hause.*

Das ist in der Sprache nicht erzorigenell, und doch wirkt das Gedicht neu und eigentümlich, weil ein neues Lebensgefühl aus ihm spricht. So auch aus dem beglückenden Schluß des Gedichts „Abschied vom Winter“:

*Siehst du bald befreit im Grund  
braune Schollen steigen,  
nimmt es lächelnd hin dein Mund,  
bricht der Pflug das Schweigen.*

Dieses neue Lebensgefühl erscheint bei Walter Werner – im Gegensatz zu Hädecke – ungebrochen, weil es ursprünglicher ist. Schwierigkeiten des Lebens werden bei ihm nicht noch künstlich verkompliziert, er sucht sie verständlich zu machen. Auch Werner hat Vorbilder, Gedichte wie „Haus meiner Kindheit“, „Die alte Magd“, „Dorfzirkus“ mögen von Huchel beeinflusst sein, und die „Nebelgeiß“ aus der „Brückenweihe“ ist (bewußt oder unbewußt) direkt von Huchel übernommen. Aber überall hat er doch auch seinen eigenen Ausdruck. Er sucht noch, und nicht alles gelingt ihm. Das Gedicht „Die Werkstatt“ ist adjektivisch überhäuft, das nimmt dem Bild Lebendigkeit:

*Fauliges Wasser im eisernen Topf,  
gedunsen mit öligem Schimmer;  
zum bauchigen Henkel wuchs farbig ein  
Zopf,  
krustig aus glasigem Flimmer.*

Vor lauter Eigenschaften sieht man die Gegenstände nicht mehr, und die Gefahr der Genremalerei liegt nahe.

In Gedichten wie „Nach der Brückenweihe“, „Sommerspaziergang“, „An mein Herz“, „An der Grenze“, „Fünf in der Straßenbahn“ versucht er unmittelbare Gegenwartsthematik in den Griff zu bekommen. Noch nicht voll befriedigend: Was auf der einen Seite gestelzt wirkt („An der Grenze“), erscheint auf der anderen dichterisch nicht durchgebildet („Fünf in der Straßenbahn“). Daß er sich

aber ernsthaft mit diesen Problemen auseinandersetzt, zeigt sein Gedicht „Ich habe nachgedacht“, ein Spaß mit tieferer Bedeutung. Wenn Walter Werner seinen Eigentümlichkeiten treu bleibt, wird auch seine Thematik bald reicher, seine Ausagemöglichkeit vielfältiger werden.

Drei junge Dichter, die auf dem Wege sind. Ihre weitere Entwicklung verdient kritische Aufmerksamkeit.

Werner Liersch

### Wandlung einer Problematik

Max Frisch: „Homo Faber“, Ein Bericht

Subkamp Verlag, Frankfurt am Main 1957

Als Thomas Mann im Dezember 1932 aus den USA in die Schweiz übersiedelte, wählte er zunächst die kleine Gemeinde Erlenbach bei Zürich als Wohnsitz; für den Züricher Max Frisch stellte sich so eine Nachbarschaft her, die in dem an Anspielungen und heimlichen Symbolen reichen Werk beider sicher nicht unbeachtet geblieben wäre.

Der tiefere Zusammenhang besteht in der mehrfachen Kommunikation, in der sich das literarische Werk Max Frischs zu dem Thomas Manns befindet. In einem umfassenden Sinn ist es durch seine Problematik dem Frühwerk Thomas Manns verwandt. Hieß damals das Problem „Bürger-Künstler“, um es einmal in dieser Kürzung zu charakterisieren, so heißt nach fünf Jahrzehnten für den Schweizer das Problem eigentlich immer noch genauso; in seinem Werk steht nun der „Intellektuelle“ der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber, eine Formulierung, die nicht zufällig gewählt wurde, wie wir später sehen werden. Und die Frage lautet auch hier wieder: Welchen Wert, welche Möglichkeiten hat der geistige Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft?

Die Ähnlichkeit der Fragestellung allein

würde den Vergleich noch nicht rechtfertigen, wenn nicht etwas Charakteristisches hinzukommen würde. Frisch nimmt das Problem nicht nur einmal auf, wie andere bürgerliche Autoren nach Thomas Mann, um es dann wieder fallen zu lassen; er macht auch nicht die Isolierung des ernsthaften Künstlers in der bürgerlichen Gesellschaft nur als Stimmung sichtbar, sondern formuliert präzise die Problematik und versucht sie über verschiedene Stufen zu verfolgen. Auch diese Kontinuität und Intensität der Thematik verbindet Frisch in seiner jüngsten Schaffensperiode mit dem Thomas Mann der frühen Novellen. Das Problem bleibt, die Situationen verändern sich. Von dem Bühnenstück „Die chinesische Mauer“ (1946 und 1955) über den Roman „Stiller“ (1954) bis zum jüngst erschienenen „Homo Faber“ und einem im März dieses Jahres im Züricher Schauspielhaus uraufgeführten Sketch spannt sich der Bogen. Frisch hat für ein solches Vorgehen von bürgerlichen Kritikern, denen das „Neuartige“ gleichbedeutend mit dem „Besten“ ist, oft den Vorwurf mangelnder Originalität hinnehmen müssen. Doch seine Technik entspringt dem Ernst, mit dem der Schweizer die gestellte

Frage zu beantworten sucht in einer Zeit, da die große Masse der bürgerlichen Literatur sich kaum mehr in der Lage sieht, ernsthafte Fragen überhaupt nur zu stellen.

Die historische Situation, in der Frisch sein Problem aufnimmt, unterscheidet sich beträchtlich von der Thomas Manns. War dieser gerade noch Zeitgenosse progressiver Bürgerlichkeit, so steht Frisch einer Gesellschaft gegenüber, die ihre Existenzberechtigung nun schon lange verloren hat und auch in der Praxis widerlegt ist. Die Einmaligkeit des frühen Künstlertums Thomas Manns lag ja eben darin, daß er die Entstehung seines Problems „Bürger-Künstler“, also die Trennung der humanistischen Kultur vom Bürgertum, am Zerfall der eigenen Familie erlebte. Am Ende einer patrizischen Tradition sah Thomas Mann nicht sich nur dem Erfolgsbürger vom Typ „Hagenström“ gegenüber, sondern auch den Bruder Heinrich als Schriftsteller, und die Schwester Carla als Schauspielerin. („Das war *auch* eine Modernisierung des Bürgers, aber nicht seine Entwicklung zum Bourgeois, sondern seine Entwicklung zum Künstler...“, schrieb er später in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“.)

Was Thomas Mann als „Enttückung“ der Familie empfand, war in Wahrheit Ausdruck des Zerfalls des Bürgertums als einer fortschrittlichen Klasse. „Enttückung“ hieß Unfähigkeit, sich von den Verkaufstraditionen des Patriziats zu lösen um die in der imperialistischen Gesellschaft notwendige Skrupellosigkeit zu erwerben. Eine ähnliche Bewertung wie hier eine bestimmte Handelsmoral erfuhr zur gleichen Zeit auch die humanistische Kultur durch die Bourgeoise: Sie wurde als eine hemmende Erinnerung unzeitgemäß.

War Thomas Mann noch selbst in den schmerzlichen Prozeß der Isolierung des Künstlers verwickelt, so steht Frisch einer schon seit Jahrzehnten bestehenden Tatsache gegenüber, die Hermann Broch im „Tod des Vergil“ mit den Worten charakterisiert: „Nichts vermag der Dichter, kei-

nem Übel vermag er abzuwenden; er wird nur dann gehört, wenn er die Welt verherrlicht, nicht jedoch, wenn er sie darstellt, wie sie ist. Bloß die Lüge ist Ruhm, nicht die Erkenntnis.“ – Ein Zustand, der sich auch darin ausdrückt, daß es in der bürgerlichen Welt für den kritischen Künstler den gängigen Terminus „Outsider“ gibt.

Frisch, der bereits vor dem Kriege mit literarischen Arbeiten hervortrat, kam zu seinem eigentlichen Thema mit dem 1946 im Züricher Schauspielhaus uraufgeführten Stück „Die chinesische Mauer“, welches inzwischen in einer Neufassung vorliegt, die den Grundcharakter unverändert läßt. Es geht um die Möglichkeiten des „Intellektuellen“ – hier der „Heutige“ genannt –, der in der Gesellschaft in dreifacher Richtung zu wirken versucht: Gegen den Anspruch des Gestern, das in verschiedenen Masken auftritt; gegen die Tyrannei eines zeitlos chinesisch kostümierten Despoten; für die Befreiung des Volkes. Als der „Heutige“ dem Herrscher zuzurufen beginnt: „Eure Art, Geschichte zu machen, kommt nicht mehr in Betracht. Eine Gesellschaft, die den Krieg als unvermeidlich erachtet, können wir uns nicht mehr leisten...“, tritt der Scharfrichter neben ihn. Als er endet, applaudiert der Hof, und der Zeremonienmeister legt ihm eine goldene Kette um. Der Bezug ist deutlich. Frisch will andeuten, daß der anklagende Geist selbst machtlos ist und der Angeklagte sich deshalb ihm gegenüber ruhig die Geste einer Belohnung leisten kann. Aber er scheidet auch in der weiteren Handlung die Möglichkeit aus, daß der Geist sich aus dieser Ohnmacht befreien könnte: Das Volk stürzt die eine Tyrannei, um – bei Frisch – eine andere zu errichten. Weder der Despot noch das Volk hören auf den „Heutigen“, er verbleibt in einer schicksalhaften Isolierung und wird zum Schluß ausdrücklich als der „Ohnmächtige“ bezeichnet. Von diesen Vorstellungen geht Frisch auch in den nachfolgenden Romanen aus.

Kann die Sphäre des Künstlers nicht

die der Aktivität sein, so muß es notwendig die der Passivität sein. Einen solchen passiven Typ gestaltet Frisch im „Stiller“. Der Bildhauer Stiller ist ein Mensch, der unter seiner Entschlußlosigkeit und dem ständigen Versagen vor den Tatsachen leidet. Er sieht sich in eine Außenseiterrolle gedrängt und findet sich von der Gesellschaft so wenig anerkannt, daß ihm seine Wahrhaftigkeit schließlich als eine Art Exhibitionismus erscheint. Um dieser schrecklichen Umkehrung aller positiven Bemühungen zu entgehen und sich der ständigen Aufforderung zur Konformität zu entziehen, verläßt er die eigene Existenz und gibt sich für eine andere Person aus. Die Flucht vor der Gesellschaft ist die letzte Form der Aktivität, die ihm geblieben ist. Aber die ziellose Flucht des bürgerlichen Künstlers vor der Konformität endet – folgerichtig – in der Konformität. Stiller muß „sich annehmen“ – das heißt, er kann sich nicht zu den eigenen Intentionen bekennen, sondern muß sich abfinden, muß resignieren. Damit gibt Frisch zu verstehen, daß die Konformität die einzige Lebensform ist, die die bürgerliche Gesellschaft heute dem Künstler gestattet. War der „Intellektuelle“ bei Frisch in der Gestalt des „Heutigen“ zur Erkenntnis seiner Ohnmacht in der bürgerlichen Gesellschaft gelangt und war seine mehrfache, aber nicht in jeder Hinsicht notwendige Isolierung sichtbar geworden, so durchlebt der Künstler im „Stiller“ diesen Zustand bis in letzte Konsequenzen. Damit ist für Frisch das Problem aber noch nicht völlig ausgemessen; denn das Thema hieß ja von vornherein nicht nur „Künstler – Gesellschaft“, sondern „Intellektueller – Gesellschaft“. Dem Architekten Frisch blieb noch die Möglichkeit, die Bewältigung des Lebens durch den „geschickten Menschen“, den Homo Faber, zu untersuchen. Darum ist dieses jüngste epische Werk des Schweizers nicht, wie die bürgerliche Kritik behauptet hat, eine Arafeske zum „Stiller“, sondern eine Erkundung der Möglichkeiten des sogenannten „technischen Menschen“.

Der Homo Faber ist nicht einfach als Gegenteil des Stillers konzipiert, wie etwa bei Thomas Mann der Senator Klötterjahn, dem Detlev Spinell in der Novelle „Tristan“ gegenübersteht, obwohl bei erster Betrachtung vieles dafür zu sprechen scheint. War Stiller nach seinen eigenen Worten ein femininer Typ, stets in Erwartungen lebend und bemüht, alles in der Schwebe zu lassen, ist Walter Faber überzeugt, den einzig männlichen Beruf, den des Technikers, auszuüben und ein Mensch zu sein, der mit den Tatsachen fertig wird. Der Gegenspieler Fabers und Stillers taucht erst am Ende dieses „Berichtes“ auf, wenn der Versuch des Homo Faber gescheitert ist, die Welt in technisch rationalen Kategorien zu erfassen. Freilich ist diese Rationalität von eigener Art – bürgerlich degeneriert. Sie entspringt einer modernen bürgerlichen Theorie, welche die Technik in den Mittelpunkt menschlicher Selbstauffassung und gesellschaftlicher Bewegung rückt; diese Theorie erwartet von der Kybernetik, der Theorie der Regelungstechnik, nicht nur Aufschlüsse über die Gehirn- und Nerventätigkeit, sondern auch Aufschlüsse über den Ablauf menschlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Frisch verhehlt nicht, daß sich das Denken seines Helden auf diese Anschauungen bezieht. In einem Gespräch sagt Walter Faber: „Wie immer galt es, allerlei kindische Vorstellungen vom Roboter zu widerlegen, ... ihr abgedroschenes Argument, der Mensch sei keine Maschine. Ich erklärte, was die heutige Kybernetik als INFORMATION bezeichnet; unsere Handlungen als Antworten auf sogenannte Informationen, beziehungsweise Impulse, und zwar sind es automatische Antworten, größtenteils unserem Willen entzogen, Reflexe, die eine Maschine ebensogut erledigen kann wie ein Mensch, wenn nicht sogar besser.“ Und dann verweist Walter Faber auf eine Schrift des Amerikaners Norbert Wiener, der als Begründer der Kybernetik gilt. Die Welt – ein überdimensionaler Steuerungsmechanismus und



Antwortapparat; so tritt Walter Faber der Realität gegenüber.

Frisch teilt nun im Verlauf der Handlung die Ergebnisse seines Nachdenkens über diesen Typ des bürgerlichen Intellektuellen und seine Einwände gegen ihn mit. Seine Fabel ist außerordentlich spärlich und banal, weil sie nur das Gerüst für Reflexionen zu bilden hat: Der Techniker Walter Faber, der im Auftrage der UNESCO Montagen leitet, lernt auf einer Rückfahrt nach Europa ein Mädchen kennen, dem er einen Heiratsantrag macht, ohne zu wissen, daß sie seine Tochter ist: Kind einer Jugendliebe. Frisch kehrt im weiteren Verlauf der Handlung den Ödipuskomplex um: Vater und Tochter werden des Inzestes schuldig. Das Mädchen geht zugrunde, Faber findet die Mutter und bricht im Bewußtsein seiner Schuld zusammen.

War für Faber vorher der Zufall der Grenzfall des Möglichen, kein Anlaß zur Mystifikation, so wird ihm im Verlauf seines Erlebens der Zufall zum Regelfall. Um es soweit zu bringen, geht Frisch in der Handlung recht robust vor. Faber lernt nämlich unter anderem zufällig den Bruder des ehemaligen Verlobten seiner Jugendliebe kennen und wird – wieder zufällig – Augenzeuge eines schrecklichen Todes dieser Menschen; und auch der Tod der Tochter rührt letztlich aus einem Zufall her. Auf diese Weise kann Frisch nun nicht die notwendigen Einwände gegen Fabers degenerierte Rationalität bringen, sondern er verwirft die mögliche Erkenntnis der Welt überhaupt, wenn er Faber am Schluß erklären läßt: „Alle Zeugnisse von mir sollen vernichtet werden, es stimmt nichts. Auf der Welt sein: im Licht sein. Irgendwo . . . Esel treiben, unser Beruf! Aber vor allem: standhalten dem Licht, der Freude . . . im Wissen, das ich verlösche im Lichte über Ginster und Meer, standhalten der Zeit beziehungsweise Ewigkeit im Augenblick. Ewig sein: gewesen sein.“

Die unechte These bringt notwendig die falsche Antithese hervor, zu der Frisch mit

dem „Homo Faber“ gelangt. Übrig bleibt nach diesem makabren Spiel: Hanna, die Jugendgeliebte, von der Walter Faber sagt, daß ihr Mythen genauso geläufig seien, wie ihm der Wärmesatz. Ödipus und die Sphinx, Athene und die Eumeniden sind ihr Tatsachen, heißt es; Tatsachen, die Frisch durch die Handlung bestätigt.

Frisch steht mit diesem letzten Buch an der kritischen Grenze – seine jüngste literarische Entwicklung zeigt das deutlich –, wo er seinem Thema keine neuen Gesichtspunkte mehr hinzuzufügen hat; die Antwort aber steht noch immer aus. Als Thomas Mann sich vor Ausbruch des ersten Weltkrieges in einer ähnlichen Situation befand, formulierte er im „Tod von Venedig“ seine Absage an die „Sympathie mit dem Tod“ und verwarf im Schicksal Gustav von Aschenbachs den Irrationalismus als mögliches Verhältnis des Künstlers zu seiner Umwelt. Frisch dagegen läßt die Aussage Hannas, daß die Welt im Grunde genommen rational nicht zu bewältigen sei, un widersprochen. So spiegelt sich heute die ins Extreme gesteigerte Widersprüchlichkeit des Imperialismus auch in einem immer stärkeren Gefälle des bürgerlichen Künstlers zum Irrationalismus wider.

In seinem im März dieses Jahres im Züricher Schauspielhaus uraufgeführten Sketch „Die große Wut des Philipp Hotz“ kehrt Frisch zur Fragestellung von 1946 zurück, als er die Bemühungen des „Heutigen“ in der „Chinesischen Mauer“ im Untertitel als eine „Farce“ charakterisierte. Er fragt: Ob nicht der Intellektuelle – der arme Mann, der nicht tut wie er redet, und der daran leidet, daß ihm seine Tatumfähigkeit bewußt ist, und der schließlich, bloß damit die Welt ihn ernst nehme, etwas Läppisches tut im vollen Bewußtsein, daß es läppisch sein wird –, ob nicht dieser Intellektuelle schwankfähig geworden ist, ja dies nicht die einzige Möglichkeit sei, sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Von dieser Seitenlinie aus ist sicherlich keine Lösung des Problems zu finden. Sie



kann für den bürgerlichen Schriftsteller unserer Tage nur darin liegen, nicht mehr auf Aktivität zu verzichten, sondern zu

einer Aktivität zu finden, die sich auf das Volk stützt – mit allen Konsequenzen, die sich aus einer solchen Haltung ergeben.

I. M. Lange

## Das Testament der Kommunarden

„Die Pariser Kommune im deutschen Gedicht“, Dietz Verlag, Berlin 1958  
Herausgegeben von Bruno Kaiser

Für den Schreiber der Geschichte der Arbeiterbewegung ist es nicht leicht, die faktische Wirkung des Heldenkampfes der Pariser Arbeiter auf die deutsche Arbeiterbewegung festzustellen; für die Literaturgeschichte versagen die Nachschlage- und Geschichtswerke so gut wie ganz, von wenigen verstreuten Zeitungsartikeln abgesehen, die zudem bis heute noch kaum ausgewertet sind. Keine Literaturgeschichte nennt die deutschen Arbeiterdichter, die die Kommune besangen; selbst in den bekannteren und zugänglichen Anthologien der Arbeiterdichtung sind kaum die wichtigeren Namen zu finden. Franz Diederichs Sammlung „Von unten auf“ bringt zum Beispiel neben zwei Gedichten Pottiers nur das schöne Gedicht eines deutschen Unbekannten: „Das Testament des Kommunarden“, das zuerst während des Sozialistengesetzes in einer Sammlung von Gedichten für das arbeitende Volk in Zürich erschien.

Jetzt endlich bringt der Dietz Verlag eine Sammlung: „Die Pariser Kommune im deutschen Gedicht“, durch Bruno Kaiser ausgewählte Verse von Dichtern, die in keiner Literaturgeschichte zu finden sind; nur wer die Geschichte der Arbeiterbewegung gründlich kennt, wird wissen, daß August Geib, Hermann Greulich, Max Kegel, Johannes Wedde, Friedrich Wilhelm Fritzsche (letzterer kämpfte bereits 1849 auf den Dresdener Barrikaden und mußte als aktiver Arbeiterfunktionär 1881 nach Amerika auswandern) zu den Besten der alten Sozialdemokratie gehörten. Mancher von ihnen, wie etwa der nach der

Schweiz ausgewanderte Greulich, mag später seiner revolutionären Vergangenheit abgeschworen haben und froh gewesen sein, daß seine Gedichte vergessen wurden. Auch solcher literarische Verrat ist ein Teil der opportunistischen Versumpfung, gegen die nur die deutschen Linken konsequent kämpften. Auch sie, die im dichtesten Feuer des Klassenkampfes standen, waren nicht in der Lage, dem Wust der revisionistischen Traktätchenliteratur eine umfassende marxistische Literaturgeschichtsschreibung gegenüberzustellen. Was Rosa Luxemburg, was vor allem Franz Mehring neben ihrer umfangreichen Parteiarbeit auch auf dem Gebiet marxistischer Literaturgeschichtsschreibung leisteten, bleibt unvergessen. Die Sammlungs- und Herausgebertätigkeit mußte aber auch ein Franz Mehring größtenteils revisionistischen Schnellschreibern überlassen.

Diese Herausgebertätigkeit der Revisionisten berücksichtigte natürlich nur die Dichterlinge, die um und neben der Partei seit dem Zusammenbruch des Sozialistengesetzes wie die Pilze emporschoßen. Man findet bekannte, sogar berühmte Namen in solchen Anthologien; aber weder Arno Holz noch Richard Dehmel haben für den eigentlichen Kampf der Arbeiterklasse einen Blick gehabt, auch ihre Verse kommen über eine ganz allgemeine Elendsschilderung nicht hinaus. Und selbst ihre einst bekanntesten Gedichte sind heute längst vergessen oder schleppen sich als totes Museumsgut durch alle möglichen Anthologien weiter.

Eine gründliche Untersuchung müßte

ergeben, daß auch in diesem Falle die größere künstlerische Bedeutung dort zu suchen ist, wo wir die höhere ideologische Klarheit, das reifere Klassenbewußtsein ohne weiteres erkennen, auch wenn beim oberflächlichen Lesen mancher Vers noch holpert und unbeholfen daherstampft. Mit Recht weist übrigens der Herausgeber der Sammlung darauf hin, daß die Verflachung der revolutionären Tendenz in der Dichtung – selbst gegenüber einem Thema wie der Pariser Kommune – sich deutlich als Begleiterscheinung des wachsenden Revisionismus innerhalb der Partei erweist.

Erst mit der Gründung der KPD und mit ihrer Bewährung in den harten Kämpfen der Revolutionsjahre kommt auch in die proletarische Lyrik ein neuer kämpferischer Zug. Das zeigt sich nicht zuletzt bei der Behandlung der Kommune, deren Bedeutung durch Lenins Lehre wieder bewußt geworden war. Verse von Johannes R. Becher, Erich Weinert, Bertolt Brecht zeugen davon.

Bruno Kaiser hat diese Sammlung nicht

nur mit dem Wissen und dem vorbildlichen Fleiß des Sammlers und Philologen zusammengestellt, sondern er hat vor allem als Parteiarbeiter, als politisch verantwortungsbewußter Mann ausgewählt und gewertet. Kaiser hat bereits als Herausgeber des weitgehend unbekannten Herwegh-Nachlasses, der Sammlung „Das Wort der Verfolgten“, des Volkslesebuches über „Die Achtundvierziger“, vor allem aber der ersten vollständigen, fünf-bändigen Ausgabe der Werke Georg Weerths gezeigt, welche Fülle wertvollen, für die Geschichte der Literatur unentbehrlichen Stoffes noch zu entdecken ist. Man darf hoffen, daß auch die Literaturtheorie, nicht nur mit dürren Worten, sondern mit gründlichen methodischen Untersuchungen von dieser Bereicherung an Material Kenntnis nimmt. Und nicht zuletzt erhoffen wir von dieser Sammlung eine gründliche Erweiterung unseres allgemeinen Bildungsstoffes, die bei unseren Schullesebüchern einsetzen und auch die Programme unserer Vortragsveranstaltungen usw. beeinflussen sollte.

## Die Bücherverbrenner von gestern sind die Atommörder von morgen

Aus der Gedenkveranstaltung des Deutschen Schriftstellerverbandes  
zum 25. Jahrestag der faschistischen Bücherverbrennung

Stephan Hermlin:

„Blut und Rasse werden wieder zur Quelle der künstlerischen *Impulsion*“, lautete der Kommentar Hitlers zum Brand auf dem Opernplatz. Und in der Tat, was sonst, wenn nicht dieser rassische Blutquark, hätte zu dem tollen Neologismus des Oberteutonen zu führen vermocht. Die Schakalstimme, die ihre Feuersprüche über die Scheiterhaufen johlte, und der Zwitter aus Impuls und Inspiration geboten über die gleiche Flamme, die bedrucktes Papier und Menschenfleisch verzehrte, und kamen aus dem gleichen barbarischen Sud von Kommunisten- und Judenhaß. Daß die Inhaber dieser Stimmen und die ehrlosen Träger der in keinem Duden auffindbaren „Impulsion“ in einem deutschen Staat noch nicht zum Schweigen gebracht wurden, hat auch sein Gutes: es hält Erinnerungen wach und regt zum Handeln an. Der Feuerschein, der vor fünfundzwanzig Jahren über dem Berliner Opernplatz aufkam, hat seither, kraft der Ereignisse, die ihm folgten, anders in die Köpfe hineingeleuchtet als seine Urheber beabsichtigt hatten.

Denn was war beabsichtigt gewesen? Einem Volk das moralische Rückgrat zu brechen und es reif zu machen für die geplanten Untaten der herrschenden Klasse, indem man ihm seine Literatur nahm und ihm dafür einen literarischen Abschaum vorsezte. Ein Volk orientiert sich vor allem an seiner Literatur. Man nahm den Deutschen ihre beiden größten Philosophen, einen ihrer größten klassischen Dichter und faktisch ihre gesamte

zeitgenössische Literatur. Man unterbrach damit bestimmte Verbindungsfäden zu dem stehengebliebenen humanistischen Rest und machte ihn völlig beziehungslos. Man versuchte das literarische Gedächtnis auszutilgen, so wie später Millionen Erschossener und Vergaster spurlos vertilgt werden sollten.

Der Zufall bringt es mit sich, daß ich in diesen Tagen ein außerhalb Polens noch nicht veröffentlichtes Manuskript gelesen habe, von den vielen grauenvollen Dokumenten über den faschistischen Terror, die ich kenne, das grauenvollste. Es ist das Tagebuch eines jungen, heute erst dreißigjährigen Juden, der durch einen phantastischen Zufall am Leben geblieben ist und hier seine Tätigkeit in einer sogenannten Todesbrigade in einem Vernichtungslager schildert. Die Todesbrigaden hatten von einem bestimmten Moment an die Aufgabe, Massengräber zu öffnen, die Ermordeten auf Scheiterhaufen zu verbrennen, die verbliebenen Aschen- und Knochenreste immer feiner und feiner zu mahlen und sie auf großen Bodenflächen bis zur Unerkennbarkeit zu verteilen. Neben den brennenden Scheiterhaufen wurden ständig größere Gruppen oder einzelne, dazu eine immer größere Anzahl von Mitgliedern der Todesbrigaden, erschossen und sofort verbrannt. Das Unwahrscheinliche liegt nicht so sehr in der Beharrlichkeit, mit der dieses Tagebuch geführt und vor den Mördern verborgen gehalten wurde, als vielmehr in dem unbesiegbaren Lebenswillen, in der Güte, der Solidarität, dem gerechten Haß,

in den Empfindungen und Absichten, die das einzigartige Buch tragen.

Es steht in furchtbarer, strenger Einsamkeit jenseits aller Literatur und versinnbildlicht zugleich all das, was den Namen Literatur verdient. Denn sie, die Literatur, ist die gebrechlichste und dauerhafteste Verbündete des Lebens. Aus diesem Zeugnis spricht eine Stimme so: Seht, da haben sie Bücher verbrannt, um später Menschen verbrennen zu können; und haben die Opfer gezwungen, andere Opfer unkenntlich zu machen, bis sie selber von dritten unkenntlich gemacht wurden und so fort, auf daß ein Wolfsgeschlecht die Erde in Besitz nehme; und alles war gut überlegt, und es ward hart und gewissenhaft gearbeitet an Gaskammern und Scheiterhaufen, und da steht aus den Bränden ganz zuletzt ein neues Buch auf und zeugt wider die Mörder und beweist: Ihr waret nicht weniger schlimm als wir behauptet, ihr waret schlimmer als wir geahnt hatten.

Ach, könnte man sagen, Bücher werden immer erst nach den Ereignissen geschrieben. Das ist wohl war, aber sie können vor künftigen Ereignissen warnen. Warnen können die *Schriftsteller*. Wir hier sahen in den letzten Monaten mit Bewegung eine große Anzahl westdeutscher Schriftsteller dem großartigen Beispiel der Göttinger Wissenschaftler folgen. Wir sind Bürger eines sozialistischen Staates. Wir sind für den Sozialismus in den Betrieben, auf dem Land, in der Kunst. Wir sind überzeugt von der Richtigkeit der materialistischen Dialektik in den Methoden der Kunstproduktion, weil es materialistisch und dialektisch in der Natur und im Zusammenleben der Menschen zugeht. Aber fester als je zuvor in den letzten Jahren glauben wir, daß es nicht Fragen der künstlerischen Methode oder des Stils sind, die Schriftsteller zueinander führen oder voneinander trennen. Die Geister scheiden sich heute an der großen Frage, die zweieinhalb Milliarden Menschen gleichmäßig bewegt, an der Frage, wie man den

Atomtod niederringen kann. Wir sind an der Seite derer, die gegen das Massaker handeln, die den Schein jeder brennenden Lampe, das Leuchten jeder kommenden Frühe gegen das Flackern der Scheiterhaufen und das millionenmal grellere Licht der H-Bombenapokalypse verteidigen.

*Ludwig Renn:*

Die Elfte Internationale Brigade, auch Thälmann-Brigade genannt, lag vor Madrid; Hans Kahle, ihr Führer, wollte mich den sowjetischen Militärberatern im spanischen Kriegsministerium vorstellen. Dazu fuhren wir in die wegen der Fliegergefahr verdunkelte Stadt und stiegen hinab in die Kellerräume des Ministerialgebäudes, die einigermaßen gratsicher waren.

Es war ein enger Raum, in dem die Militärberater arbeiteten. Bei unserem Eintritt erhob sich ein stattlicher Oberst und begrüßte uns freundschaftlich auf deutsch. Während man den Tee brachte, fragte er mich: „Was schreiben Sie jetzt, Genosse Renn?“

„Brigadebefehle.“

Er hob abwehrend die Hand. „Sie sollten nicht so geringschätzig von der Literatur sprechen. Wir brauchen in unserem Kampf um Spaniens Freiheit nicht nur die Waffen der Gewalt, wir brauchen auch die Waffen des Geistes.“

Einige Zeit später besuchten uns zwei deutsche Schriftsteller. Sie berichteten dann in einer Pariser Zeitung, sie hätten auf Hans Kahles Schreibtisch ein Buch liegen sehen. „Er liest nämlich auch Bücher!“

Hans zeigte mir das Blatt. „Die haben sich ja ein starkes Stück geleistet! Als ob wir Nazis wären, die dem berüchtigten Spruch huldigen: Wenn ich das Wort Kultur höre, entschüre ich meinen Revolver!“

Aber sind denn die Nazis, die die Kultur verfolgten und unsere Bücher verbrannten, ohne Nachfolger geblieben? Freilich, in Adenauers Staat verbrennt



man uns nicht. Ich stelle mir vor, jemand erinnerte den Atomkanzler an diese bisher versäumte Pflicht. „Oh“, würde er wohl antworten, „wir können diese Bücher nicht verbrennen. Bei uns werden sie gar nicht erst gedruckt.“

*Henryk Keisch:*

Jeder kennt die berühmte Szene in Brechts „Mutter Courage“: Die siegreichen Katholischen haben den Schweizerkas gefangen und stellen ihn der Courage gegenüber. Die Mutter muß ihren Sohn verleugnen. Täte sie es nicht, die verriete sich selbst und brächte die Ihren in Gefahr.

In einen Zwiespalt ähnlicher Art kamen während des letzten Krieges deutsche Antifaschisten, die an der Widerstandsarbeit französischer Patrioten gegen die Nazibesetzung teilnahmen. Sie durften sich nicht zu ihrer Sprache bekennen. Die Sprache, heißt es bei Börne, ist unsere Mutter. Jene Deutschen mußten, wenn sie das Risiko einer Entdeckung nicht vergrößern wollten, ihre Muttersprache verleugnen.

Ich weiß von einem unter ihnen, der sah seinen Beruf im Schreiben. Ohne seine Sprache, schien ihm, war er nichts, ein Schnellläufer auf Krücken, ein Pianist ohne Hände. Er lebte in einem illegalen Quartier. Die Wände waren dünn. Kein deutsches Wort durfte gesprochen werden, der fremde Klang hätte hinausdringen und auffallen können.

Vier Jahre alt war der Sohn dieses Mannes. Er öffnete große, erstaunte Augen, als man ihn mahnte, er müsse alles wieder vergessen, was er schon, zur Freude seiner Eltern, auf deutsch zu sagen wußte. „Warum denn?“ fragte er. „Parce quel“ gab man ihm zur Antwort, wo man „Darum!“ hätte sagen wollen. Drüben in Deutschland aber lernten zur gleichen Zeit die Schulkinder ein Gedicht, das fing an mit den Worten: *Muttersprache, Mutterlaut / Wie so wonnesam, so traut!*

Der Mann, von dem ich erzähle, erinnerte sich auch an die Stelle bei Goethe, wo Pylades, auf der Insel Tauris von Iphigenie unverhofft in seinem heimatlichen Griechisch angesprochen, bewegt ausruft:

*O süße Stimm! Vielwillkomm'ner Ton  
Der Muttersprach' in einem fremden  
Landel*

An sich selbst machte er eine ganz andere Erfahrung. Nicht durch „süße Stimmen“ gelangte der „vielwillkomm'ne Ton“ zu ihm, sondern aus dem Mund der Soldaten Hitlers. Er begegnete ihnen auf der Straße, im Omnibus saßen sie neben ihm, auf der Terrasse eines Caféhauses unterhielten sie sich am Nachbartisch. Und während er mit eigenartiger, unwiederholbarer Mischung von Haß, Zorn und auch Neugier hinhörte auf ihre Gespräche, die sich um Essen und Trinken drehten, um Frauen, um Schwarzhandelsgeschäfte, um Post von Zuhause, kaum einmal um Politik und Krieg; während er die Mundarten vermerkte und Bayern von Rheinländern, Schwaben von Mecklenburgern unterschied; während er sich fragte, an welchen Terroraktionen gegen die Bevölkerung jener SS-Soldat wohl teilgenommen und ob der blonde Unteroffizier dort schon gelernt hatte, daß die „Lorelei“ das Werk eines anonymen Volksdichters sei; während er den Gedanken verscheuchte, daß unter mancher Hitleruniform vielleicht ein Gegner Hitlers für ihn unerkennbar bleibe; während er auf der nackten Haut unter dem Hemd die Formen eines flachen Pakets spürte, in dem sich illegales Material befand – während all dessen hielt er betont gleichgültig den Blick zur Seite gewandt, ins Leere, damit sein Interesse keinen Verdacht erweckte, zugleich aber auch, damit diese Soldaten Hitlers nicht den schmeichelhaften Eindruck gewannen, hier zeige ihnen einer aus dem eroberten und besetztgehaltenen Land Freundlichkeit, Zugänglichkeit oder gar Zuneigung.

All das bot in der Tat keine Möglich-



keit des Vergleichs mit den Gefühlen des Pylades. Goethes König Thoas war ja auch kein Faschistengeneral, sondern nur ein antiker Barbar...

Noch eine Gedichtsstrophe kam dem Mann, von dem ich erzähle, bei solchen Anlässen in den Sinn. Sie stammt von dem schon erwähnten „anonymen Volksdichter“:

*Und als ich die deutsche Sprache  
vernahm,  
Da ward mir seltsam zu Mute;  
Ich meinte nicht anders, als ob das  
Recht angenehm verblute.* Herz

Heine hatte die Reise nach Deutschland, die ihm diese Zeilen eingab, im November 1843 unternommen. Auf den

Monat genau hundert Jahre war das her. Im Kriegsherbst 1943 war die heitere Melancholie der Verse des Wintermärchens ein grausamer Anachronismus. Die Metapher vom „Verbluten“ ließ sich nicht mehr aussprechen, ja nicht einmal mehr denken – denn sie war schreckliche, millionenfache Wirklichkeit geworden. Und diese Wirklichkeit lauerte hinter jedem Gesprächsfetzen, hinter jedem deutschen Wort, das man in fremden Landen auf der Straße von vorübergehenden Soldaten erhaschen konnte.

Trotzdem und gerade deswegen: Jene Deutschen hörten nicht auf, in ihrer Sprache ihre Mutter zu sehen – ihre gefangene, mißbrauchte, zu befreiende Mutter!

André Müller

## Westdeutsche Brecht-Renaissance

Wer heute einen Blick auf die Spielpläne westdeutscher Theater wirft, wird mit Überraschung feststellen, daß die Stücke Bertolt Brechts mehr und mehr gespielt werden. Das Wort von einer Brecht-Renaissance ist allorten zu hören.

Als der Dichter 1948 nach Deutschland zurückkehrte, war er den Älteren unter uns hauptsächlich als eine Art Bürgerschreck im Gedächtnis geblieben. Die jüngere Generation kannte seine Werke überhaupt nicht, sie wußte bestenfalls, daß er der legendäre Verfasser der Dreigroschenoper war. Die großen Stücke, die in der Emigration entstanden waren, sowie die inzwischen ausgereifte Theorie des epischen Theaters wurden erst nach und nach bekannt. So nahm man Brechts Rückkehr zunächst einfach zur Kenntnis, mehr nicht.

Damals suchte das deutsche Theater, nach der abgründigen Verkommenheit unter dem Faschismus, neue Wege. Die Frage, wie aktuelle gesellschaftliche Probleme auf der Bühne darstellbar seien und welcher Stil eine solche Darstellung mög-

lich mache, wurde von Brecht beantwortet – aber es war eine marxistische Antwort. Damit begann das Unbehagen. Denn man hatte bereits, der Aufforderung des amerikanischen Generals Clay folgend, begonnen, den Kommunisten gegenüber „die Samthandschuhe auszuziehen“. Der Antikommunismus wurde zur herrschenden Ideologie in Westdeutschland. Diese politische Entwicklung ließ auch das Theater nicht unberührt. Die Dramatik der Sowjetunion, wie überhaupt der östlichen Nationen, auch die klassische, verschwand von den Spielplänen. Die Frage nach Stücken mit neuen Inhalten trat zurück. Mit der Restauration des Monopolkapitalismus restaurierte sich auch das bürgerliche Theater. Neues wurde nur noch im Rahmen des Alten angestrebt; das Theater diente wieder der Erzeugung von Illusionen.

Das Tempo dieser Entwicklung war unterschiedlich, es bestimmte sich durch viele Faktoren, zu denen auch die Ständhaftigkeit und die fortschrittliche Einstellung von Schauspielern, Regisseuren und

Intendanten gehörten. Immerhin wagten einige Intendanten die Inszenierung von Brecht-Stücken, baten Brecht sogar, selbst die Regie zu übernehmen; Frankfurt und München seien hier genannt. Die Erfolge waren außerordentlich. Als Reaktion darauf begannen die militanten Vertreter des Antikommunismus, sich mit dem „Übel“ Brecht zu beschäftigen. Vorsichtig zuerst. Zur Generaloffensive gingen sie über, als sich Brecht nach dem 17. Juni 1953 offen zur Deutschen Demokratischen Republik bekannte. Seine Stücke verschwanden von allen Spielplänen. Seine Person und sein Werk waren über Nacht verfeimt.

Die gesellschaftliche Problematik, die zunehmenden gesellschaftlichen und politischen Spannungen, die Verschärfung aller Gegensätze suchten jedoch auf den Bühnen weiterhin nach einem gemäßen Ausdruck. Die jungen Autoren, in einer Atmosphäre des Antikommunismus lebend, nicht fähig, die Totalität der gesellschaftlichen Ereignisse zu erfassen, versagten. Wieder bot sich das Werk Brechts an. Wieder begann man, zuerst einzeln, dann häufiger, seine Stücke zu spielen. Dabei zeichneten sich zwei Tendenzen ab, die bis heute wirksam geblieben sind: ehrliches Bemühen um das Werk einerseits (Buckwitz sei hier ausdrücklich erwähnt), und andererseits das Bemühen, das Werk mit allen Mitteln der bundesdeutschen Scholastik umzufälschen. Zwischen dem Politiker und dem Künstler Brecht müsse ein Unterschied gemacht werden, hieß es da; sein Fall sei tragisch, ein erschütterndes Dokument unserer Zeit; die Spreu müsse vom Weizen geschieden werden, das Politisch-Doktrinäre vom allgemein Menschlichen usw. Trotzdem nahm das Interesse am Werk Brechts ständig zu, und mit der Zahl der gespielten Stücke auch das Unbehagen der „staatstragenden Kräfte“. Die direkten Angriffe häuften sich. Hilpert in Göttingen mußte eine regelrechte Schlacht schlagen, um „Mutter Courage“ aufführen zu können. Dabei ist interessant, daß sich das Publikum in keinem Fall an der Anti-

Brecht-Kampagne beteiligte. In Göttingen, wo die Soldatenverbände zum Sprengen der Vorstellung aufforderten, stand das Publikum eindeutig auf der Seite des Theaters. Ein triumphaler Erfolg, mit über fünfzig Vorhängen, zeigte das mit aller Deutlichkeit.

Dann kamen die ungarischen Ereignisse. Der Antikommunismus lief Amok. Prompt wurden auch wieder die Stücke Brechts von den Spielplänen einiger Theater abgesetzt. Doch so wie der Antikommunismus kein Problem zu lösen vermag, sondern nur neue schafft, so war auch diese neue Anti-Brecht-Kampagne keine Lösung. Der tiefere Grund der westdeutschen Theaterkrise liegt ja in der Abstinenz der Bühnen gegenüber allen entscheidenden Fragen des Lebens und der Gesellschaft. Die gängigen Ersatzmittel verlieren ihre stimulierende Wirkung; selbst die pikanten Soßen, in denen heute vielfach Stücke zubereitet werden, erweisen sich auf die Dauer als langweilig; die angelsächsischen Stücke mit ihren tiefenpsychologischen Seelenanalysen sind nicht ewig genießbar, und die Nichts-Variationen der Beckett und Ionesco werden von normalen Menschen nur schlecht verdaut. Die fast restlose Säuberung der Spielpläne von Stücken aus den Ländern des Ostens erwies sich ebenfalls als Schnitt ins eigene Fleisch.

Die eigentlichen Ursachen für die westdeutsche Brecht-Renaissance dürfen in all dem gesucht werden. Auch die Zaghaftesten sind jetzt kühn geworden. Das Ergebnis? Brecht ist noch nie so oft gespielt worden wie zur Zeit. Abend für Abend findet er aufmerksame Zuhörer. Vortragsräume, in denen über Brecht gelesen oder diskutiert wird, sind überfüllt. Das Interesse war niemals größer. Aber niemals war auch das Unbehagen größer. Man lese nur einmal die Kritiken der großen Blätter nach, diesen Eiertanz des Ja und Nein.

Natürlich werden auch die Anstrengungen vergrößert, umzufälschen, zu verdrehen, zu verwischen, zu symbolisieren und

was dieser Mittel mehr sind (siehe die Inszenierungen in Bochum, Darmstadt und Düsseldorf). Nur: Die Dinge haben ihre eigene Logik. Die Welt der Gegenwart und der Zukunft ist ohne den Marxismus nicht mehr denkbar; ein Theater ohne Brecht gleichfalls nicht. Beide sind wirksam, auch wenn man sie verwünscht, bekämpft und verbannt.

## Unorthodoxer Rezensent

Der erheiterndste Artikel über Literatur, der in letzter Zeit gedruckt worden ist, steht in dem Hamburger Wochenblatt „Die Zeit“. Der Verfasser heißt Dr. Paul Hühnerfeld.

Herr Hühnerfeld rezensiert die Gesamtausgabe der Bühnenstücke Bertolt Brechts. Es zeugt für sein Urteilsvermögen, daß sie ihm imponiert haben; es zeugt für eine gewisse Konsequenz des Denkens, daß er dies auch ausspricht. Hühnerfeld nimmt seine Rezension zum Anlaß, einige „nicht ganz orthodoxe Gedanken“ zu äußern, und die haben es allerdings in sich.

Zur Orthodoxie westdeutscher Literaturkritiker scheint es nämlich zu gehören, daß sie die Autoren, über die sie schreiben, nicht kennen. Angesichts mancher mehr als erstaunlicher Ansichten und Urteile ahnte man etwas dieser Art schon seit längerem. Hühnerfeld nun bestätigt es durch den nachdrücklichen Stolz, mit dem er mitteilt, er habe, um seinen Artikel abzufassen, sämtliche Stücke Brechts zuvor wirklich gelesen. Indirekt (oder eigentlich schon ziemlich direkt!) beschuldigt er damit all diejenigen unter seinen Kollegen, die seit Jahren ihre Feder an Brecht wetzen, sich die Lektüre von dessen Werk erspart zu haben. Er selbst, der auf Grund eigener Lektüre und im Gegensatz zu seinen Kollegen weiß, wovon er spricht, hat nun eine sensationelle Entdeckung gemacht:

„Ich bin nach dieser Lektüre der Überzeugung, daß Brechts Werk vom Kommunismus überhaupt nicht zu trennen und

daß er selber bis zu seinem Tode ein überzeugter Kommunist gewesen ist... Je eher wir uns daran gewöhnen, daß jenseits des eisernen Vorhangs nicht nur Konstrukteure von Sputniks, sondern auch Dichter wohnen, und je eher wir es unterlassen, solchen Dichtern ein westliches Alibi zu zimmern, desto besser wird es für uns sein.“

Man kann Herrn Doktor Hühnerfeld zu dieser Erkenntnis nur gratulieren. Immerhin hätte er sie schon früher gewinnen können, wenn er ein Lessing-Wort beherzigt hätte, das Brecht ihm in zeitgemäßer Abwandlung etwa so hinter den Spiegel hätte stecken können:

*Wir wollen weniger verleumdet  
und fleißiger gelesen sein.*

H. K.

## Rechnung in Braun

Ein Autor namens Ziesel gefällt sich schon seit einigen Jahren darin, in Westdeutschland die Rolle eines im „Dritten Reich“ gebräunten enfant terrible zu spielen. Ziesel macht kein Hehl daraus, daß er früher ein begeisterter Hitleranhänger war und in Büchern und Zeitungen laut das Lob des „Dritten Reiches“ gesungen hat. Er war damals ein junger Mensch, er kann sich geirrt haben; entscheidend ist, was er heute sagt und schreibt.

Ziesel selbst scheint sich nicht mehr für einen Nazi zu halten; auch in seinem letzten Buch\* versichert er mehrfach, daß er ein Freund der freien Diskussion, ein Freund der Demokratie sei. Die Diktatur, so betont Ziesel, verabscheue er hingegen ganz entschieden. Unter Diktatur versteht er immer noch, wie das schon unter Goebbels den Schriftleitern eingepaukt wurde, eine kommunistische Schreckensherrschaft; auch heute noch und wieder ist für Ziesel der Bolschewismus der Weltfeind Nummer eins.

\* Kurt Ziesel: „Das verlorene Gewissen“, J. F. Lehmanns Verlag, München 1957.

Nun könnte uns die Existenz eines früheren Schriftleiters namens Ziesel völlig gleichgültig sein, wenn nicht sein Auftreten in gewissem Maße symptomatisch wäre. Der frühere Nazi Ziesel pocht nämlich heute darauf, daß er in vielen Fragen seine frühere Meinung nicht geändert habe; zum Beispiel halte er Schriftsteller wie Kolbenheyer oder Grimm nach wie vor für bedeutende und ehrenwerte Leute. Ziesel beschwört die westdeutsche Öffentlichkeit, die Akademien, Zeitungen und Schriftsteller, sich doch endlich mit den alten Hitlerbarden und völkischen Eroberungsaposteln auszusöhnen. Er wirft vielen Leuten, die heute in der westdeutschen Presse und Literatur einen Namen haben, vor, daß sie früher ebenfalls Hitler für einen guten Mann und Kolbenheyer und Grimm für bedeutende Dichter gehalten haben. Das ist auch ohne Ziesel mehr oder weniger bekannt, an der Richtigkeit dieses Vorwurfs ist leider kaum zu zweifeln. Ziesel empört sich darüber, daß viele dieser Leute sich nach 1945 schleunigst den neuen Verhältnissen angepaßt hätten und bezweifelt die Ehrlichkeit dieser Wandlung. Sich selbst hingegen betrachtet Ziesel als ein Urbild germanischer Treue.

Es ist also so weit gekommen, daß ein westdeutscher Autor, der zur Hauptsache ein Nazi geblieben ist, anderen Autoren und Publizisten vorwirft, daß sie nach 1945 keine Nazis geblieben seien. Der frühere Schriftleiter aus der Goebbelschule tritt heute in der Pose eines Praeceptor Germaniae auf – das ist immerhin bemerkenswert.

Daß für einen Mann wie Ziesel die Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik gar nicht existieren, daß er die antifaschistische deutsche Literatur überhaupt nicht kennt, ist nicht verwunderlich. Ziesel redet ständig von „völliger Freiheit“, meint aber vor allem völlige Freiheit für faschistische Autoren, völlige Freiheit für sogenannte Ideen, wie sie Kolbenheyer oder Grimm propagieren. Auf dieser Plattform möchte Ziesel die

westdeutschen Schriftsteller sammeln, wie er wörtlich sagt, auf „der Plattform der Brüderlichkeit, der wahren Menschlichkeit und der Solidarität des Geistes“. Nicht nur, so fährt Ziesel fort, müßte es dann Kolbenheyer und Grimm erlaubt sein, in völliger Freiheit und bei gegenseitiger Wertschätzung ihre politischen Thesen zu vertreten, nein, auch Hans Werner Richter oder Kasack dürften auf einer solchen gemeinsamen Plattform ihre Ansichten äußern – das ist von Ziesel doch immerhin großzügig gedacht. Ziesel ist eben nicht nur eine Person, er ist zugleich ein Symptom.

Günter Cwojdrak

## Geistesfreiheit

*Die westdeutsche Zeitschrift „Wege zueinander“ veröffentlicht einen Leserbrief, dem wir den folgenden Auszug entnehmen:*

Als Student der Hochschule für politische Wissenschaften in München und als überzeugter Sozialist habe ich ein spezielles Interesse am Studium der sozialistisch-marxistischen Literatur sowie der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung seit ihren ersten Anfängen. Ich wandte mich daher an den Kogge-Verlag in Hamburg und bat um Übersendung von Marx/Engels, „Das kommunistische Manifest“. Seitens des Verlages wochenlanges Schweigen. In Nr. 39 der Hamburger „Anderen Zeitung“ erschien dann folgender Anzeigentext des Kogge-Verlages: „Mitteilung an unsere Bezieher. Auf Grund eines politischen Ermittlungsverfahrens war unsere Buchhandlung fünf Wochen geschlossen. Wir sind jetzt wieder in der Lage, den Verkauf und Versand *schöngeistiger* Literatur vorzunehmen.“ Und am 21. Oktober erhielt ich dann endlich auf Grund meiner Bestellung die Bücherliste. Eine Anzahl von Titeln auf ihr waren mit Rotstift durchgestrichen und mit einem Kreuz versehen. Ein beiliegender Zettel gab den Hinweis: „Nicht lieferbar! – Beschlagnahme Bundeskriminalamt Karlsruhe.“



Ein Kommentar erübrigt sich fast bei diesem empörenden Beispiel, was hierzulande unter Geistesfreiheit verstanden wird.

### **Angekreuzte Autoren**

Im westdeutschen Vowinkel-Verlag erschien unlängst eine Bibliographie von 400 Büchern über Krieg, Gefangenschaft und Heimkehr. Das scheint auf den ersten Blick ein interessantes Unternehmen; etwas weniger optimistisch gestimmt wird man allerdings, wenn man erfährt, daß als Auftraggeber eine Institution zeichnet, die sich „Scharnhorst-Buchkameadschaft“ nennt. Es handelt sich dabei um eine Buchgemeinschaft der westdeutschen Soldatenverbände. Sie ist natürlich an nichts weniger interessiert als an einem umfassenden Überblick über ein literarisches Sachgebiet. Ihre „Bibliographie“ entpuppt sich als reine Reklameaktion für militaristische Schundliteratur. Aber damit nicht genug: zugleich wird auch die antimilitaristische Kriegsliteratur diffamiert. Hinter die Buchtitel solcher Kriegsbücher, die nach Ansicht der Herausgeber defätistisch“ oder „unpatriotisch“ sind, ist zur Abgrenzung ein dickes Kreuz gesetzt worden. Angekreuzte Autoren sind zum Beispiel Remarque, Ledig und Opitz.

Mit Kreuzen auf Buchlisten fing es schon einmal an, es folgten Kreuze auf Namenslisten und schließlich Kreuze auf Gräberfeldern. Die „Scharnhorst-Buchgemeinschaft“ verherrlicht die beiden letzten Weltkriege und trägt zur literarischen Vorbereitung des dritten Weltkrieges bei – soll sie das ungehindert tun können?

### **Der Bock als Gärtner**

„Verein zur Selbstkontrolle der deutschsprachigen Unterhaltungsliteratur, Godesberger Ring e. V.“ heißt ein Unternehmen, das sich kürzlich in Westdeutschland gebildet hat. Hinter dem vertrauensseligen Namen verbirgt sich ein plumper Versuch zur Täuschung der Öffent-

lichkeit. Es ist bekannt, welche Sorge das Aufblühen der Schundliteratur in Westdeutschland bei Eltern und Erziehern geweckt hat. Da sich die Maßnahmen der „Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften“ als wirkungslos erwiesen, wird schon seit langem ein ernsthaftes Einschreiten der Behörden gefordert. Dem wollen nun die Groschenheft- und Magazin-Verleger dadurch entgegenwirken, daß sie selbst „einen für das gesunde Empfinden des einzelnen und der Allgemeinheit entsprechenden, moralisch und ästhetisch einwandfreien Inhalt dieser Druckerzeugnisse gewährleisten“. Wie zuverlässig diese Gewähr ist, zeigt die Tatsache, daß sich unter den ersten Schundliteratur-Verlegern, die dem Godesberger Ring beigetreten sind, der Walter-Lehning-Verlag in Hannover befindet. Der Verleger Lehning wurde im Sommer vergangenen Jahres wegen fortgesetzter Verbreitung von Schundliteratur aus dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Sitz Frankfurt (Main), ausgeschlossen.

### **Auch Dostojewski ahnte den Sputnik voraus**

Vor einigen Monaten wiesen wir unsere Leser auf eine Stelle in Mörikes „Maler Nolten“ hin, die den Flug künstlicher Erdrabanten vorwegzunehmen schien. Der Moskauer Korrespondent der Zeitung „Die Welt“ hat einen ähnlichen literarischen Beleg für frühe Sputnik-Vorstellungen gefunden. Er berichtet darüber:

Wer sich das Warten auf den dritten sowjetischen Erdrabanten mit klassischer russischer Lektüre vertrieben hatte, machte dabei überraschende Entdeckungen. Er stellte beispielsweise fest, daß Fjodor Michailowitsch Dostojewski vor fast hundert Jahren eine dichterische Vision hatte, die erst in unseren Tagen Wirklichkeit wurde.

In seinem Roman „Die Brüder Karamasoff“ erkundigt sich Iwan Fjodorowitsch Karamasoff bei einem Zwiegespräch mit dem Teufel: „Was wird wohl aus einem Beil, das man mit großer Wucht in den



Weltenraum schleudern würde?“ Dostojewski läßt den Teufel antworten: „Quelle idée! Wenn das Beil irgendwohin weiter von der Erde weggerät, so wird es, glaube ich, anfangen, um die Erde herumzufliegen, ohne selbst zu wissen, weshalb – nach Art eines Trabanten. Die Astronomen werden den Aufgang und Untergang des Beiles berechnen und in den Kalender eintragen . . .“

Dostojewski hat vieles vorausgeahnt. Nur in einem hat er geirrt. Beim ersten Erdtrabanten hat nicht ein Beil, sondern Hammer und Sichel Pate gestanden.

### Chinesische Spruchweisheit

„Leuchtende Schätze“ heißt eine wunderschön ausgestattete Veröffentli-

chung, die Alex Wedding für den Alfred Holz Verlag zusammengestellt hat. Sie enthält eine Auswahl chinesischer Farbholschnitte. Jedem der vorzüglich gedruckten Blätter ist ein Satz, ein Gedanke aus dem Schatz chinesischer Spruchweisheit beigegeben. Poesie und Humor vereinigen sich darin zu treffsicheren Formeln. Hier einige Beispiele:

„Nachplappern kommt nicht eigener Erfahrung gleich.“

„Der Lärm von sieben Weisen und sechs Gelehrten ist nicht nötig, um den Bambus sprießen zu machen.“

„Li Kuang ist kräftig, aber nicht klug; sein Pfeil prallte am Felsen ab.“

„Die Blumen ahnen das Nahen des Frühlings zeitiger als der Mensch.“

„Der Tiger macht aus Angst Angst.“

### Zu unseren Beiträgen

Die Gedichte von Kuba entstammen dem umfangreichen Programm zu der Internationalen Ostseewoche, die Ende Juni/Anfang Juli in Rostock abgehalten wird.

Annemarie Jacobs ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren, Berlin.

Die Gedichte von Helmut Preißler sind Teile aus einem größeren Zyklus, an dem der Autor gegenwärtig noch arbeitet.

Die Auszüge aus den Briefen von Friedrich Wolf entnehmen wir einem Band, der, herausgegeben von Else Wolf und Dr. Walther Pollatschek, im Aufbau-Verlag erscheinen wird.

## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Bruno Apitz*: Nackt unter Wölfen. Mitteldeutscher Verlag, etwa 540 S. DM 6,50

*Heinrich von Kleist*: Gesammelte Werke in vier Bänden. Hrsg. und eingeleitet von Heinrich Deiters. Aufbau-Verlag, 1991 S. DM 41,-

*Friedrich Maximilian Klinger*: Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt. Aufbau-Verlag, etwa 272 S. DM 8,10

*Armin Müller*: Schwarze Asche – weiße Vögel. Volkerverlag Weimar, 56 S. DM 2,50

*Peter Nell*: Liebesbriefe aus Wiepersdorf. Volkerverlag Weimar, etwa 120 S. etwa DM 5,-

*Erwin Strittmatter*: Katzgraben, Szenen aus dem Bauernleben. Aufbau-Verlag, 128 S. DM 1,95

*Harry Thürk*: Der Narr und das schwarzhaarige Mädchen. Roman. Volkerverlag Weimar, 300 S. DM 5,80

*Basil Davidson*: Der Strudel. Aus dem Engl. von Eduard Klein. Verlag Volk und Welt, etwa 416 S. etwa DM 7,-

*Konstantin Fedin*: Sanatorium Arktur. Roman. Aus dem Russ. von Maria Riwkin. Aufbau-Verlag, etwa 192 S. DM 1,85

*Maxim Gorki*: Ein Sommer. Roman. Aus dem Russ. von August Scholz. Aufbau-Verlag, etwa 192 S. DM 1,85

*Frank Hardy*: Die vierbeinige Lotterie. Aus dem Engl. von Karl Heinrich. Verlag Volk und Welt, etwa 376 S. etwa DM 6,90

*Lars Lawrence*: Lang ist der Tag. Aus dem Amerik. von Horst Höckendorf. Aufbau-Verlag, etwa 448 S. DM 2,95

*Martin Andersen Nexö*: Jeanette. Erinnerungsroman. Aus dem Dän. von Karl Schodder. Dietz Verlag, 227 S. DM 5,50

*Mibail Sadoveanu*: Bojarensünde und andere Erzählungen. Aus dem Rum. von Renate Molitoris. Verlag Philipp Reclam jun., 132 S. DM -,80

*Georges Bernard Shaw*: Cashel Byrons Beruf. Verlag Rütten & Loening, etwa 370 S. etwa DM 10,50

*William Makepeace Thackeray*: Die Geschichte von Pendennis. Aus dem Engl. von Charlotte Richter. 2 Bände. Verlag Rütten & Loening, etwa 1250 S. insges. etwa DM 25,50

*Anton Tschechow*: Weiber und andere Erzählungen. Aus dem Russ. von Hertha von Schulz. Aufbau-Verlag, etwa 196 S. DM 1,85

*Emile Zola*: Nais Micoulin – Wie sie heiraten. Aus dem Franz. von Martin H. Richter. Verlag Philipp Reclam jun., 88 S. DM -,40

Ça ira! 50 Chansons, Chants, Couplets und Vaudevilles aus der Französischen Revolution 1789–1795. Hrsg. und übertragen von Gerd Semmer. Verlag Rütten & Loening, etwa 192 S. DM 8,90

### Literaturwissenschaft

#### Kulturpolitik

*Hans Kaufmann*: Politisches Gedicht und klassische Dichtung – Heine: „Deutschland. Ein Wintermärchen“. Aufbau-Verlag, etwa 220 S. DM 9,-

*Johannes R. Becher*: Die sozialistische Kultur und ihre nationale Bedeutung. Aufbau-Verlag, 58 S. DM 1,80

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Wie steht es mit der Wirklichkeit in der Literatur?*, von Willi Lewin, „Sonntag“ 1. 6. 58/S. 8

*Die sowjetische Kunst ist wegweisend*, von Alfred Kurella, „Neues Deutschland“ 17. 5. 58/Beilage

*Die schöpferischen Volksmassen*, von Dr. Hans-Günther Thalheim, „Neues Deutschland“ 24. 5. 58/Beilage

*Die Vorbüt der großen Armee* (Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller), von Dr. Edith Zenker, „Berliner Zeitung“ 5. 6. 58/S. 3 (1. Artikel einer Serie)

*Gelegenheitsdichtung des jungen Brecht*, von Hans Mayer, „Sinn und Form“ H. 2 58/S. 276

*Fragmentarische Bemerkungen zum „Friedrich“-Fragment Heinrich Manns*, von Bodo Uhse, „Sinn und Form“ H. 2 58/S. 238

*Über die Freiheit des künstlerischen Schaf-*

*fens*, von N. Schamota, „Presse der Sowjetunion“ Nr. 58/S. 1241

*Das Nationale im Inhalt und in der Form*, von M. Kagan, „Kunst und Literatur“ H. 5. 58/S. 475

*Die Lebenskraft der ästhetischen Ideen des Leninismus*, von S. Gerschkowitsch, „Presse der Sowjetunion“ Nr. 64/S. 1377

*Wo steht unsere Literaturgeschichtsschreibung?*, von Heinz Neugebauer, „Sonntag“ 18. 5. 58/S. 8

*Die große Aussprache über Fragen der Literatur*, von Tschou Jang, „Die Presse der Sowjetunion“ Nr. 61/S. 1309

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig. Druck: 1/16/or Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 665